GESCHICHTE DER DEUTSCHEN HOMER-UEBERSETZUNG IM XVIII...

Adalbert Schroeter

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN HOMER-UEBERSETZUNG

IM XVIII. JAHRHUNDERT.

VON

DR. ADALBERT SCHROETER.

JENA,
HERMANN COSTENOBLE.
1882.

Herrn Gymnasial-Direktor Dr. Gustav Lotholtz

zu **Stargard i. P.**

und

Herrn Professor Dr. Fedor Bech

in **Zeitz**

in treuer Ergebenheit.

Vorwort.

Vor Erscheinen der Bernaysischen Neuausgabe der 1781er Odyssee (Homers Odyssee von Johann Heinrich Voss. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart, Cotta, 1881. CXX und 468 Ss. 8⁰. Dazu vier facsimilierte Blätter und drei Karten und Pläne) lagen diese Blätter in ihren Grundzügen fertig. Jene „Einleitung" des kundigen Literarhistorikers hat mich nicht bekehrt und ich stehe nicht an, die von ihm veranstaltete Säcular-Feier des Vossischen Werkes, diese 1881er Apotheose der 1781er Odyssee, die ich im Folgenden unter Beibehaltung ihrer ursprünglichen graphischen Erscheinungsform schlechtweg mit O d ü s s e e bezeichne, für eine mehrseitig rechtlose zu erklären.

Was ich nun von Bernays mehr essaimässig gegeben finde, das hatte mein Buch in genetischem Zusammenhange vorzuführen gestrebt, indem es einen Stoff monographisch behandelte, der, im Einzelnen

fragmentarisch hier und dort zwar an's Licht gezogen, in übersichtlicher Gruppierung und detaillierter Bearbeitung noch nicht vorlag. So sollten diese Bogen ein anmutig Kapitel deutscher Literatur-Geschichte bilden, welches bei seiner hohen Bedeutung und reichen Ergetzlichkeit noch nicht geschrieben stand. In diesem Sinne möchten sie den Freunden literarhistorischer Forschung sich empfehlen zu geneigter Aufnahme.

Den hochverehrten und lieben Herren wie den Bibliotheken, welche meine Arbeit so oder so gefördert haben, sage ich auch hier nochmals Dank.

Hannover, am 4. Februar 1882.

Adalbert Schroeter.

Vor Einsichtnahme sind folgende Berichtigungen erforderlich:

Auf	Seite	9,	Zeile 1 v. o.	lies:	Wacken-	statt:	Wecken-.
„	„	10,	letzte Zeile	„	Biographie	„	Biographe.
„	„	16,	No. 34	„	Link	„	Luck.
„	„	37,	Zeile 13 v. u.	„	Kunstlehrer	„	-lehren.
„	„	49,	„ 1 v. o.	„	aber	„	und.
„	„	68,	„ 12 v. o.	„	*πολυφλόσβοιο*	„	*πολυφλοί.*
„	„	93,	„ 17 v. o.	„	lieber	„	lieber als
„	„	341,	„ 14 v. o.	„	die heilige Ilios.		

Inhalt.

O lieber Leser, lerne Griechisch, und wirf meine Uebersetzung in's Feuer.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

Ilias, Anmerkung zu Buch VI, v. 475.

Qui hoc facere proponet, volet, tentabit, ad Deos iter faciet: hoc ille etiam si non tenuerit, magnis tamen excidet ausis.

Seneca.

Icarus, Icarus —
Jammer genug!

Faust II.

Wagest du, Scheusal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?

Faust II, 3.
Chor gefangener Trojanerinnen.

Einleitung.

Als die künstlerischen Stoffe der mittelalterlichen Kultur beginnen sich zu erschöpfen; als der Minnesang verknöchert in den Singeschulen der bürgerlichen Zünfte und die epische Dichtung zerflattert in unbegrenzten Formen; als der klare Organismus der gotischen Architektur sich auflöst in dekorativem Gegaukel und meisterloser Phantastik und die Bildnerei vertrocknet in leerem Schablonentum, da feiert in Italien der Geist der antiken Klassizität eine Wiedergeburt in seiner Literatur und den stolzen Trümmern seiner Baukunst und Skulptur, und aus der Vermählung des christlichen Ethos mit den Formenidealen der Antike erhebt sich glänzend die neue Geisteswelt mit überreichen Keimen einer neuen Kunst.

Vergil wird der Führer des grössten Dichters des Mittelalters durch die Tiefen und Höhen des geistigen und religiösen Lebens seiner Epochen. Die Fackel der antiken Weisheit muss Dante voranleuchten auf

seiner Wanderung durch des abklingenden Mittelalters wechselbunte Wirklichkeit und mystische Phantasmenwelt.

In Kunst und Dichtung gewinnen die olympischen Götter neue blumenumwundene Altäre. In sinnberückender Schöne überstrahlt die goldene, süsslächelnde Aphrodite das leidverklärte Muttergottesbild, und den schaudervollen Siegeswagen des schwarzen Todes umjauchzt das Evan Evoe bacchantischer Lust. Der alten Kirche weltfeindliche Predigt von Busse und Entsagen überklingen die reizvollen Oden und Distichen des augusteischen Rom; verführerische Lockrufe zu den immergrünen Freuden dieser Welt, jubelnde Triumphgesänge fessellosen Sinnenglücks. Der Kultus der nackten Schönheit kehrt wieder in den bildenden Künsten, und in dem wonnigen Schutze der Höfe, der weltlichen und geistlichen, des alten Zauberlandes, in den stilleren Olivenhainen oder den festdurchrauschten Granatengärten manch eines Belriguardo reifen die ersten blendenden Früchte auch einer literarischen Renaissance. Gelehrte Griechen retten aus dem Schutte des antikmittelalterlichen Byzanz in ihrer Muttersprache den Schlüssel herüber zu den verborgenen, aber, Dank stillwaltender Sorge oder gutmütigem Zufall, treulich gehüteten Schatzgewölben der höfischen, städtischen und klösterlichen Bibliotheken, in deren altersgrauen Pergamenten das geistige Vermächtnis des Altertums den Erben entgegenschläft.

Schnell finden die renascentes literae den Pfad auch herüber über die Alpen. Sollte ihr Kult zuerst erblühen in den Niederlanden, bald heissen auch im Vaterland grosse Gelehrte die Auferstandenen willkommen und erbauen ihnen im engen deutschen Studierstüblein einsame Repositorien. Denn lange noch bleibt der Kult ein festumhegter, abgeschlossener. Seine Götzen bleiben profanen Augen verborgen; seine Sonnen geben nur einzelnen Gelehrtenexistenzen wohl ein helles und ergetzliches, nicht immer sittlich wärmendes Licht; und erschliessen sie den Pädagogen neue Horizonte, so bereiten bei der Härte der Methoden ihre Strahlen den „Schützen" um so herberen Augenschmerz.

Zwar erheben immer neue Universitäten ehrwürdig ihre Häupter, aber eine frische freudige Vermittelung ihrer Errungenschaften aus dem Studium der antiken Literaturen für die Nation in der Muttersprache bleibt zwar nicht aus, aber bei der sonst doch so gedeihlichen Schreib- und literarischen Fehdesucht doch nur sporadisch versucht, im Ganzen einseitig gemieden. Und bethätigt sich auch wirklich der deutsche Uebersetzungstrieb, so fällt die erste Wahl wenigstens aus dem Reiche des griechischen Schriftentums nicht auf das Edelste und Gemeinverständlichste, wenn der Pflege des jungen vaterländischen Festspiels auch bald genug gute Verdeutschungen der römischen Komödie voran oder parallel giengen.

Der Grund dieser Thatsache ist nicht etwa auf die

Sprödigkeit der Sprache zurückzuführen, welche so eben ja durch Luthers prometheische Kraft gerade in meisterlichen Uebersetzungen einen tieferfrischten neuen Lebenshauch empfangen hatte, noch auch ist er in der hilflosen Jugend der philologischen Hermeneutik zu erblicken, welche ja an den aristotelischen Schriften schon frühe sich erprobte mit deutscher Gründlichkeit, deutscher Streitlust und Haarspalterei, sondern ebensosehr in der Dünkelhaftigkeit und Engherzigkeit der neuen Gelahrtheit, welcher die Muttersprache für den Geist der Antike wohl gar ein zu ärmliches und unwürdiges Substrat erschien, als in der einseitig theologisierenden Geistesrichtung und den politischen Wirren.

Nicht aber, dass vor den Humanisten die alte Mythen- und Epopöenwelt so gar verschüttet gewesen sei. Spricht man doch mit vollem Rechte von einer Renaissance im frühen Mittelalter (vgl. Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1880, Seite 51: mittelalterliche Renaissance). Bleibt doch Latein geradezu seine Dicht- und Schriftsprache bis hinein in die Staufferzeit. Hatte doch die Akademie Karls des Grossen so gut einen neuen Homer und einen neuen Horaz wie das vorige Jahrhundert, und Hadawig von Schwaben treibt so eifrig ihren Vergil wie die Schwestern von Lengefeld Ovids Metamorphosen übersetzen und Aeschylus traktieren. Den Späteren vermitteln die antiken Sagen die Romanen dann oder spätlateinische und neuere griechische Autoren (vgl. H. Dunger, die Sage vom troja-

nischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihre antiken Quellen. Leipzig 1869; G. Körting, Diktys und Dares. Halle 1874 u. a. mehr). Dante, des Griechischen selbst unkundig, erweist sich den hellenischen Mythengestalten wohl vertraut, und die grossen Sänger und Dichter des deutschen Mittelalters, auf wie tiefer Stufe der „Bildung“ sie immer verharrt haben mögen, sie kennen dennoch Cytheren und ihren Minnehof und die „sunne von Mycêne“ (Gottfried), Dianen und Helena (Walther), Cupido und Jupitern (Wolfram) wie nur ein Musterknabe unserer Zeit.

Aber diese Erscheinungen blieben doch vereinzelt und nur den geistlichen und höfischen Kreisen verständlich. Nach der Verbreitung indessen der italienischen Renaissance über den Norden hielt das ganze Personal des heidnischen Olymps bei dem Schellenklange des Alexandriners pomphaften Einzug aus den Klassen der Schützen in die nationale Poesie, gleich wie die alten Göttertypen in Skulptur und Malerei, nachdem die venetianische Kunst unter Tiepolo mit Trompetenschalle zu Grabe geleitet war, herüberfluteten über die Alpen und in Sälen und Zimmern in aufgeblähten Dekorationsstücken und in Gärten und Brunnen in zuchtlosem, lustdurchbebtem Sandstein ein üppiges Nachleben feierten. Aber gerade in dieser Parallelflut der antiken Mythengestalten in einer verlotternden Literatur und in einer lärmenden brutalen Kunst verhaucht die im Quatro Cento drüben so herrlich er-

standene Renaissance diesseits ihr entartetes Leben. beides im Dresden der sächsischen Auguste, und schliesst der so begeisterungsvoll um die Wende des Mittelalters begrüsste Geist der Antike in Deutschland jene stolze Phase seines neuen Seins.

Schon aber ist in eben jenem Dresden Winckelmann, und nachdem die Herren von König und von Besser eben hier am Hofe des glänzendsten deutschen Fürsten der Baroccozeit die Poesie weidlich ernüchtert haben, löst sich aus den lasciven Alexandrinern der Schlesier in jugendfrischer Anmut die deutsche Anakreontik in origineller Variation der Engländer und Franzosen. Formenelemente antiker Dichtkunst werden versucht zu germanisieren. Horaz und Anakreon werden verdeutscht und auch ohne ausländisches Medium copiert. Das Arkadische, frühe Vergil und Theokrit nachgeflötet, bleibt modern, bis es sich bei Goethe klassisch verklärt und erschöpft. Bruchstücke von Homerübersetzungen wagen sich in die Journale, mit der schliesslichen Prätention, ihr vornehmster Schmuck zu sein. Bald ist Griechenlandes und der Erde grösster Sänger, Homer im Original, ein stetes Vademecum des deutschen Jünglings. Manch einem werden die homerischen Heroen wie „freiwatende Störche", ein Herderisches Wort, über welches, wie Erich Schmidt bemerkt, mehr nachgesonnen, als gelacht werden soll (Richardson, Rousseau und Goethe S. 222 u.); meines Erachtens soll man beides thun. Winckelmann und Lessing dringen in die

geistigen Schachte der Antike, wie niemand irgendwo annähernd nur zuvor. Sie fördern aus ihnen die goldenen Fundamente einer Aesthetik zu Lichte. Grosse Philologen ebnen immer mehr die Bahn zu den Quellen. Die Homerübersetzungen mehren sich in staunenswerter Zahl; Bruchstücke bereiten aufregend das Gesamterscheinen vor. Meisterhafte Rezensionen folgen langsam, aber in imponierender Sicherheit und Wucht. Die Antike thut von neuem ihre Thore auf. Unsere grossen Dichter drängen herzu und stehen geblendet. Sie werden irre an ihrer Sprache, dem Material ihrer Kunst, dem Lebensquelle ihres ideellen Seins. Sie werden irre an dem dichterischen Formprinzip, dem Prägestocke ihrer Gedankenstoffe. Den Einen lässt es nimmer in der Heimat; es zieht ihn hinüber mit unwiderstehlicher Gewalt zu der alten Zauberin. Erst erlagen ihrem Sirenenlocken die Träger der deutschen Krone; nun folgen die Träger des deutschen Genies. Der Andere weiht ein jammervolles Klagelied den Göttern Griechenlands, ohne je von diesem Heimweh zu gesunden. Nun steht es geschrieben in der deutschen Literaturgeschichte:

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muss der Künstler nicht selbst den Schössling von Aussen sich holen?

Nicht aus Rom und Athen borgen die
Sonne, die Luft?

oder weiter:

Allein sobald ich mündig bin,
Es sind's die Griechen.

Wilhelm Scherer zu Berlin nannte einmal Rom das Delphi der mittleren und neueren Zeiten (Westermanns Monatshefte April 1879 Seite 78). Den Vergleichungspunkt bildet vermutlich das Orakelhaft-Zweizüngige. Man wird das Delphische wonnig verspüren in den Römischen Elegieen, Dichtwerken, die sogar in lateinischer Uebersetzung tief unter die nachgeahmten römischen „Triumvirn" sinken, und weiter in Goethes antikisierender Symbolik (natürliche Tochter; Helena; Paläophron und Neoterpe; Was wir bringen; Pandora; Epimenides Erwachen u. s. w.), wie in dem griechelnden Flitterwerke Schillers und der Fatalistik seiner späteren Dramen.

Und nicht genug! Die Romantik ist längst erkannt als das — übrigens, bis es mit Heine verlottert, so reizende — Unglückskind jenes Bundes unserer Dichter-Grossen mit der Antike.

Glücklicher gestaltete sich ihr Einfluss auf die bildende Kunst. Ich nenne immerhin Rafael Mengs und Öser und gerne David und Tischbein. Aus Carstens' Studien der alten Kunst erblüht die neue Skulptur, während die Klosterbrüder ihr nicht enger verhaftet

werden als dem romantisch-christlichen (Tieck-Weckenroderischen) Ideal und seiner Verwirklichung im deutschen Mittelalter. Doch ich rühme noch Genelli und Preller und die heroische Landschaft.

Man sieht, wie man berechtigt ist, von einer abermaligen Renaissance, dieses Mal im Norden, zu reden seit der zweiten Hälfte oder immerhin seit dem 2. Viertel des 18. Jahrhunderts. Ja, die nationale Poesie erscheint jezuweilen aufgefasst als eine deutsche Copie oder deutsche Parallele der antiken. „Wir besassen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel“ heisst es im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit. Auch in der nationalen Literatur, heisst es einmal bei Lessing, gäbe es Männer, den Alten vergleichbar; „Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Uz, Horaz; Gleim, Anakreon; Gessner, Theokrit; Wieland, Lucrez“ (7. Literaturbrief).

Damit sind die Namen denn genannt, welche auf die Dichter des vorigen Jahrhunderts am meisten vorbildlichen Einfluss übten. Beide Male steht an der Spitze Homer. Frühe wirkt er nachweisbar auf Klopstock. Wer anders hätte sich dann nächst ihm zum Homeriden erheben wollen dürfen als Goethe? Aber um so zahlreichere Kräfte, berufene wie unberufene, stellen sich in den Dienst einer Verdolmetschung Homers. Jemehr die Anakreontik sich erschöpft, um so

reichere und reinere Proben der Homerübersetzung treten auf. Für die produktive Literatur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bilden die Namen Klopstock, Shakspeare und Homer überhaupt die machtvollsten Leitsterne.*) Den Aufgang des letzten dieser drei wollen diese Blätter verfolgen bis zu seiner Höhe um die Wende des Jahrhunderts.

*) Vgl. Deutsches Museum März 1777 S. 256: „Wenn eine Nation so tief gesunken ist wie unsre, so muss fremder Geist ihr wieder den ersten Schwung geben .... Wenn die Dichterlinge Deutschlands einmal Homeren verstehen, werden sie schweigen (schon stottern sie, seitdem sie Shakespears Geist geahndet!) und wenn geborne Dichter ihn in ihrer Sprache reden hören, so wird gewiss erwachen, was nun nur träumt. Wenn seelenvolle Leser Homeren sehen, wird vergessen werden, was nun in so vielen Ohren lieblich schallt wie W. vergessen wurde, seitdem man Shakespearn sah".

„Homer und Shakespeare wurden als hülfreiche Dämonen angerufen, um dem Ringen nach deutscher Geistesfreiheit beizustehen". Bernays, Einleitung zur Säcular-Odüssee XLV.

Dieser Enthusiasmus der Zeit für Homer manifestiert sich in ihrer Literatur auf das Mannigfachste. Seine Aeusserungen speciell im Norden schildert charakteristisch Welckers Biographe Zoegas.

Kapitel I.

Grundriss einer Geschichtstabelle der deutschen Homerübersetzungen.

Zur bequemen äusseren Orientierung beginne ich mit einer historischen Uebersicht aller Homerübersetzungen, welche dem vorigen Jahrhundert, gleichviel in welchem Umfang und aus welchen Federn, bekannt wurden. Wenn ich den Katalog mit den Vorläufern in der Vergangenheit eröffne und mit ihren Nachfahren bis zur Gegenwart schliesse, so wird sich diese Weiterung als geringfügig und für das vorige Jahrhundert jedenfalls sehr charakteristisch erweisen. Die Stücke, welche in dieses fallen, werde ich nummerieren. Im Uebrigen erhebt meine Zusammenstellung keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit.

Die deutschen Homerübersetzungen erschienen in solcher Folge*):

*) Vgl. Joh. Friedr. Degen, Litteratur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. Band 1. Altenburg 1797. —

1495.

Joh. Reuchlin, Der Zweikampf des Paris und Menelaus. Il. III, 340. [Wo?]

1537.

Simon Schaidenreisser, Odyssea. Alexander Weissenborn Augustae Vindelicorum excudebat. Fol. Mit Holzschnitten.
[Die Uebersetzung ist in Prosa, der Dialekt baierisch(?).]

1610.

Joh. Spreng, Ilias Homeri, in artliche deutsche Reime gebracht. Gedruckt zu Augspurg. Fol.
[Neu aufgelegt 1617; 1620, 1625 und 1630 in Frankfurt in Quart.]

Schon treten wir in das achtzehnte Jahrhundert.

1700.

1) Christ. Henr. Postel, Die listige Juno, wie solche von dem grossen Homer im 14. B. der Ilias abgebildet, nachmals von Eustachius ausgeläget, nunmehr in teutschen Versen vorgestellet und mit Anmerkungen erklähret durch —. Homburg. 8.

1737.

2) Gottsched, Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Siebenzehendes Stück. Leipzig. S. 105: die Ilias des Homerus. Erstes Buch.
[In 8füssigen Trochäen (s. u.), die Degen für 7füssige Jamben ausgiebt.]

1737.

3) Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 2. Ausgabe. Der Anfang der Iliade.
[In Hexametern.]

1745.

4) Gottfr. Ephraim Müller, Versuch einer Uebersetzung der Ilias des Homers. Dresden.

O. F. Gruppe, deutsche Uebersetzungskunst. Hannover 1859. — Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen II. — Wilhelm Müller, Vermischte Schriften, Bändchen 4, S. 245. — H. Masius, Neue Jahrbücher 1870, S. 521. — F. A. Wolf Misc. 340 fg. — Goedecke, Grundriss 3, 1292.

„In dessen Versuch über die Kritik (Essay on Criticism) aus dem Englischen des Herrn Pope... man findet hier über die Hälfte des ersten Buches in gereimte Verse übersetzt. Blohm (s. u.) wurde dadurch zu seinem Versuche ermuntert." Degen.

1745.

5) M. Fromm, Der Anfang des ersten und ein Stück aus dem zweiten Gesange der Ilias.

„In gereimten und reimlosen Versen, in dem vierten Bande des Neuen Büchersaals. Leipzig 1745—1750." Degen.

1745.

6) ? Probe einer Uebersetzung der Ilias in deutsche Verse.

„In eben diesem Büchersaal, aber noch vor dem vierten Bande. Der erstgenannte Rektor Fromm hat dieselbe in dem vierten Bande beurtheilt." Degen.

1751.

7) Mich. Dietr. Blohm, Homers Ilias, in deutsche Verse übersetzt. I. II. III. Buch. Altona.

1752.

8) Joh. Adolph Peter Gries, Homers Ilias in deutsche Verse übersetzt. Erstes und zweites Buch. Altona.

1754.

9) Blohm, Homers Ilias, in deutsche Verse übersetzt. IV. und V. Buch. Altona.

1754.

10) ? Das berühmteste Ueberbleibsel aus dem Griechischen Alterthum. Homers Ilias. Frankfurt und Leipzig.

1755.

11) ? Das berühmteste Ueberbleibsel u. s. w. Homers Odyssee. Ebendort. gr. Quart.

Ueber die beiden letztgenannten Nummern s. Degen S. 343:

„Diese Uebertragung ist eigentlich der siebente und achte Theil des bekannten Werks: Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, insonderheit der bewährtesten Nachrichten von den Ländern und Völkern des ganzen Erdkreises u. s. w., welches die Brüder van Düren als Verleger.

nicht als Verfasser, wie Schlüter meint, herausgegeben haben. Als die älteste Urkunde, die wir von der Geschichte des trojanischen Kriegs übrig haben, ward Homer hier aufgenommen. Die Dolmetschung ist dem Anschein nach mehr nach der Dacierischen Uebertragung, als nach dem Original gearbeitet. Sie gehört daher blos zur Geschichte der Homerischen Litteratur, denn als Uebersetzung hat sie keinen Werth.“

Hiermit vergl. man mein Exzerpt aus dem ersten Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1765, 2. Stück, Seite 35), wie es unten folgt.

1755.

12) Bodmer und Wieland, Fragmente in der erzählenden Dichtart. Zyrich. [Verschiedene Stücke aus der Odyssee, in Hexametern übersetzt. s. u.]

1756.

13) Blohm, Versuch einer gebundenen Uebersetzung der Ilias des Homers. Erster Band. Altona.

1760.

14) Bodmer? Vierter Gesang — sechster Gesang der Ilias. In Hexametern übersetzt. Zürich.

176...

15) Pfennigk, der Anfang des ersten Buches der Ilias.

„Die Uebersetzung ist in gereimten Versen und befindet sich in einem Schulprogramm des Verfassers (Rektors zu Brandenburg).“ Degen.

1763.

16) Steinbrychel, Ein Stück aus dem dritten Buche der Ilias vom 145. Verse an. In dessen „Theater der Griechen“. Zürich.

1765.

17) Klopstock (Viktor Ludwig?) Der grösste Theil des Buches I der Ilias.

Zeitschrift: der Greis, Neunter Theil, Seite 67 und Seite 178.

Degen ist nicht zuverlässig. Auch hier giebt er irrtümlich Jahr 1763 an. Vergl. nunmehr auch Erich Schmidt; Anzeiger VIII, 56.

1767.

18) Bodmer, die sechs ersten Gesänge der Ilias. In dessen Calliope. Zürich.

1771.

19) Bürger, Homers Iliade. Erster Gesang Vers 1—304. Sechster Gesang V. 1—65. In Klotzens Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften Stück 21. In Jamben.

[Das Jahr ist von Degen fälschlich als 1767 angegeben.]

1769—1771.

20) Chr. Tobias Damm, des Homerus Werke. Lemgo. Vier Bände. [In Prosa.]

1770—71.

21) Helfrich Bernhard Wenk, Versuch einer Uebersetzung der Ilias des Homer, womit zugleich zu einer öffentlichen Redeübung einladet —. Darmstadt.

[In Prosa mit hexametrischen Anläufen.]

1771—3.

22) Kütner, Homers Iliade, erster und zweeter Band.

1772.

23) Anton, der neunte Gesang der Ilias. In dessen „treuen Uebersetzungen“. Leipzig. [In Hexametern.]

1776.

24) Bürger, Homers Ilias, fünfter Gesang. Im Deutschen Museum. Jenner 1776. [Jambisch.]

1776.

25) Bürger, Homers Ilias, sechster Gesang. Im Teutschen Merkur. Mai. [Jambisch.]

1776.

26) Bürger, Eine Probe aus dem dritten Buche der Ilias. Im Teutschen Merkur. Oktober. [Jambisch.]

1776.

27) Fr. Leop. Graf zu Stolberg, der Iliade zwanzigster Gesang. Im Deutschen Museum. November. [In Hexametern.]

1777.

28) Joh. Heinr. Voss, Odüsseus Erzählung von dem Kyklopen. Aus dem neunten Gesang der Odüssee. Im Deutschen Museum. [In Hexametern.]

1778.

29) Bodmer, Homers Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide. Zwei Bde. Zürich. 8. [In Hexametern.]

1778.

30) Fr. Leopold Graf zu Stolberg, Homers Ilias verdeutscht von —. 2 Bde. Frankfurt und Leipzig. [In Hexametern; wieder aufgelegt 1781 und 1793 und Werke 1823. Hamburg.]

1779.

31) Qr, Verschiedene Stellen, sowohl metrisch als in Prosa von —. „Bei Gelegenheit der Kritik über die Bodmerische und Stolbergische Uebersetzung in der A. D. B. Bd. 37, S. 131 fg." Degen.

1780.

32) ? ? Auserlesene Uebersetzungen aus Homers Werken. Frankfurt. 8.

1780.

33) L. T. Kosegarten, Probe der verdeutschten Odüssee. Gel. Deutschland. Erster Nachtr. S. 349.

1781.

34) D. Luck, Homers Odyssee, sechster Gesang. Eine metrische Uebersetzung. Altdorf.

1781.

35) v. Wobeser, Homers Iliade, von neuem metrisch übersetzt. I. Theil. Leipzig.

1781.

36) J. H. Voss, Homers Odüssee, übersetzt von. Hamburg.

1784.

37) Bürger, Homers Ilias. Erster bis vierter Gesang. Journal von und für Deutschland. Jan. Febr. Apr. Junius. In Hexametern.

1784.

38) J. B. Sedlezki, Homers Odyssee. Augsburg.

1785–6.

38) H. H. Wysz, verschied. Stellen der Ilias, übersetzt in seinem Aufsatz: Ueber die Ilias des Homers, in dem Schweizerischen Museum.

1785.

39) v. Wobeser, Homers Iliade, s. o. II. Theil. Leipzig.

1787.

40) v. Wobeser, Homers Iliade, s. o. III. Theil. Leipzig.

1790.

41) Fr. David Graeter, eine Stelle aus dem achtzehnten Gesang der Ilias, Vers 468–489 in seiner Schrift: Zwei anakreontische Lieder.

1793.

42) J. H. Voss, Homers Werke, 4 Bde., Altona.

1794.

43) J. D. Hartmann, der Schild des Achilles aus dem 18. Buche der Ilias, metrisch verdeutscht mit dem Original begleitet. Lemgo.

In unserem Jahrhundert schliessen sich den aufgezählten an:

1802.

J. H. Voss, Homers Werke. Zweyte verbesserte Auflage. Königsberg.

1806.

J. H. Voss, Homers Werke. Dritte verbesserte Auflage.

1814.

J. H. Voss, Homers Werke. Vierte stark verbesserte Auflage.

1816 ff.

F. A. Wolf, Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee; B. IV, 561. — Lit. Analekta Bd. I.

Uebersetzung der ersten 100 Verse der Odyssee. Lit. Analekta Bd. II.

1821.

J. H. Voss, Homers Werke, Fünfte stark verbesserte Auflage. Stuttgart und Tübingen.

[Congruent der vierten Ausgabe. Ausgabe letzter Hand.

1822.

Conrad Schwenk, die Homerische Odyssee. Zehnter Gesang als Probe. In Hex. — Fünfter Ges. 1826. Frankf. — Sechster Ges. 1829. Bonn und Frankf.

1822—1823.

K. L. Kannegiesser, das erste Buch der Odyssee. Probeschrift. Leipzig. — Chr. Oertel, Homer in Prosa. München. 2 Bde.

1826.

J. St. Zauper, Uebersetzung des Homer in Prosa. Prag. 4 Bde.
K. G. Neumann, Ilias u. Odyssee. Dresden. 2 Bde. In Hex.

1830. 51.

Wiedasch, Odyssee, Stuttgart, in Hex.

1828 und 1835.

Schaumann, Odyssee und Ilias. 6 Bdchen. Prenzlau. In Hex.

1837.

J. H. Voss, neue Auflage der 1781er Odüssee, von Vossens Sohne Abraham besorgt.

1839. 40.

Ferd. Rinnes, die Ilias und Odyssee in Stanzen.

1843.

Erneuter Abdruck der 1781 er Odyssee.

1844.

Albert von Carlowitz, Ilias in gereimten Alexandrinern.

1844.

August Jakob, Odyssee, in Hex.

1846.

Hermann Monjé, Homers Ilias, in Hex. Frankf. a/M.

1852. 57.

Wiedasch, Ilias in Hex.

1854. 56.

von Minckwitz, Homer in Prosa.

1855.

Donner, Ilias und Odyssee, in Hex.

1860.

Ferd. Rinnes, Probe einer Uebersetzung der Odyssee in der Nib. Str

1861.

Carl Uschner, Ilias und Odyssee. In Hex.

1865.

C. Th. Gravenhorst, Odysseus' Heimkehr. Ein Heldengedicht in fünfzig Liedern. Nach den Grundlinien der hom. Dichtg. ausgef. und den deutschen Frauen gewidmet von —. Hannover. In vierzeil. Strophen, bald jambisch, bald trochäisch.

1873.

Homers Odyssee. Vossische Uebersetzung mit 40 Original-Compositionen von Friedrich Preller. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

1878.

Wilh. Jordan, Homers Odyssee, übersetzt und erklärt. Frankfurt a/M.

1881.

Homers Odyssee v. Joh. Heinr. Voss, Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart bei Cotta.

In diesen Ziffern und Namen also spiegelt sich das Mühen des Deutschen um einen Homer in seiner Muttersprache; sehr möglich, dass sich selbst dieser ausgedehnte Katalog erweitern lässt. Nicht alle Nummern haben mir vorgelegen und manche mögen völlig verschollen und geschwunden sein. Nur solche Stücke natürlich, welche in dem Entwicklungsgange der Homerübersetzung lebendige Momente bedeuten, werden in den Rahmen dieser Skizze treten, nur solche von höherer literarhistorischer Geltung, und eine solche beansprucht nur ein Bruchteil der nummerierten Stücke. Es lehrt ein Ueberblick über dieselben, wie das Interesse von Jahr zu Jahr sich erhöht, und das ideale Bemühen des Jahrhunderts nicht eher ruht, als bis der Preis auf dem einmal eingeschlagenen Wege als gewonnen gelten will, man wenigstens an der Möglichkeit äusserster

Schranke angekommen scheint. Freilich, Voss ringt nach dem Unmöglichen im neuen Jahrhundert hartnäckig und immer verbissener weiter, bis kaum neun Jahre nach seinem Tode sein eigener Sohn dieser seiner peinvollen Mühen seit dem Jahre 1781 trauriges Verdammungsurteil spricht und einen Neudruck der Odüssee vom Jahre 1781 einleitet. Hat je ein beinahe fünfzigjähriges Mühen grausameren Lohn gefunden?

Aber der Ringkampf galt einem Phantom. Dass es gerade den hier einzig Urteilsfähigen, Dichtern und Gelehrten, nimmerhin als bezwungen galt, beweist die Statistik, von deren Kenntnisnahme wir eben kommen. Goethe, Jakob Grimm z. B. fordern schlankweg einen deutschen Homer in Prosa. Andere, wie wir sehen, übersetzen von neuem in allen möglichen, in antiken, romanischen und deutschen Metren. Und nach 80 Jahren des neuen Mühens kommen Cotta und Bernays so eben wiederum angezogen — mit der 1781er Odüssee! Diese Blätter können ihnen und ihrer Reliquie unmöglich eine Ehrenpforte bauen.

Doch erkennt man klar, wie eine Phase der deutschen Homerübersetzung zirkelartig abgeschlossen ist. Dass keine neue beginne — was soll ich es leugnen? — diese Blätter wollen bescheiden warnen. Und vermögen sie nachzuweisen, dass Talente wie Bürger, Stolberg, v. Wobeser und Voss an ihrer Aufgabe scheitern mussten, so werden die Epigonen sich bescheiden dürfen.

Kapitel II.

J. C. Gottsched, der Vater des deutschen Hexameters.

Es mochte die erste Probe des Jahrhunderts vergessen sein, als Gottsched den Reigen eröffnete, minder allerdings um eines Homers in deutscher Sprache willen, als um ein Experiment deutscher Verskunst zu lösen. Doch ohne Frage ist er der Erste, dessen Aufruf zum Preiskampf ein mittelbares Echo findet und dessen Uebersetzungsprobe aus Homer zum mindesten den äusseren Weg erschliesst.

Ein metrischer Uebersetzungsversuch aus der Aeneide, welcher der deutschen Gesellschaft zu Leipzig von „unbekannter Hand" zur Aufnahme und Beurteilung in den „Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" eingesandt worden, giebt Gottsched den also rein äusserlichen Anstoss zu einer Uebertragung der ersten 58 Verse des ersten Buches der Ilias. Sie findet sich abgedruckt

im Anschluss an das erwähnte Aeneidenfragment, Cr. Beitr. Stück 17, S. 105 fg. Dieses war in reimlosen jambischen Siebenzehnfüsslern verfasst. Solche erregen Gottscheds Missbilligung. Der Verfasser habe augenscheinlich durch sein langatmiges, dem Hexameter in der Silbenzahl angenähertes Mass die Möglichkeit gewinnen wollen, „den Verstand der virgilianischen Verse von Zeile zu Zeile auszudrücken“. Aber das sei nicht die grösste Tugend einer guten Uebersetzung. Diese könne noch in vielen anderen Stücken fehlerhaft sein, die viel wichtiger wären. Man vermöge indessen Virgil auch in sechsfüssigen jambischen Versen von Zeile zu Zeile vollkommen wiederzugeben. Der Beweis wird aus einer dem Referenten vorliegenden Virgilübersetzung, von einem „geschickten Menschen, mit Namen Schwarz, verfertigt“, gegeben.

Sie ist in gereimten Alexandrinern mit wechselnd weiblichem und männlichem Gleichklang. In diesem Hinblick wird die Reimlosigkeit obiger Siebenzehnsilbler gerügt. „Wir sind der Meynung nicht,“ heisst es, „dass das Wesen guter Verse in guten Reimen bestehe: Aber wir halten dafür, dass deutsche Verse, die keine Reime haben, sonst in ihrer Reinigkeit, im Nachdrucke und Wohlklange alles das ersetzen müssen, was ihnen an den Reimen abgeht. Hierzu gehört nun eine grosse Sprachrichtigkeit, ein feiner Geschmack, und ein zartes Ohr.“

Dass es aber auch ohne Reime angehe, „einen

angenehmen Wohlklang herauszubringen“, soll mit einer andern Probe dargethan werden. Es wird der Anfang von „der Ilias des Homerus“ gewählt, in lange trochäische Verse übersetzt. Diese, noch viel prächtiger klingend als die jambischen Verse, die der ungebundenen Rede gar zu nahe kämen und deshalb auch von den Alten in Schauspielen gebraucht würden, wo alles der gemeinen Sprache ähnlich klingen solle, seien zu einem Heldengedichte bequemer. Auch klängen die lauter weiblichen Abschnitte einer jambischen Uebersetzung gar zu matt für ein Heldengedicht.

So folgt die Probe aus Homer zum Beweise, wie die langen trochäischen Verse einen majestätischeren Wohlklang hätten als jene jambischen. Wir haben es mithin offenbar mehr mit einem metrischen Problem zu thun als dem einer dichterischen Homerverdeutschung.

Die oben gerügte Eintönigkeit der weiblichen Diäresen ist denn hier bewusst aufgehoben durch Abwechslung je zweier weiblichen und männlichen, und die Ausklänge sind, umgekehrt, schematisiert durch einen Wechsel je zweier stumpfen und weiblichen Beschlüsse. Es ist der Versbau mithin künstlich genug.

Die 58 Verse des Originals sind wiedergegeben in 60 trochäischen Fünfzehnsilblern. Ich kann die Uebersetzung im Lichte ihrer Zeit nicht anders als anerkennen. Sie ist in reiner Sprache geschrieben und im Ganzen sinngetreu. Mehr darf zur Zeit nicht erwartet und gefordert werden. Unbehilflichkeiten sind durch Wohl-

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN HOMER-UEBERSETZUNG

IM XVIII. JAHRHUNDERT.

VON

DR. ADALBERT SCHROETER.

JENA,
HERMANN COSTENOBLE.
1882.

☛ Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Gladstone, M., P. **W. E., Homer und sein Zeitalter.** Eine Untersuchung über die Zeit und das Vaterland Homer's. Autor. und auf Veranlassung des Verf. übertragene deutsche Ausg. von Dr. phil. D. Bendan, früher Prof. an der Univ. der Stadt New-York. gr. 8. br. . . . . 6 Mk.

Cesnola, Louis Palma di, Cypern, seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über zehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludwig Stern. Mit einleitendem Vorwort von Georg Ebers. Mit mehr als 500 in den Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzschnittillustrationen, 12 lithograph. Schrifttafeln und 2 Karten. 2 Theile. Lex.-8. Auf Chamoispapier in splendidester Ausstattung. Mit Kopfleisten, Initialen. eleg. br. Preis pro Theil 18 M. 2 Theile in 1 Bd. geb. 38 M. 40 Pf.

Kohn A. u. Dr. C. Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben. Lex.-8. I. Bd. Mit 162 Holzschnitten, 9 lithogr. und 4 Farbendruck-Tafeln. broch. 16 Mark. II. Bd. Mit 32 Holzschnitten, 6 lithogr. Tafeln und 1 archäologischen Karte. broch. 15 Mark.

Lenormant, François, Die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien. Autorisirte und vom Verfasser revidirte Ausgabe. 2 Bde. gr. 8. brosch. — I. Band: Vorgeschichtliche Archäologie: Egypten. — II. Band: Chaldäa und Assyrien. Phönicien. Preis für beide Bände 12 Mark.

— — **Die Magie und Weissagekunst der Chaldäer.** (Die Geheimwissenschaften Asiens.) Autor., vom Verf. bedeutend verbess. und vermehrte deutsche Ausg. 2 Thle. in 1 Bd. gr. 8. 1878. br. 14 Mk.

Lubbock, Sir John, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden. Autorisirte Ausgabe. Nach der 3. vermehrten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit Einleitung von Rudolf Virchow. Mit 20 Illustrationen in Holzschnitt und 6 lith. Tafeln. gr. 8. Eleg. Ausstattung. broch. 12 Mark.

Lubbock, Sir John, Die vorgeschichtliche Zeit. Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit Einleitung von Professor Dr. Rudolf Virchow. 2 Bde. Mit 228 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithographirten Tafeln in Farbendruck. gr. 8. Eleganteste Ausstattung. broch. 17 Mark.

Mehlis, Dr. C., Bilder aus Deutschlands Vorzeit. 8. brosch. 4 Mark.

Merkens, Heinrich, Das Gastmahl des Trimalchio. Ein Cultur- und Sittengemälde aus der Zeit des Kaisers Nero. Nach den Satiren des Petronius. gr. 8. Eleg. broch. 1 Mark 80 Pf.

Diese für die Geschichte der römisch-cäsarischen Gesellschaft hochwichtige Sittenschilderung ist in seiner Art ein Kunstwerk voll von Geist, feinster Menschenkenntniss, überlegenem Witz und heiterem Humor.

Müller, Sophus, Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung. Autoris. Ausgabe für Deutschland. Aus dem Dänischen von J. Mestorf. Mit 47 eingedr. Holzschnitten. gr. 8. broch. 4 Mark.

Pösche, Theodor, Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie. 1 Band. gr. 8. Eleg. broch. 5 Mark.

Sadowski, J. N. von, Die Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an die Gestade des Baltischen Meeres. Eine von der Academie der Wissenschaften zu Krakau preisgekrönte archäologische Studie. Autorisirte, vom Verfasser revidirte Ausgabe. Mit einer Einleitung des Uebersetzers. Aus dem Polnischen von Albin Kohn. Mit 3 lithogr. Tafeln und 2 Karten. gr. 8. eleg. broch. 7 Mark 20 Pf.

Die

deutsche Homer-Uebersetzung

im XVIII. Jahrhundert.

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN HOMER-UEBERSETZUNG

IM XVIII. JAHRHUNDERT.

VON

DR. ADALBERT SCHROETER.

JENA,
HERMANN COSTENOBLE.
1882.

Herrn Gymnasial-Direktor Dr. Gustav Lotholtz

zu **Stargard i. P.**

und

Herrn Professor Dr. Fedor Bech

in **Zeitz**

in treuer Ergebenheit.

Vorwort.

Vor Erscheinen der Bernaysischen Neuausgabe der 1781er Odyssee (Homers Odyssee von Johann Heinrich Voss. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart, Cotta, 1881. CXX und 468 Ss. 8°. Dazu vier facsimilierte Blätter und drei Karten und Pläne) lagen diese Blätter in ihren Grundzügen fertig. Jene „Einleitung" des kundigen Literarhistorikers hat mich nicht bekehrt und ich stehe nicht an, die von ihm veranstaltete Säcular-Feier des Vossischen Werkes, diese 1881er Apotheose der 1781er Odyssee, die ich im Folgenden unter Beibehaltung ihrer ursprünglichen graphischen Erscheinungsform schlechtweg mit O d ü s s e e bezeichne, für eine mehrseitig rechtlose zu erklären.

Was ich nun von Bernays mehr essaimässig gegeben finde, das hatte mein Buch in genetischem Zusammenhange vorzuführen gestrebt, indem es einen Stoff monographisch behandelte, der, im Einzelnen

fragmentarisch hier und dort zwar an's Licht gezogen, in übersichtlicher Gruppierung und detaillierter Bearbeitung noch nicht vorlag. So sollten diese Bogen ein anmutig Kapitel deutscher Literatur-Geschichte bilden, welches bei seiner hohen Bedeutung und reichen Ergetzlichkeit noch nicht geschrieben stand. In diesem Sinne möchten sie den Freunden literarhistorischer Forschung sich empfehlen zu geneigter Aufnahme.

Den hochverehrten und lieben Herren wie den Bibliotheken, welche meine Arbeit so oder so gefördert haben, sage ich auch hier nochmals Dank.

Hannover, am 4. Februar 1882.

Adalbert Schroeter.

Vor Einsichtnahme sind folgende Berichtigungen erforderlich:

Auf Seite	9,	Zeile 1 v. o.	lies:	Wacken-	statt:	Wecken-.
„ „	10,	letzte Zeile	„	Biographie	„	Biographe.
„ „	16,	No. 34	„	Link	„	Luck.
„ „	37,	Zeile 13 v. u.	„	Kunstlehrer	„	-lehren.
„ „	49,	„ 1 v. o.	„	aber	„	und.
„ „	68,	„ 12 v. o.	„	*πολυφλόσβοιο*	„	*πολυφλοι.*
„ „	93,	„ 17 v. o.	„	lieber	„	lieber als
„ „	341,	„ 14 v. o.	„	die heilige Ilios.		

Inhalt.

O lieber Leser, lerne Griechisch, und wirf meine Uebersetzung in's Feuer.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,
Ilias, Anmerkung zu Buch VI, v. 475.

Qui hoc facere proponet, volet, tentabit, ad Deos iter faciet: hoc ille etiam si non tenuerit, magnis tamen excidet ausis.

Seneca.

Icarus, Icarus —
Jammer genug!

Faust II.

Wagest du, Scheusal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?

Faust II, 3.
Chor gefangener Trojanerinnen.

Einleitung.

Als die künstlerischen Stoffe der mittelalterlichen Kultur beginnen sich zu erschöpfen; als der Minnesang verknöchert in den Singeschulen der bürgerlichen Zünfte und die epische Dichtung zerflattert in unbegrenzten Formen; als der klare Organismus der gotischen Architektur sich auflöst in dekorativem Gegaukel und meisterloser Phantastik und die Bildnerei vertrocknet in leerem Schablonentum, da feiert in Italien der Geist der antiken Klassizität eine Wiedergeburt in seiner Literatur und den stolzen Trümmern seiner Baukunst und Skulptur, und aus der Vermählung des christlichen Ethos mit den Formenidealen der Antike erhebt sich glänzend die neue Geisteswelt mit überreichen Keimen einer neuen Kunst.

Vergil wird der Führer des grössten Dichters des Mittelalters durch die Tiefen und Höhen des geistigen und religiösen Lebens seiner Epochen. Die Fackel der antiken Weisheit muss Dante voranleuchten auf

seiner Wanderung durch des abklingenden Mittelalters wechselbunte Wirklichkeit und mystische Phantasmenwelt.

In Kunst und Dichtung gewinnen die olympischen Götter neue blumenumwundene Altäre. In sinnberückender Schöne überstrahlt die goldene, süsslächelnde Aphrodite das leidverklärte Muttergottesbild, und den schaudervollen Siegeswagen des schwarzen Todes umjauchzt das Evan Evoe bacchantischer Lust. Der alten Kirche weltfeindliche Predigt von Busse und Entsagen überklingen die reizvollen Oden und Distichen des augusteischen Rom; verführerische Lockrufe zu den immergrünen Freuden dieser Welt, jubelnde Triumphgesänge fessellosen Sinnenglücks. Der Kultus der nackten Schönheit kehrt wieder in den bildenden Künsten, und in dem wonnigen Schutze der Höfe, der weltlichen und geistlichen, des alten Zauberlandes, in den stilleren Olivenhainen oder den festdurchrauschten Granatengärten manch eines Belriguardo reifen die ersten blendenden Früchte auch einer literarischen Renaissance. Gelehrte Griechen retten aus dem Schutte des antikmittelalterlichen Byzanz in ihrer Muttersprache den Schlüssel herüber zu den verborgenen, aber, Dank stillwaltender Sorge oder gutmütigem Zufall, treulich gehüteten Schatzgewölben der höfischen, städtischen und klösterlichen Bibliotheken, in deren altersgrauen Pergamenten das geistige Vermächtnis des Altertums den Erben entgegenschläft.

Schnell finden die renascentes literae den Pfad auch herüber über die Alpen. Sollte ihr Kult zuerst erblühen in den Niederlanden, bald heissen auch im Vaterland grosse Gelehrte die Auferstandenen willkommen und erbauen ihnen im engen deutschen Studierstüblein einsame Repositorien. Denn lange noch bleibt der Kult ein festumhegter, abgeschlossener. Seine Götzen bleiben profanen Augen verborgen; seine Sonnen geben nur einzelnen Gelehrtenexistenzen wohl ein helles und ergetzliches, nicht immer sittlich wärmendes Licht; und erschliessen sie den Pädagogen neue Horizonte, so bereiten bei der Härte der Methoden ihre Strahlen den „Schützen“ um so herberen Augenschmerz.

Zwar erheben immer neue Universitäten ehrwürdig ihre Häupter, aber eine frische freudige Vermittelung ihrer Errungenschaften aus dem Studium der antiken Literaturen für die Nation in der Muttersprache bleibt zwar nicht aus, aber bei der sonst doch so gedeihlichen Schreib- und literarischen Fehdesucht doch nur sporadisch versucht, im Ganzen einseitig gemieden. Und bethätigt sich auch wirklich der deutsche Uebersetzungstrieb, so fällt die erste Wahl wenigstens aus dem Reiche des griechischen Schriftentums nicht auf das Edelste und Gemeinverständlichste, wenn der Pflege des jungen vaterländischen Festspiels auch bald genug gute Verdeutschungen der römischen Komödie voran oder parallel giengen.

Der Grund dieser Thatsache ist nicht etwa auf die

Sprödigkeit der Sprache zurückzuführen, welche so eben ja durch Luthers prometheische Kraft gerade in meisterlichen Uebersetzungen einen tieferfrischten neuen Lebenshauch empfangen hatte, noch auch ist er in der hilflosen Jugend der philologischen Hermeneutik zu erblicken, welche ja an den aristotelischen Schriften schon frühe sich erprobte mit deutscher Gründlichkeit, deutscher Streitlust und Haarspalterei, sondern ebensosehr in der Dünkelhaftigkeit und Engherzigkeit der neuen Gelahrtheit, welcher die Muttersprache für den Geist der Antike wohl gar ein zu ärmliches und unwürdiges Substrat erschien, als in der einseitig theologisierenden Geistesrichtung und den politischen Wirren.

Nicht aber, dass vor den Humanisten die alte Mythen- und Epopöenwelt so gar verschüttet gewesen sei. Spricht man doch mit vollem Rechte von einer Renaissance im frühen Mittelalter (vgl. Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, Berlin 1880, Seite 51: mittelalterliche Renaissance). Bleibt doch Latein geradezu seine Dicht- und Schriftsprache bis hinein in die Staufferzeit. Hatte doch die Akademie Karls des Grossen so gut einen neuen Homer und einen neuen Horaz wie das vorige Jahrhundert, und Hadawig von Schwaben treibt so eifrig ihren Vergil wie die Schwestern von Lengefeld Ovids Metamorphosen übersetzen und Aeschylus traktieren. Den Späteren vermitteln die antiken Sagen die Romanen dann oder spätlateinische und neuere griechische Autoren (vgl. H. Dunger, die Sage vom troja-

nischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihre antiken Quellen. Leipzig 1869; G. Körting, Diktys und Dares. Halle 1874 u. a. mehr). Dante, des Griechischen selbst unkundig, erweist sich den hellenischen Mythengestalten wohl vertraut, und die grossen Sänger und Dichter des deutschen Mittelalters, auf wie tiefer Stufe der „Bildung" sie immer verharrt haben mögen, sie kennen dennoch Cytheren und ihren Minnehof und die „sunne von Mycêne" (Gottfried), Dianen und Helena (Walther), Cupido und Jupitern (Wolfram) wie nur ein Musterknabe unserer Zeit.

Aber diese Erscheinungen blieben doch vereinzelt und nur den geistlichen und höfischen Kreisen verständlich. Nach der Verbreitung indessen der italienischen Renaissance über den Norden hielt das ganze Personal des heidnischen Olymps bei dem Schellenklange des Alexandriners pomphaften Einzug aus den Klassen der Schützen in die nationale Poesie, gleich wie die alten Göttertypen in Skulptur und Malerei, nachdem die venetianische Kunst unter Tiepolo mit Trompetenschalle zu Grabe geleitet war, herüberfluteten über die Alpen und in Sälen und Zimmern in aufgeblähten Dekorationsstücken und in Gärten und Brunnen in zuchtlosem, lustdurchbebtem Sandstein ein üppiges Nachleben feierten. Aber gerade in dieser Parallelflut der antiken Mythengestalten in einer verlotternden Literatur und in einer lärmenden brutalen Kunst verhaucht die im Quatro Cento drüben so herrlich er-

standende Renaissance diesseits ihr entartetes Leben. beides im Dresden der sächsischen Auguste, und schliesst der so begeisterungsvoll um die Wende des Mittelalters begrüsste Geist der Antike in Deutschland jene stolze Phase seines neuen Seins.

Schon aber ist in eben jenem Dresden Winckelmann, und nachdem die Herren von König und von Besser eben hier am Hofe des glänzendsten deutschen Fürsten der Baroccozeit die Poesie weidlich ernüchtert haben, löst sich aus den lasciven Alexandrinern der Schlesier in jugendfrischer Anmut die deutsche Anakreontik in origineller Variation der Engländer und Franzosen. Formenelemente antiker Dichtkunst werden versucht zu germanisieren. Horaz und Anakreon werden verdeutscht und auch ohne ausländisches Medium copiert. Das Arkadische, frühe Vergil und Theokrit nachgeflötet, bleibt modern, bis es sich bei Goethe klassisch verklärt und erschöpft. Bruchstücke von Homerübersetzungen wagen sich in die Journale, mit der schliesslichen Prätention, ihr vornehmster Schmuck zu sein. Bald ist Griechenlandes und der Erde grösster Sänger, Homer im Original, ein stetes Vademecum des deutschen Jünglings. Manch einem werden die homerischen Heroen wie „freiwatende Störche“, ein Herderisches Wort, über welches, wie Erich Schmidt bemerkt, mehr nachgesonnen, als gelacht werden soll (Richardson, Rousseau und Goethe S. 222 u.); meines Erachtens soll man beides thun. Winckelmann und Lessing dringen in die

geistigen Schachte der Antike, wie niemand irgendwo annähernd nur zuvor. Sie fördern aus ihnen die goldenen Fundamente einer Aesthetik zu Lichte. Grosse Philologen ebnen immer mehr die Bahn zu den Quellen. Die Homerübersetzungen mehren sich in staunenswerter Zahl; Bruchstücke bereiten aufregend das Gesamterscheinen vor. Meisterhafte Rezensionen folgen langsam, aber in imponierender Sicherheit und Wucht. Die Antike thut von neuem ihre Thore auf. Unsere grossen Dichter drängen herzu und stehen geblendet. Sie werden irre an ihrer Sprache, dem Material ihrer Kunst, dem Lebensquelle ihres ideellen Seins. Sie werden irre an dem dichterischen Formprinzip, dem Prägestocke ihrer Gedankenstoffe. Den Einen lässt es nimmer in der Heimat; es zieht ihn hinüber mit unwiderstehlicher Gewalt zu der alten Zauberin. Erst erlagen ihrem Sirenenlocken die Träger der deutschen Krone; nun folgen die Träger des deutschen Genies. Der Andere weiht ein jammervolles Klagelied den Göttern Griechenlands, ohne je von diesem Heimweh zu gesunden. Nun steht es geschrieben in der deutschen Literaturgeschichte:

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muss der Künstler nicht selbst den Schössling von Aussen sich holen?

Nicht aus Rom und Athen borgen die
Sonne, die Luft?

oder weiter:

Allein sobald ich mündig bin,
Es sind's die Griechen.

Wilhelm Scherer zu Berlin nannte einmal Rom das Delphi der mittleren und neueren Zeiten (Westermanns Monatshefte April 1879 Seite 78). Den Vergleichungspunkt bildet vermutlich das Orakelhaft-Zweizüngige. Man wird das Delphische wonnig verspüren in den Römischen Elegieen, Dichtwerken, die sogar in lateinischer Uebersetzung tief unter die nachgeahmten römischen „Triumvirn" sinken, und weiter in Goethes antikisierender Symbolik (natürliche Tochter; Helena; Paläophron und Neoterpe; Was wir bringen; Pandora; Epimenides Erwachen u. s. w.), wie in dem griechelnden Flitterwerke Schillers und der Fatalistik seiner späteren Dramen.

Und nicht genug! Die Romantik ist längst erkannt als das — übrigens, bis es mit Heine verlottert, so reizende — Unglückskind jenes Bundes unserer Dichter-Grossen mit der Antike.

Glücklicher gestaltete sich ihr Einfluss auf die bildende Kunst. Ich nenne immerhin Rafael Mengs und Öser und gerne David und Tischbein. Aus Carstens' Studien der alten Kunst erblüht die neue Skulptur, während die Klosterbrüder ihr nicht enger verhaftet

werden als dem romantisch-christlichen (Tieck-Weckenroderischen) Ideal und seiner Verwirklichung im deutschen Mittelalter. Doch ich rühme noch Genelli und Preller und die heroische Landschaft.

Man sieht, wie man berechtigt ist, von einer abermaligen Renaissance, dieses Mal im Norden, zu reden seit der zweiten Hälfte oder immerhin seit dem 2. Viertel des 18. Jahrhunderts. Ja, die nationale Poesie erscheint jezuweilen aufgefasst als eine deutsche Copie oder deutsche Parallele der antiken. „Wir besassen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel“ heisst es im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit. Auch in der nationalen Literatur, heisst es einmal bei Lessing, gäbe es Männer, den Alten vergleichbar; „Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Uz, Horaz; Gleim, Anakreon; Gessner, Theokrit; Wieland, Lucrez“ (7. Literaturbrief).

Damit sind die Namen denn genannt, welche auf die Dichter des vorigen Jahrhunderts am meisten vorbildlichen Einfluss übten. Beide Male steht an der Spitze Homer. Frühe wirkt er nachweisbar auf Klopstock. Wer anders hätte sich dann nächst ihm zum Homeriden erheben wollen dürfen als Goethe? Aber um so zahlreichere Kräfte, berufene wie unberufene, stellen sich in den Dienst einer Verdolmetschung Homers. Jemehr die Anakreontik sich erschöpft, um so

reichere und reinere Proben der Homerübersetzung treten auf. Für die produktive Literatur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bilden die Namen Klopstock, Shakspeare und Homer überhaupt die machtvollsten Leitsterne.*) Den Aufgang des letzten dieser drei wollen diese Blätter verfolgen bis zu seiner Höhe um die Wende des Jahrhunderts.

*) Vgl. Deutsches Museum März 1777 S. 256: „Wenn eine Nation so tief gesunken ist wie unsre, so muss fremder Geist ihr wieder den ersten Schwung geben . . . . Wenn die Dichterlinge Deutschlands einmal Homeren verstehen. werden sie schweigen (schon stottern sie, seitdem sie Shakespears Geist geahndet!) und wenn geborne Dichter ihn in ihrer Sprache reden hören, so wird gewiss erwachen, was nun nur träumt. Wenn seelenvolle Leser Homeren sehen, wird vergessen werden, was nun in so vielen Ohren lieblich schallt wie W. vergessen wurde, seitdem man Shakespearn sah".

„Homer und Shakespeare wurden als hülfreiche Dämonen angerufen, um dem Ringen nach deutscher Geistesfreiheit beizustehen". Bernays, Einleitung zur Säcular-Odüssee XLV.

Dieser Enthusiasmus der Zeit für Homer manifestiert sich in ihrer Literatur auf das Mannigfachste. Seine Aeusserungen speciell im Norden schildert charakteristisch Welckers Biographe Zoegas.

Kapitel I.

Grundriss einer Geschichtstabelle der deutschen Homerübersetzungen.

Zur bequemen äusseren Orientierung beginne ich mit einer historischen Uebersicht aller Homerübersetzungen, welche dem vorigen Jahrhundert, gleichviel in welchem Umfang und aus welchen Federn, bekannt wurden. Wenn ich den Katalog mit den Vorläufern in der Vergangenheit eröffne und mit ihren Nachfahren bis zur Gegenwart schliesse, so wird sich diese Weiterung als geringfügig und für das vorige Jahrhundert jedenfalls sehr charakteristisch erweisen. Die Stücke, welche in dieses fallen, werde ich nummerieren. Im Uebrigen erhebt meine Zusammenstellung keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit.

Die deutschen Homerübersetzungen erschienen in solcher Folge*):

*) Vgl. Joh. Friedr. Degen, Litteratur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. Band 1. Altenburg 1797. —

1495.

Joh. Reuchlin, Der Zweikampf des Paris und Menelaus. Il. III, 340. [Wo?]

1537.

Simon Schaidenreisser, Odyssea. Alexander Weissenborn Augustae Vindelicorum excudebat. Fol. Mit Holzschnitten.

[Die Uebersetzung ist in Prosa, der Dialekt baierisch(?).]

1610.

Joh. Spreng, Ilias Homeri, in artliche deutsche Reime gebracht. Gedruckt zu Augspurg. Fol.

[Neu aufgelegt 1617; 1620, 1625 und 1630 in Frankfurt in Quart.]

Schon treten wir in das achtzehnte Jahrhundert.

1700.

1) Christ. Henr. Postel, Die listige Juno, wie solche von dem grossen Homer im 14. B. der Ilias abgebildet, nachmals von Eustachius ausgeläget, nunmehr in teutschen Versen vorgestellet und mit Anmerkungen erklähret durch —. Homburg. 8.

1737.

2) Gottsched, Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Siebenzehendes Stück. Leipzig. S. 105: die Ilias des Homerus. Erstes Buch.

[In 8füssigen Trochäen (s. u.), die Degen für 7füssige Jamben ausgiebt.]

1737.

3) Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 2. Ausgabe. Der Anfang der Iliade.

[In Hexametern.]

1745.

4) Gottfr. Ephraim Müller, Versuch einer Uebersetzung der Ilias des Homers. Dresden.

O. F. Gruppe, deutsche Uebersetzungskunst. Hannover 1859. — Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen II. — Wilhelm Müller, Vermischte Schriften, Bändchen 4, S. 245. — H. Masius, Neue Jahrbücher 1870, S. 521. — F. A. Wolf Misc. 340 fg. — Goedecke, Grundriss 3, 1292.

„In dessen Versuch über die Kritik (Essay on Criticism) aus dem Englischen des Herrn Pope... man findet hier über die Hälfte des ersten Buches in gereimte Verse übersetzt. Blohm (s. u.) wurde dadurch zu seinem Versuche ermuntert.“ Degen.

1745.

5) M. Fromm, Der Anfang des ersten und ein Stück aus dem zweiten Gesange der Ilias.

„In gereimten und reimlosen Versen, in dem vierten Bande des Neuen Büchersaals. Leipzig 1745—1750.“ Degen.

1745.

6) ? Probe einer Uebersetzung der Ilias in deutsche Verse.

„In eben diesem Büchersaal, aber noch vor dem vierten Bande. Der erstgenannte Rektor Fromm hat dieselbe in dem vierten Bande beurtheilt.“ Degen.

1751.

7) Mich. Dietr. Blohm, Homers Ilias, in deutsche Verse übersetzt. I. II. III. Buch. Altona.

1752.

8) Joh. Adolph Peter Gries, Homers Ilias in deutsche Verse übersetzt. Erstes und zweites Buch. Altona.

1754.

9) Blohm, Homers Ilias, in deutsche Verse übersetzt. IV. und V. Buch. Altona.

1754.

10) ? Das berühmteste Ueberbleibsel aus dem Griechischen Alterthum. Homers Ilias. Frankfurt und Leipzig.

1755.

11) ? Das berühmteste Ueberbleibsel u. s. w. Homers Odyssee. Ebendort. gr. Quart.

Ueber die beiden letztgenannten Nummern s. Degen S. 343:

„Diese Uebertragung ist eigentlich der siebente und achte Theil des bekannten Werks: Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, insonderheit der bewährtesten Nachrichten von den Ländern und Völkern des ganzen Erdkreises u. s. w., welches die Brüder van Düren als Verleger,

nicht als Verfasser, wie Schlüter meint, herausgegeben haben. Als die älteste Urkunde, die wir von der Geschichte des trojanischen Kriegs übrig haben, ward Homer hier aufgenommen. Die Dolmetschung ist dem Anschein nach mehr nach der Dacierischen Uebertragung, als nach dem Original gearbeitet. Sie gehört daher blos zur Geschichte der Homerischen Litteratur, denn als Uebersetzung hat sie keinen Werth."

Hiermit vergl. man mein Exzerpt aus dem ersten Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1765, 2. Stück, Seite 35), wie es unten folgt.

1755.

12) Bodmer und Wieland, Fragmente in der erzählenden Dichtart. Zyrich. [Verschiedene Stücke aus der Odyssee, in Hexametern übersetzt. s. u.]

1756.

13) Blohm, Versuch einer gebundenen Uebersetzung der Ilias des Homers. Erster Band. Altona.

1760.

14) Bodmer? Vierter Gesang — sechster Gesang der Ilias. In Hexametern übersetzt. Zürich.

176...

15) Pfennigk, der Anfang des ersten Buches der Ilias.

„Die Uebersetzung ist in gereimten Versen und befindet sich in einem Schulprogramm des Verfassers (Rektors zu Brandenburg)." Degen.

1763.

16) Steinbrychel, Ein Stück aus dem dritten Buche der Ilias vom 145. Verse an. In dessen „Theater der Griechen". Zürich.

1765.

17) Klopstock (Viktor Ludwig?) Der grösste Theil des Buches I der Ilias.

Zeitschrift: der Greis, Neunter Theil, Seite 67 und Seite 178.

Degen ist nicht zuverlässig. Auch hier giebt er irrtümlich Jahr 1763 an. Vergl. nunmehr auch Erich Schmidt; Anzeiger VIII, 56.

1767.

18) Bodmer, die sechs ersten Gesänge der Ilias. In dessen Calliope. Zürich.

1771.

19) Bürger, Homers Iliade. Erster Gesang Vers 1—304. Sechster Gesang V. 1—65. In Klotzens Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften Stück 21. In Jamben.

[Das Jahr ist von Degen fälschlich als 1767 angegeben.]

1769—1771.

20) Chr. Tobias Damm, des Homerus Werke. Lemgo. Vier Bände. [In Prosa.]

1770—71.

21) Helfrich Bernhard Wenk, Versuch einer Uebersetzung der Ilias des Homer, womit zugleich zu einer öffentlichen Redeübung einladet —. Darmstadt.

[In Prosa mit hexametrischen Anläufen.]

1771—3.

22) Kütner, Homers Iliade, erster und zweeter Band.

1772.

23) Anton, der neunte Gesang der Ilias. In dessen „treuen Uebersetzungen“. Leipzig. [In Hexametern.]

1776.

24) Bürger, Homers Ilias, fünfter Gesang. Im Deutschen Museum. Jenner 1776. [Jambisch.]

1776.

25) Bürger, Homers Ilias, sechster Gesang. Im Teutschen Merkur. Mai. [Jambisch.]

1776.

26) Bürger, Eine Probe aus dem dritten Buche der Ilias. Im Teutschen Merkur. Oktober. [Jambisch.]

1776.

27) Fr. Leop. Graf zu Stolberg, der Iliade zwanzigster Gesang. Im Deutschen Museum. November. [In Hexametern.]

1777.

28) Joh. Heinr. Voss, Odüsseus Erzählung von dem Kyklopen. Aus dem neunten Gesang der Odüssee. Im Deutschen Museum. [In Hexametern.]

1778.

29) Bodmer, Homers Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide. Zwei Bde. Zürich. 8. [In Hexametern.]

1778.

30) Fr. Leopold Graf zu Stolberg, Homers Ilias verdeutscht von —. 2 Bde. Frankfurt und Leipzig. [In Hexametern; wieder aufgelegt 1781 und 1793 und Werke 1823. Hamburg.]

1779.

31) Qr, Verschiedene Stellen, sowohl metrisch als in Prosa von —. „Bei Gelegenheit der Kritik über die Bodmerische und Stolbergische Uebersetzung in der A. D. B. Bd. 37, S. 131 fg.“ Degen.

1780.

32) ? ? Auserlesene Uebersetzungen aus Homers Werken. Frankfurt. 8.

1780.

33) L. T. Kosegarten, Probe der verdeutschten Odüssee. Gel. Deutschland. Erster Nachtr. S. 349.

1781.

34) D. Luck, Homers Odyssee, sechster Gesang. Eine metrische Uebersetzung. Altdorf.

1781.

35) v. Wobeser, Homers Iliade, von neuem metrisch übersetzt. I. Theil. Leipzig.

1781.

36) J. H. Voss, Homers Odüssee, übersetzt von. Hamburg.

1784.

37) Bürger, Homers Ilias. Erster bis vierter Gesang. Journal von und für Deutschland. Jan. Febr. Apr. Junius. In Hexametern.

1784.

38) J. B. Sedlezki, Homers Odyssee. Augsburg.

1785—6.

38) H. H. Wysz, verschied. Stellen der Ilias, übersetzt in seinem Aufsatz: Ueber die Ilias des Homers, in dem Schweizerischen Museum.

1785.

39) v. Wobeser, Homers Iliade, s. o. II. Theil. Leipzig.

1787.

40) v. Wobeser, Homers Iliade, s. o. III. Theil. Leipzig.

1790.

41) Fr. David Graeter, eine Stelle aus dem achtzehnten Gesang der Ilias, Vers 468—489 in seiner Schrift: Zwei anakreontische Lieder.

1793.

42) J. H. Voss, Homers Werke, 4 Bde., Altona.

1794.

43) J. D. Hartmann, der Schild des Achilles aus dem 18. Buche der Ilias, metrisch verdeutscht mit dem Original begleitet. Lemgo.

In unserem Jahrhundert schliessen sich den aufgezählten an:

1802.

J. H. Voss, Homers Werke. Zweyte verbesserte Auflage. Königsberg.

1806.

J. H. Voss, Homers Werke. Dritte verbesserte Auflage.

1814.

J. H. Voss, Homers Werke. Vierte stark verbesserte Auflage.

1816 ff.

F. A. Wolf, Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee; B. IV, 561. — Lit. Analekta Bd. I.

Uebersetzung der ersten 100 Verse der Odyssee. Lit. Analekta Bd. II.

1821.

J. H. Voss, Homers Werke, Fünfte stark verbesserte Auflage. Stuttgart und Tübingen.

[Congruent der vierten Ausgabe. Ausgabe letzter Hand.

1822.

Conrad Schwenk, die Homerische Odyssee. Zehnter Gesang als Probe. In Hex. — Fünfter Ges. 1826. Frankf. — Sechster Ges. 1829. Bonn und Frankf.

1822—1823.

K. L. Kannegiesser, das erste Buch der Odyssee. Probeschrift. Leipzig. — Chr. Oertel, Homer in Prosa. München. 2 Bde.

1826.

J. St. Zauper, Uebersetzung des Homer in Prosa. Prag. 4 Bde.

K. G. Neumann, Ilias u. Odyssee. Dresden. 2 Bde. In Hex.

1830. 51.

Wiedasch, Odyssee, Stuttgart, in Hex.

1828 und 1835.

Schaumann, Odyssee und Ilias. 6 Bdchen. Prenzlau. In Hex.

1837.

J. H. Voss, neue Auflage der 1781er Odüssee, von Vossens Sohne Abraham besorgt.

1839. 40.

Ferd. Rinnes, die Ilias und Odyssee in Stanzen.

1843.

Erneuter Abdruck der 1781er Odyssee.

1844.

Albert von Carlowitz, Ilias in gereimten Alexandrinern.

1844.

August Jakob, Odyssee, in Hex.

1846.

Hermann Monjé, Homers Ilias, in Hex. Frankf. a M.

1852. 57.

Wiedasch, Ilias in Hex.

1854. 56.

von Minckwitz, Homer in Prosa.

1855.

Donner, Ilias und Odyssee, in Hex.

1860.

Ferd. Rinnes, Probe einer Uebersetzung der Odyssee in der Nib. Str

1861.

Carl Uschner, Ilias und Odyssee. In Hex.

1865.

C. Th. Gravenhorst, Odysseus' Heimkehr. Ein Heldengedicht in fünfzig Liedern. Nach den Grundlinien der hom. Dichtg. ausgef. und den deutschen Frauen gewidmet von —. Hannover. In vierzeil. Strophen, bald jambisch, bald trochäisch.

1873.

Homers Odyssee. Vossische Uebersetzung mit 40 Original-Compositionen von Friedrich Preller. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

1878.

Wilh. Jordan, Homers Odyssee, übersetzt und erklärt. Frankfurt a/M.

1881.

Homers Odyssee v. Joh. Heinr. Voss, Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart bei Cotta.

In diesen Ziffern und Namen also spiegelt sich das Mühen des Deutschen um einen Homer in seiner Muttersprache; sehr möglich, dass sich selbst dieser ausgedehnte Katalog erweitern lässt. Nicht alle Nummern haben mir vorgelegen und manche mögen völlig verschollen und geschwunden sein. Nur solche Stücke natürlich, welche in dem Entwicklungsgange der Homerübersetzung lebendige Momente bedeuten, werden in den Rahmen dieser Skizze treten, nur solche von höherer literarhistorischer Geltung, und eine solche beansprucht nur ein Bruchteil der nummerierten Stücke. Es lehrt ein Ueberblick über dieselben, wie das Interesse von Jahr zu Jahr sich erhöht, und das ideale Bemühen des Jahrhunderts nicht eher ruht, als bis der Preis auf dem einmal eingeschlagenen Wege als gewonnen gelten will, man wenigstens an der Möglichkeit äusserster

Schranke angekommen scheint. Freilich, Voss ringt nach dem Unmöglichen im neuen Jahrhundert hartnäckig und immer verbissener weiter, bis kaum neun Jahre nach seinem Tode sein eigener Sohn dieser seiner peinvollen Mühen seit dem Jahre 1781 trauriges Verdammungsurteil spricht und einen Neudruck der Odüssee vom Jahre 1781 einleitet. Hat je ein beinahe fünfzigjähriges Mühen grausameren Lohn gefunden?

Aber der Ringkampf galt einem Phantom. Dass es gerade den hier einzig Urteilsfähigen, Dichtern und Gelehrten, nimmerhin als bezwungen galt, beweist die Statistik, von deren Kenntnisnahme wir eben kommen. Goethe, Jakob Grimm z. B. fordern schlankweg einen deutschen Homer in Prosa. Andere, wie wir sehen, übersetzen von neuem in allen möglichen, in antiken, romanischen und deutschen Metren. Und nach 80 Jahren des neuen Mühens kommen Cotta und Bernays so eben wiederum angezogen — mit der 1781 er Odüssee! Diese Blätter können ihnen und ihrer Reliquie unmöglich eine Ehrenpforte bauen.

Doch erkennt man klar, wie eine Phase der deutschen Homerübersetzung zirkelartig abgeschlossen ist. Dass keine neue beginne — was soll ich es leugnen? — diese Blätter wollen bescheiden warnen. Und vermögen sie nachzuweisen, dass Talente wie Bürger, Stolberg, v. Wobeser und Voss an ihrer Aufgabe scheitern mussten, so werden die Epigonen sich bescheiden dürfen.

Kapitel II.

J. C. Gottsched, der Vater des deutschen Hexameters.

Es mochte die erste Probe des Jahrhunderts vergessen sein, als Gottsched den Reigen eröffnete, minder allerdings um eines Homers in deutscher Sprache willen, als um ein Experiment deutscher Verskunst zu lösen. Doch ohne Frage ist er der Erste, dessen Aufruf zum Preiskampf ein mittelbares Echo findet und dessen Uebersetzungsprobe aus Homer zum mindesten den äusseren Weg erschliesst.

Ein metrischer Uebersetzungsversuch aus der Aeneide, welcher der deutschen Gesellschaft zu Leipzig von „unbekannter Hand“ zur Aufnahme und Beurteilung in den „Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ eingesandt worden, giebt Gottsched den also rein äusserlichen Anstoss zu einer Uebertragung der ersten 58 Verse des ersten Buches der Ilias. Sie findet sich abgedruckt

im Anschluss an das erwähnte Aeneidenfragment, Cr. Beitr. Stück 17, S. 105 fg. Dieses war in reimlosen jambischen Siebenzehnfüsslern verfasst. Solche erregen Gottscheds Missbilligung. Der Verfasser habe augenscheinlich durch sein langatmiges, dem Hexameter in der Silbenzahl angenähertes Mass die Möglichkeit gewinnen wollen, „den Verstand der virgilianischen Verse von Zeile zu Zeile auszudrücken". Aber das sei nicht die grösste Tugend einer guten Uebersetzung. Diese könne noch in vielen anderen Stücken fehlerhaft sein, die viel wichtiger wären. Man vermöge indessen Virgil auch in sechsfüssigen jambischen Versen von Zeile zu Zeile vollkommen wiederzugeben. Der Beweis wird aus einer dem Referenten vorliegenden Virgilübersetzung, von einem „geschickten Menschen, mit Namen Schwarz, verfertigt", gegeben.

Sie ist in gereimten Alexandrinern mit wechselnd weiblichem und männlichem Gleichklang. In diesem Hinblick wird die Reimlosigkeit obiger Siebenzehnsilbler gerügt. „Wir sind der Meynung nicht," heisst es, „dass das Wesen guter Verse in guten Reimen bestehe: Aber wir halten dafür, dass deutsche Verse, die keine Reime haben, sonst in ihrer Reinigkeit, im Nachdrucke und Wohlklange alles das ersetzen müssen, was ihnen an den Reimen abgeht. Hierzu gehört nun eine grosse Sprachrichtigkeit, ein feiner Geschmack, und ein zartes Ohr."

Dass es aber auch ohne Reime angehe, „einen

angenehmen Wohlklang herauszubringen", soll mit einer andern Probe dargethan werden. Es wird der Anfang von „der Ilias des Homerus" gewählt, in lange trochäische Verse übersetzt. Diese, noch viel prächtiger klingend als die jambischen Verse, die der ungebundenen Rede gar zu nahe kämen und deshalb auch von den Alten in Schauspielen gebraucht würden, wo alles der gemeinen Sprache ähnlich klingen solle, seien zu einem Heldengedichte bequemer. Auch klängen die lauter weiblichen Abschnitte einer jambischen Uebersetzung gar zu matt für ein Heldengedicht.

So folgt die Probe aus Homer zum Beweise, wie die langen trochäischen Verse einen majestätischeren Wohlklang hätten als jene jambischen. Wir haben es mithin offenbar mehr mit einem metrischen Problem zu thun als dem einer dichterischen Homerverdeutschung.

Die oben gerügte Eintönigkeit der weiblichen Diäresen ist denn hier bewusst aufgehoben durch Abwechslung je zweier weiblichen und männlichen, und die Ausklänge sind, umgekehrt, schematisiert durch einen Wechsel je zweier stumpfen und weiblichen Beschlüsse. Es ist der Versbau mithin künstlich genug.

Die 58 Verse des Originals sind wiedergegeben in 60 trochäischen Fünfzehnsilblern. Ich kann die Uebersetzung im Lichte ihrer Zeit nicht anders als anerkennen. Sie ist in reiner Sprache geschrieben und im Ganzen sinngetreu. Mehr darf zur Zeit nicht erwartet und gefordert werden. Unbehilflichkeiten sind durch Wohl-

gelungenes aufgewogen. Zu diesem zähle ich bereits den ersten Vers:

Singe, Göttin, von dem Zorne des Achilles, Peleus Sohn —

— eine wörtlichere Fassung innerhalb des gewählten Rahmens ist kaum denkbar. Unter jenen verzeichne ich:

Dieses war des Alten Wort, aber die Archiver schwiegen,
Theils aus Hoffnung des Gewinns, theils aus Ehrfurcht für den Priester

für Il. I, 22, 23. So ungefähr das Aergste. Gottsched wählt, wie man sieht, lateinische Namenformen: Jovis für *Διός*, Juno mit den weissen Armen für *λευκώλενος Ἥρη*; Latonens für *Λητοῦς*; Pluto für Hades. Erst von Fritz Stolberg wird dies als ungereimt erkannt und gemieden. Die Schwierigkeit, die Epitheta in dichterisches Deutsch zu übertragen, wird von unserm Fragmente erträglich bekämpft oder weislich umgangen. Vgl.:

Gieng ganz stille längst der See, wo die regen Wellen rauschten

für:

βῆ δ' ἀκέων παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης

und „Latonens Sohn“ unverfroren für *τὸν ἠΰκομος τέκε Λητώ*. Bleibt es vielen Schönheiten des Originals machtlos gegenüber wie der Schilderung des nächtigen Nahens des Gottes, so gewinnt es dennoch im Einzelnen auch hier in wörtlicher Treue einen gedeihlichen An-

schluss, und es ist die Herrlichkeit der Stelle von dem Uebersetzer voll erfasst und empfunden.

Keinesfalls haben wir es mit einer wesenlosen Probe der Uebersetzungskunst zu thun, wenn wir sie auch allein einem künstlichen Experimente schuldig bleiben, ganz wie das folgende hexametrische Bruchstück desselben Uebersetzers derselben Stelle.

Sie findet sich in der zweiten Ausgabe des „Versuchs einer Critischen Dichtkunst“, und es galt dem Verfasser wiederum, ein nachahmungswertes ‚Muster ungereimter, dies Mal hexametrischer Verse zu geben, da man sich für solche einmal ein Herz fassen müsse. So überträgt er den Eingang der Ilias, unwissentlich eine der verhängnisvollsten Thaten im Bereiche deutscher Verskunst verrichtend.

Die Uebersetzung ist weniger treu als die trochäische. Ganze Begriffe werden verschluckt; andere abgeflacht oder breit paraphrasiert. Aber der Hexameter ist korrekt. Das ist wohl wahr. Das metrische Kunststück ist wohl gelungen.

Singe mir, Göttin, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles —

— die pedes sind wohl gezählt und gefügt, die Cäsur ist eine musterhafte, der Klang so eurhythmisch, als nur immer ein deutscher Hexameter auf seinen sechs Beinen eurhythmisch laufen kann.

Wir stehen an der Wiege des deutschen Hexa-

meters. Hier ist die Schwelle, über welche der Fremdling in die nationale Literatur einzieht.

Mit dem genannten Produkte ist Gottsched der Vater des deutschen Hexameters geworden. So nennt ihn auch Wackernagel, zwar in einem Buche, das den Titel führt: Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock (Berlin 1831). Eines muss also notgedrungen falsch sein; entweder der Titel oder die Angabe der Zeugerschaft, wie sie innerhalb der scharf bezeichneten Grenze dem l e t z t e n Vertreter des Metrums zugesprochen wird. Die Verkehrtheit liegt auf jener Seite. Der Titel ist schief. Es ist unbegründet, von einer Geschichte des deutschen Hexameters bis auf Klopstock zu reden. Geschichte hat nur ein Begriff, der sich geschichtlichen Lebens erfreute. Ein solches hat der deutsche Hexameter bis auf Klopstock nicht gehabt.

Alle die von Wackernagel registrierten Lebensäusserungen des Masses stehen ersichtlich fast ohne allen Zusammenhang unter einander; sind nicht sich stetig aus einander entwickelnde Momente eines geschichtlichen Prozesses, sondern einfach flüchtige, immer wieder aus den Studien der Antike auftauchende Einfälle und Kunststückchen sehr vereinsamter Individuen. Hält sich ihrer jedes doch immer von neuem wieder für den „inventor“. Was brauche ich weiteren Beweises? Man sieht, die jedesmalige „Erfindung“ wirft jedes Mal nur einen vergänglichsten Schatten. Mithin war es

Verkehrtheit, diese unter sich völlig unvermittelten und zusammenhangslosen Erscheinungen unter den Begriff einer Geschichte zu subsumieren. Eine solche aber, wie Wackernagel selbst es denn auch naturgemäss ausspricht, beginnt mit Gottsched. Ihm das „Verdienst!“

Nicht aber, dass man wähne, seine „Erfindung“ oder Entdeckung hänge denn in sich mit der Ilias zusammen; als ob etwa Homer in der deutschen Uebersetzung den deutschen Hexameter aus sich heraus als seinen naturgerechten Rahmen selbst geboren habe. Auch hier spielt reiner Zufall. Wir sahen vielmehr, dass Gottsched zunächst in Trochäen Homer überträgt. Auch in der Critischen Dichtkunst gerät er, wo er Proben neuer reimloser Verse geben will, erst in zweiter Linie auf die Ilias. Vorerst giebt er selbständig Gedichtetes in der fremden Form. Dann erst erinnert er sich der Ilias, als eines zur Illustrierung seiner Neuerung ebenfalls zweckdienlichen Stoffes.

Nicht auch, als ob seine Hexameter, so richtig gebaut und gefällig sie sind, um ein Haar besser wären als alle diejenigen, die vor ihm gemacht waren, ob nun vor oder nach Zerflattern des quantitierenden Gespenstes.

Der deutsche Hexameter ist schier ein vollendetes Wesen, seit man den Bau des antiken begriffen hatte, und wann wäre seine allgemeinere Erkenntnis auf Schwierigkeiten gestossen? Ich wiederhole: selbst als er noch quantitierend verrechnet wurde, ist sein Gerippe so gesund

und gelenk, wie nur immer bei den geleckten und aalglatten Platens. Man weiss bei den Quantitätsmännern wenigstens, woran man ist, und solches ist bei dem modernen Hexameter bis herab auf Geibel und die Kladderadatsch-Psalmisten häufig erst bei der zweitmaligen Lesung der Fall. Uebrigens aber kam es Gottsched auf den Hexameter selbst eben so wenig, als auf einen deutschen Homer bei jener Probe an, sondern seine Absicht war ausschliesslich und allein, das reimlose Prinzip für sich flüssig zu machen; wie hätte er sonst sein eigenes Kind so bald gänzlich preisgeben und verdammen können?

Bei der Bedeutung des Namens Gottsched, seiner hervorragenden Position und dem Ansehen seiner wissenschaftlichen Werke hatte er sein Ziel denn auch alsbald erreicht, und man beginnt, den Hexameter zu nationalisieren. Und dennoch beanspruchte man für den Nächsten, der das Metrum mit geringer Modifizierung in Pflege nahm, wiederum das Verdienst des Erfinders. Dies that für Uz der erste Herausgeber seiner Lyrik. Vgl.: Sämmtliche poetische Werke, 1768, I S. 8. Der nächste Pfleger des gleichen Metrums ist Nic. Dietr. Giseke, in den Jahren 1745 u. 1746. Im Jahre 1747 arbeitete Ewald v. Kleist in der gleichen heptametrischen Form an seinem Frühling. Klopstock selbst hat sie nirgends, sondern nur den echten Hexameter oder andersartige Spielarten. 1746 beginnt er die hexametrische Ausarbeitung seines Messias. 1748

wurden die ersten Gesänge gedruckt. 1749 erschien der Frühling.

Lessing billigt die fremde Form dort wie hier; vgl. Neuestes aus dem Reiche des Witzes. April und Mai 1751. Doch klagt er bereits, dass steife Witzlinge sich durch unglückliche Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen. Ein schlechter Dichter müsse wenigstens ein guter Reimer sein. Das antike Metrum hatte im Umsehen sich ausgebreitet. Bald giebt es nach Lessing a. a. O. nur allzu Viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmass, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reimes wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Und im gleichen Jahre klagt bereits Gottsched selber in der vierten Auflage seiner Critischen Dichtkunst S. 398, dass man seinen Aufforderungen in grösseren und kleineren Gedichten zwar Folge gegeben hätte, aber nach dem Wohlklange dieser Hexameter zu urteilen, müsse er jene Vorschläge beinah bereuen. Diese deutschen Hexameter sähen weder guter Prosa noch einer gebundenen Rede ähnlich. So eifert er über die neuen biblischen Epopöen ein anderes Mal (Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst S. 127/28) auch im besonderen und verwirft nunmehr in Ingrimm, dass er der gerufenen Geister nicht mehr Herr werden kann, die ungereimten Hexameter durchaus und schlägt statt ihrer gereimte vor. Wer sie versuchen würde, ihm dürften sie freilich nicht als Kinderspiel erscheinen;

denn sie liessen sich nicht so aus dem Aermel schütteln, als die bisherigen ungereimten Hexameter, damit man halb schlafend ganze Bände voll schmieren könne.

So hatte sich der Hexameter schnell vulgarisiert. War er doch so sehr leicht zu führen, wie Haller und Hagedorn geringschätzig genug es auch aussprachen.

Gottsched hatte in ihm nichts anderes als das Prinzip der Reimlosigkeit illustrieren wollen — nun hatte man diese Illustration als das Ding an sich genommen und polypenarmig griff das neue Unwesen um sich in der Literatur, vom Reime zehrend. Als Gottsched das von ihm selber heraufbeschworene Uebel nun mit eigener Hand zu kastrieren gedachte, da war es zu spät.

So bleibt denn Er der Vater des deutschen Hexameters, wie sehr er ihn verleugnete in der Folgezeit. Die Proben hatten ihre Schuldigkeit gethan; ähnlich wie die unselige Portenser Versifexerei an dem Messiasdichter.*)

Mithin bleibt es ein zweischneidiges Wort, das Lessing ausspricht im Rückblick auf Gottscheds hexametrische Fragmente im 40ten Literaturbrief (1759): „ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, von

*) Vgl. Bodmer (Weimarisches Jahrbuch III. 187): Er hat sechs Jahre auf einer Landschule zugebracht. . . . Er hat den Plan bis auf den kleinsten Theil ausgedacht. Er dachte schon auf der Landschule daran.

dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die ausser diesem neuen Metro selbst nichts Vorzügliches haben, das heisst zu plump zu Werke gehn." Es sei schwer, eine Neuerung durch sie selbst beliebt zu machen, und das Publikum liesse sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen als überreden. Wäre z. B. der Nimrod vor dem Messias und dem Frühling erschienen, würde er keinen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehn Mal richtiger und wohlklingender gewesen wären als die Klopstockens und Kleistens, welche nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Das heisst denn doch nicht viel weniger, als in der Wirkung die Ursache verneinen. Woher hatten denn Uz, Klopstock und v. Kleist den Hexameter? Waren auch sie wieder die inventores?

Nein, den ersten und den alleinigen Anstoss hatte Gottscheds weitgelesene und vielgeschätzte Schrift denn doch gegeben. Er hatte die „Erfindung" gethan, aber freilich, jene hatten sie lebig gemacht. Ihr Dichterodem hatte die Form beseelt, dem Begriffe Fleisch und Blut gegeben. Der nationale Geist, mit welchem jene das fremdartige Metrum erfüllt, hatte ihm das Bürgerrecht gewonnen. Der deutsche Inhalt hatte der antiken Schale den Schutzbrief erwirkt. Ueber der Materie selbst vergass man, wie Lessing zu allererst, nach dem Passe ihres Trägers zu fragen. Den Dichtern war die

Form willkommen, die ihrer Kunst plötzlich eine so leichte Handhabung der reimarmen Sprache vergönnte, und wer den Fremdling dennoch beäugelte „mit Klüglingsblicken", „fern von des Urtheils Stolze", — der konnte in Klopstocks Oden die Antwort geschrieben finden.

Kapitel III.

Hexametrische Anläufe.

Zur Beleuchtung und Lösung ästhetischer Fragen hatten die homerischen Studien im Inland und Ausland bereits mannigfaches Material geliefert. Die Ergebnisse finden sich übersichtlich zusammengestellt besonders in Breitingers Schriften, in seiner „Critischen Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse" (Zürich 1740) und in seiner „Critischen Dichtkunst" (Zürich 1740). In beiden Werken finden sich zahlreiche Uebersetzungen aus Ilias und Odyssee. Gegen vielfache schiefe Auffassungen und unbegründete Bemängelungen homerischer Stellen wird wacker polemisiert und allerlei „Vertheidigungen" werden unermüdlich durchgeführt, um Homers Grösse in lichter Makellosigkeit hinzustellen, ihn vor allem als „poetischen Mahler" zu erheben. „Homerus ist in der Beschreibung des Gartens des Königs Alcinous kein geringerer Kunstmahler, als wenn

er die Gärten um Versailles beschrieben hätte", wird beispielsweise Dubos citiert (Cr. D. S. 277) und a. a. O. Gottscheds „ungemeine Dreistigkeit" verdauerlicht, mit welcher er des gelehrten Skaliger übereilte Kritik des Schildes Achills wieder aufgewärmt habe. Aehnlich werden Longin, Muratori, Salvini, La Motte, Perrault, St. Evermont ob ihres laxen Auktoritätsglaubens zu Recht gewiesen. Das Charakteristische der Homerischen und Vergilischen Malerei wird scharf präcisiert (die Vignette der Bücher ist ein von drei Genien gehaltener Spiegel): „Homer ist viel ausführlicher und genauer in Aussetzung derjenigen Umstände, welche dienen, die Sachen sichtbar vor Auge zu stellen, und seinen Gemählden viel Bewegung, Handlung und Leben mitzutheilen. Hingegen ist Virgil viel kürtzer, und sucht seinen besten Vortheil in Beywörtern, so die Gestalten und Beschaffenheiten der Dinge erklären; die Begriffe liegen bey ihm viel enger zusammengepresset; und seine Gemählde haben ein kunstreicheres Aussehen, da in den homerischen Schildereyen die Kunst mehr in der Wahl der Gedanken und vortheilhaftigsten Umstände, als in der Höhe und dem Glantz der Farben bestehet, und unter einem einfältigen und natürlichen Ansehen verstecket lieget". Also „Einfalt und Natur" heisst es schon hier. Die Homerischen Gleichnisse im Besonderen nun geben den vornehmsten Stoff zu dem erstgenannten Buche. Auch sie werden auf Rechnung der „poetischen Mahlerkunst" geschrieben. Homers

„Kunst in Ausführung der Gleichnisse", seine „Geschicklichkeit mit Gleichnissbildern zu mahlen" wird gepriesen. Es wird untersucht, warum er so oft grosse Dinge mit kleinen, gefunden, dass er selten kleine Dinge mit grossen vergleiche und zuweilen mehrere Gleichnisse verbinde; es wird geforscht, warum er sich in dem ersten Buche der Ilias und den drei ersten Büchern der Odyssee ausführlicher Gleichnisse enthalte, „wie gewisse geschickte Critici solches gefunden haben". Es wird mit jener Bilderkühnheit, die an Homer nachzuahmen als wenig empfehlenswert hingestellt wird (S. 152), die Wohlredenheit mit der Kochkunst verglichen; jene arbeitet für den geistigen, diese für den sinnlichen Geschmack. Nun hat die Aeneis im ersten Buche ausgedehnte Bilder, die Ilias nicht. Woraus erklärt es sich? Es hat seinen Grund in dem „Unterscheid und der Bewandtniss ihrer Materie". An der Hand von vierzig „Exempeln" aus der Ilias und zwanzig der Odyssee wird in das Wesen der Homerischen Gleichnisse eingedrungen. Sie werden mannigfach und umfänglich übersetzt wie andere wesentliche Stellen in der Cr. D. *πτερόεντα* wird schon hier mit „geflügelt" gegeben, während Herbst irrig wähnt, es sei Vossische Prägung (vgl. Johann Heinrich Voss von Wilhelm Herbst. Leipzig II[1] 85: Wer nennt alle die „geflügelten Worte"? — denn auch das ist ja ein Erzeugnis vossischer Prägung). Aus dem Vergleiche der Bilder der Ilias mit denen der Odyssee wird ge-

schlossen: „Gleichwie die Odyssee uns Exempel von Gleichnissbildern leyhet, welche die zärtlichen und sanfteren Leidenschaften zu erhöhen dienen, so wird man in der Ilias hingegen dergleichen Vorbilder von wilderen und ungestümeren Aufwallungen in grosser Menge wahrnehmen können. Dieses vermochte der ungleiche Charakter dieser beyden Gedichte" (S. 89). Man sieht, bedeutsamste Unterscheidungspunkte sind erkannt, und die aesthetische Reflexion ist in gutem Geleise. Und so diskurriert sie vielseitig scharf und richtig auf dem Boden einer weiten Belesenheit weiter — über ihre etwas jüngferlichen Bedenken gegen den Vergleich der blutigen Schenkel des verwundeten Menelaos mit purpurgefärbtem Elfenbein sehen wir hinweg — und liefert gediegene, klar geschriebene Vorarbeiten für die Abhandlung von der Fabel, für den Laokoon, ja für die Dramaturgie.

Die Uebersetzungen gehen in Prosa. „Er schielete, er hunk an einem Fuss, die krummen Schultern warffen sich vorwerts auf die Brust. Der Kopf war oben zugespizt, und darauf stuhnd ein Krantz von etlichen wenigen Haaren" — so schaut das Bild des Thersites aus in der Crit. Dichtkunst (S. 68) Breitingers, und in seinem Buche über die Gleichnisse finden sich überhaupt die vorzüglichsten Bilder der beiden Epopöen übertragen, mit Genauigkeit und Anschaulichkeit. Man vergleiche selbst: Il. XI 475 (S. 323 fg.): Die Trojaner umzingelten ihn, wie blutdurstige Lüchse auf dem Ge-

birge einen gehörnten Hirsch umringen, den ein lossgeschossner Pfeil des Jägers getroffen hat, er entflieht demselben, so lange als das Blut in ihm warm bleibet, und ihn die Beine tragen, aber wenn der Boltz ihm die Kräfte benommen hat, zerreissen ihn die gefrässigen Lüchse auf dem Berge in einem dunkeln Wald; der Zufall aber führet ungefehr den überlegenen Löwen an denselben Ort, die Lüchse nehmen die Flucht, er verschlinget den Raub; also umgaben viele und dapfere Trojaner den Kriegserfahrnen und verschmitzten Ulysses, aber dieser Held entfernte die unglückliche Stunde mit seinem Spiesse von sich u. s. w.

Die viel spätere Prosaübersetzung Damms steht hier überall um keine winzige Staffel höher. Man erkennt aber, wie schön bereits die homerischen Studien gediehen und die Kunstlehren der Nation in ein Verständnis des Textes und seiner poetischen Wesenheit eindrangen. Ueber die Uebersetzungskunst im speziellen handelt Breitinger, nachdem er bereits in der Abhandlung von den Gleichnissen missbilligend-kritische Blicke auf Amthors „matte und unglückliche“ Uebertragung einer Rede der Dido in der Aeneis geworfen, in einem vom Verleger bereits am Schlusse der Crit. Dichtkunst angezeigten Aufsatze „von der Uebersetzung“.

Aber viel früher schon (1734) war auf das Gründlichste über Voraussetzungen und Wesen der Uebersetzungskunst in Gottscheds „Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsam-

keit" abgehandelt worden; vgl. Neuntes Stück S. 59: „Das Bild eines geschickten Uebersetzers von Georg Venzky entworfen".

Uebersetzer, wird hier dociert, sind Personen, die nützliche Schriften in andere Sprachen einkleiden; übersetzen ist so viel als dollmetschen. Die schöne Bildlichkeit des Wortes, von welcher J. Grimm nachmals mit so viel Glück ausgeht, um seinen Begriff zu fixieren, bleibt freilich unerkannt. Es werden fünf Gattungen von Uebersetzungen abgegrenzt: die natürlichsten [die wir sklavische nennen würden], die freyen [„diese drücken zwar den Verstand ihres Vorbildes aus: Aber man hat sich bey den Worten und Sachen einer grössern Freyheit gebrauchet, auch wohl neue Sachen hinzugefüget oder es in eine andere Form gegossen"], die vermehrten [solche mit „verschiedenen nöthigen Zusätzen"], die verstümmelten [welche „unnöthige oder anstössige Sachen auslassen"], die vollständigsten [wo „Anmerkungen zur Seiten beygefüget"]. Einer jeden Gattung gebühret ihr Lob, jede ist nach ihrer Art nützlich und angenehm. — Hat man Verse in Verse einzukleiden, so ist zu merken: „dass es besser sey, wenn man eine gleiche Art der Verse erwählet, damit man Vers mit Vers, wie möglich, ausdrücken und vergleichen kann: Auch sich im Deutschen der Reimen enthalte, als welches im Uebersetzen das beste Mittel ist, die Verstümmelung und Zusätze zu verhüten, und dem Originale recht ähnlich zu werden. Wie Herr Prof. Gott-

sched in der critischen Dichtkunst sowohl, als auch im 5. Theile der critischen Beyträge rühmlich behauptet". — Uebersetzungen sind förderlich für Uebersetzer wie Leser. Alle Seelenkräfte eines Uebersetzers ziehen aus seinen Arbeiten Nutzen. „Der Verstand wird aufgeklärter und gelehrter: Der Wille geneigter zur Wahrheit: Die Erfindungskraft behender und geübter(?): Die Beurtheilungskraft schärfer und durchdringender und scharfsichtiger: Das Gedächtniss reicher, der Geschmack lauterer und vollkommener. Nicht weniger aber geniessen auch die Leser davon einen unbeschreiblichen Nutzen. Durch die geschickte anmuthige Zusammenfügung auserlesener Worte, durch die lebhafte männliche Schreibart, durch die Erfahrung und Betrachtung so vieler Sachen und Wahrheiten, die entweder ihrer Sprache, ihrer Entlegenheit, ihrer Seltenheit und Kostbarbeit wegen gar verborgen blieben, oder doch so leichtlich nicht gelesen, oder zum wenigsten nicht so völlig verstanden worden wären, wird der Leser auf mancherley Art vergnüget, gelehret und erbauet." Der erste Abschnitt der Abhandlung betrachtet sodann die „natürlichen Gaben und Fähigkeiten eines Uebersetzers". Eine durchdringende und scharfe Urtheilungskraft ist das allernötigste. „Sie ist die Richterin, die alles entscheidet, der Probirstein und die Wageschaale, so alles prüfet, und das Steuerruder, das alles regieret. — Sie ist das Vermögen unserer Seelen, da man alle vorkommende Begriffe mit einander vergleichet, ver-

knüpfet, oder von einander absondert und auseinander setzet, und also durch ihren fertigen und richtigen Schluss in das Innerste der Dinge eindringet". — „Ein gutes Temperament ist hier nicht gänzlich aus der Acht zu lassen". Es ist nötig, dass ein Uebersetzer „mit solcher Leibesmischung begabet worden, welche ihn zur Stätigkeit, unermüdetem Nachsinnen, Lebhaftigkeit und Vorsichtigkeit neiget. Die sogen. Sanguineo-Cholerici und Melancholici werden gemeiniglich für die geschicktesten zu den Wissenschaften geachtet. Sie sind hierbey die besten und mit den erforderlichen Fähigkeiten meistens begabet. Ein niederträchtiges und gleichgültiges Gemüthe wird ohne Mühe hinsetzen, was am ersten kömmt, es wird sich nichts daraus machen, ob es recht verstanden und ausgedrücket ist, ob es Andere verstehen können, ob man es besser geben könnte. Ein flüchtiges wird manches übersehen, nicht reiflich genug nachdenken, auch aus Bequemlichkeit mit Willen unterlassen. Ein verwogenes wird vieles zu kühn ändern und nach seiner Art geben". Der zweite Abschnitt handelt von den durch „Uebung und Fleiss erworbenen Geschicklichkeiten". Sprach- und Geschichtskenntnisse sind erforderlich; sorgfältiger Fleiss und unermüdliche Uebung; ein Vorrat ferner an guten Büchern, insonderheit an vollständigen und gelehrten Wörterbüchern u. dergl. „Wie die Naturgaben und erlangten Geschicklichkeiten bey dem Uebersetzen anzuwenden sind", lehrt der dritte Abschnitt.

Anfang, Mittel und Ende der Uebersetzerthätigkeit werden erhellt. Eine „kluge Wahl“ des zu Uebersetzenden ist zu treffen. Sodann muss man den Verfertiger des zu übertragenden Werkes und seine Schreibart genau erkennen lernen, „damit man weder den Verfasser durch Andichtung dessen, so ihm nicht in den Sinn gekommen, beleidige; noch auch etwas, darin er es versehen hat, leugnen wolle; noch auch der Meynung, die man selber angenommen hat, allzugünstig seyn, dass man sie allenthalben einschieben, erweisen, oder aus derselben den Verfasser desto heftiger widerlegen wollen“. — „So viel als möglich ist, folget man dem Originale auf dem Fusse nach; wo aber keine wörtliche Uebersetzung möglich ist, ist man nur bemühet den Verstand zu treffen. — In Versen kann man wohl Zusätze machen, welche sich aber schicken müssen, und was nicht erheblich ist, weglassen“. — — „Kurz, ein Uebersetzer muss sich bemühen den völligen Abdruck des Verfassers und die genaue Abbildung des Originals in seiner Uebersetzung zu hinterlassen. Nichts muss unrecht, nichts zu viel, nichts zu wenig seyn, welches durch Redlichkeit, Liebe zur Wahrheit, Unverdrossenheit, Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, Stätigkeit, Geduld und Zeit erlanget wird“. — „Der Urheber einer würdigen Uebersetzung muss ferner so weit eindringen, dass er des Scribentens Gemüthsbewegung niemals aus seinen Augen lasse, welche den Worten mannigfaltige Kennzeichen der

Bedeutung eingepräget hat. Und damit ein Uebersetzer dieses geschickt beobachten könne: So muss er die Beschaffenheit der Gegend, Luft, Sitten, Gemüthsneigungen, öffentlicher oder geheimer Bewegungen, wo der Verfasser gelebt oder geschrieben hat, wissen. Denn diese Dinge sind bewundernswürdige Reizungen der Affecten. Ja es ist nöthig, dass ein Urheber einer guten und würdigen Uebersetzung, gleichsam in derselbigen Gegend, wo der fremde Scribent gelebet hat, Luft geschöpfet; wenn er eine Uebersetzung liefern will, welche nicht nur die Worte erzählet, sondern den Mund, die Augen, die Affecten, das Herz und alle Bewegungen des Herzens anzeiget und mit gleichgeltenden Worten ausdrücket".

Also schon hier heisst es:

Wer den Dichter will verstehn,
Muss in Dichters Lande gehn.

Ein vierter Abschnitt endlich macht „die Eigenschaften, Kennzeichen und Tugenden einer wohlgetroffenen Uebersetzung nebst dem Gegentheile kürzlich namhaft". Es wird wiederholt: „die vornehmste Tugend einer Uebersetung ist eine, so viel als möglich ist, genaue und klare Uebereinstimmung mit dem Verstande [nicht also W o r t e] des Originals". Aus dem 5. crit. Beitrage (S. 117) wird sodann citiert „das wären die besten Uebersetzungen, welche am wenigsten vom Grundtexte abwichen und für sich am zierlichsten seien; aber in beyden Stücken eine Vollkommenheit zu er-

reichen, sey nicht wohl möglich". Mit dieser Wahrheit sei dies Referat geschlossen. Nicht aber auf diesen Aufsatz rekurriert Breitinger in seiner „Fortsetzung der Critischen Dichtkunst, worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird" (Zürich 1740) in seinem Aufsatz: „Von der Kunst der Uebersetzung" (S. 136 fg.), sondern auf die Verteidigung des ungenannten Einsenders jenes von Gottsched gemissbilligten reimlosen Aeneidenfragmentes. Wie dieser seinen Standpunkt (Crit. Beyträge S. 17) in der Uebersetzungsfrage darlegt, bezeichnet ihn Breitinger als den Seinigen. Des Ungenannten Worte lauten:

„Wer den Sinn Virgils mit aller möglichen Vollkommenheit ausdrücken will, der muss alle seine Begriffe dem Leser durch solche Worte vorstellen, die weder eine grössere noch kleinere Idee erwecken, als des Verfassers in seiner Sprache. Ich bescheide mich, dass eine Uebersetzung kein Original sey; doch muss sie, so viel es die Sprache leidet, demselben am nächsten kommen: Es ist also nicht erlaubt, halbe oder gantze Zeilen, Haupt- oder Nebenbegriffe auszulassen. Es ist daher nöthig, dass ein Uebersetzer sich alles eben so lebhaft und deutlich vorbilde, als sein Dichter, und in der Abbildung keinen Strich von dessen Bildern weglasse. Und ich glaube, hierinnen besteht auch die Stärcke einer Uebersetzung, dass man eben so nachdrückliche Worte brauche". — Der Breitingerische

Aufsatz ist im Uebrigen ermüdend langatmig. Hier sind die Hauptpunkte: „Die Uebersetzung ist ein Conterfey, das desto mehr Lob verdienet, je ähnlicher es ist“. So soll der Uebersetzer sich nie die Freyheit nehmen wollen, von der Grundschrift weder in Ansehung der Gedancken, noch in der Form und Art derselben abzuweichen. Es ist nothwendig, dass ein Uebersetzer alle Wörter und Ausdrücke des Originals wohl erwege und keinen von den Begriffen, so damit verknüpfet sind, zurück lasse, den er in seiner Uebersetzung nicht auf demselben Grade von Deutlichkeit und des Nachdruckes mit gleichgültigen Worten ausdrücke. Ein Uebersetzer muss, „bevor er an die Arbeit gehet, sich in demjenigen Zustande befinden, in welchem der ursprüngliche Verfasser gewesen war, da er sein Werk bei sich würcklich in das gehörige Geschicke gerichtet hatte und es jezo an dem war, dass er durch einen anständigen Ausdruck die Einbildungskraft seiner Leser dessen theilhaftig machete“. Jede Mundart habe ihren „eigentlichen“ Charakter, der sie von allen andern unterscheide. Daher komme es oft einem Uebersetzer sauer an, die Gedanken seines Originals ohne Verminderung des Nachdruckes und der Schönheit mit gleichgültigen Zeichen auszudrücken, welche in seiner Sprache nicht fremd klängen und dem Charakter derselben nicht Gewalt anthäten. Vortrefflich heisst es hier weiter: „Dieses verschiedene Merkmahl der Sprachen entsteht einestheils von dem Gebrauche,

der wegen und nach der verschiedenen Lebensart und den eigenen Gewohnheiten der Völker in einer jeden Sprache gewisse figürliche Ausdrückungen vor andern eingeführet und gleichsam eingeweihet hat, so dass diese sich in keiner andern Sprache mit eben denselben figürlichen Zeichen recht genau geben lassen. Anderntheils kömmt dieser Unterschied von der verschiedenen Gemüthes- und Gedanckensart ungleicher Nationen, welche sich nothwendig in die Art zu reden ergiessen, ich sage noch mehr, derselben sich gleichsam einprägen muss. In diesen beyden Quellen haben die Idiotismi ihren Ursprung, welche sich darum in andern Sprachen nicht von Wort zu Wort geben lassen, sondern alleine dem Verstande nach erkläret werden müssen; und diese bestehen zum Theil in absonderlichen Wörtern, zum Theil in der Form gantzer Redensarten". Es werden „kritische Uebersetzungen" vorgeschlagen, wo man in beigefügten Anmerkungen Rede und Antwort gebe über alle Abweichungen vom Texte. Diese bestmöglich zu vermeiden, würden sich ungebundene Uebertragungen empfehlen. Das ist das Resultat der Abhandlung; ein also doch sehr einseitiger Gewinn. So findet auch Breitingers Abneigung gegen den Reim auf Seite 460 in seiner Abhandlung „Von dem Bau und der Natur des deutschen Verses" erneuten Ausdruck. Er könne nicht glauben, wie der Reim bei geistreichen Leuten anmuthige Gefühle wecken könnte. „Es ist ein alter Kirmesstantz, wo die Personen bey bestimmten Pausen

aus Freudebezeugung in die Hände klatschen, und man könnte den Reim für eine Nachahmung dessen ausgeben, dadurch er aber sich alleine in einigen lustigen Gedichten einen Platz fodern könnte". Dem Hexameter wird von „allen heutigen Versmassen" der Vorzug gegeben. „Der Herr Scipio Maffei, der 1736 das erste B. der Ilias in Italienische reimfreye eilfsylbige Verse übersetzt und dem Printzen von Wales zugeeignet, hat keine andere Ursache gewusst, warum einige Poeten von den neueren, die sonst an Geist und Erfindungskraft nicht geringer schienen als Homer und Virgil, diesen Poeten an Gleichheit und Reinigkeit nicht überall beykämen, als dass der Vers, den diese gebraucht haben, ungemein vollkommener wäre, als die heutigen". Doch genug.

So viel von dem Standpunkt der Uebersetzungstheorie bei den Schweizern und Leipzigern.

Aehnlich wie seinen Freund Breitinger nun sehen wir auch Bodmer in seinen kritischen Schriften häufig auf Homer Bezug nehmen und seine kunstrichterlichen Deduktionen von Homer ausgehen. Auch er übersetzt gelegentlich aus Homer in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen, zwar abweichend von Breitinger, in Hexametern. Besondere Aufsätze bewegen sich über homerische Fragen selbst. Sie befinden sich im Bändchen I des „Archivs der schweizerischen Kritick", wo man vergleiche „Brief über Homers lustige Stücke" vom Jahre 1750 und „Mastigophel, über Homers

Sprache" vom Jahr 1751 u. s. f. Im ersteren wird mitgeteilt, dass der Verfasser unter eine Schaar Jünglinge gefallen sei, welche Homers Odyssee wegen einiger lustigen und scherzhaften Stücke tapfer verurtheilt hätten unter besonderer Verspottung der Worte des Ctesippus im XX. Ges. v. 292 fg. Natürlich habe er den „Vater der Poesie" nicht unvertheidigt gelassen. „Das [Männer wie Ctesippus] sind Leute, sagte ich, von keinem ernsthaften oder eklen Charakter, ihr Thun ist lachen, trinken, zechen; und folglich, wenn sie ungeschickt reden, so handeln sie ihrem Charakter gemäss. Wie konnte der Poet solche lächerliche Leute anders als mit lächerlichen Farben mahlen?" Man habe erwiedert: solche Charaktere gehörten in die Comödie, was ihm weitere Gelegenheit gegeben habe, zu sagen: die Odyssee wäre ein moralisches und politisches Werk, Leute von allerley Stand zu unterrichten und mit Vorstellungen, Beyspielen und Lehren aus dem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben zu versehen. Man müsse gestehen, dass die Odyssee nicht die Erhabenheit des Geistes, nicht die Göttlichkeit der Poesie habe, die in der Ilias herrschen; aber wenn sie nicht so erhaben sei, so sei sie lehrreicher. — Nun aber habe die critische Schaar Homer wegen seiner Gemälde wirtschaftlicher Handlungen und Sorgen getadelt, die er selbst in den Mund seines Helden lege. Solche Haushaltungsgeschäfte seien eines Königs unwürdig zu nennen. Er habe entgegnet: diese Stellen in den

griechischen Poeten wären fleissige Beschreibungen der ältesten Sitten; diese gemeinen Handlungen, diese wirthschaftlichen Geschäfte habe der Poet indessen nach solchen kleinen Umständen vorgestellt, welche nichts pöbelhaftes, nichts schnödes in sich hätten, zu seinen Absichten dienten, und das Gemählde belebten, so dass sie den lebhaftesten Eindruck auf den Leser machten. Da habe man eingeworfen, wenn er diese niederträchtigen Stücke nur wenigstens mit hohen und poetischen Worten geschildert hätte, so könnte man damit Geduld tragen; aber er beschreibe sie mit den alltäglichsten Worten und nehme kein Bedenken zu sagen, dass Eumeus dem Telemachus die übergebliebenen Brocken des vorigen Tages aufgetragen habe. Hier habe Verf. erwiedert: diese gemeinen Geschäfte des Lebens und Wandels könnten die metaphorischen Redensarten nicht leiden, dass sie nicht lächerlich würden. „Die Figuren sind nur für die physikalichen Werke und Dinge bequem, und schicken sich nur für diese, so klein und gemein solche seyn mögen. — Man kann die leblosen und unvernünftigen Geschöpfe erheben so hoch man will, ohne dass ein Gelächter darauf folge, denn sie sind dem Tadel nicht unterworfen; aber wenn freye und vernünftige Wesen über ihren Charakter erhoben werden, so wird die Vorstellung lächerlich, weil die Sache ungereimt ist“.

Immerhin ruht über diesem Briefe wenigstens der Dämmerschein eines Verständnisses. In dicke Finster-

niss führt und Mastigophels Abhandlung über Homers Sprache. Zwar ist er billig und lässt Homeren für einen grossen Meister in Erdichtungen gelten, leugnet auch seine vielen anderen Verdienste nicht; „aber das kann ich mir doch selbst nicht verhelen,“ sagt er, „dass er in der Ausbildung, in poetischen Redensarten, weit hinter unsern guten Poeten zurückbleibt. Seine Sprache möchte in Versetzung der Worte, in veralteten Wörtern, in dem Gebrauche verschiedener Mundarten ungemein genug sein, und man möchte diese Sachen für die poetische Sprache nehmen“. Das seien aber Vorteile der Sprache viel mehr als des Poeten. Diese Hülfsmittel der Sprache ausgenommen, „redet Homer wahrhaftig insgemein gute Prosa“. — „In einer Uebersetzung aus Homer, da man die Hülfsmittel, die seiner Sprache eigen waren, entbehren muss, die Reden aus der prosaischen Niedrigkeit zu erheben, wird der Mangel, den er an poetischen Ausbildungen und Redensarten hat, ganz offenbar; lasset uns nur den Eingang von seiner Odyssee übersehen:

Erzähle mir, Muse, den schlauen, den arglistigen Mann, der in allen Fällen so gelenke, so geschmeidig war, der so lange in der Welt herumgeirret hat, nachdem er das heilige Schloss von Troja erobert hatte. Er hat viele Länder und viele Städte gesehen, und ihre Gemüthsart und ihre Gesinnungen bemerket; er hat auf der See grosse Noth in seinem Herzen ausgestanden, sein Leben und seiner Gefährten zu retten, damit er sie glücklich nach Hause zurückführte; doch ist ihm dieses misslungen, wiewol er es sehnlich gewünschet hatte. Sie giengen durch ihre selbsteigne Thorheit zu Grunde; die Albern assen die Stiere der Sonne: Apollo sperrete ihnen den Tag der Wiederkunft. O Göttinn,

Jupiters Tochter, erzähle uns auch etwas von diesen Geschichten, so viel, als dir gefällt".

Mastigophel findet nicht, dass diese prosaische Rede poetischer werde, wenn sie gleich in den homerischen Vers selbst, der zur Zeit Mode werden wolle, eingespannt würde.

Seine Hexameter lauten:

Göttin, entfalte mir jenen Geschmeidigen, der so viel Jahre
Irre gefahren, nachdem er das heilige Troja zerstöret;
Der viel Städte der Sterblichen, und viel Gemüther gekannt hat;
Der auf der See viel Unglück erlitten hat, rührendes Elend,
Dass er sich selbst und seine Gefährten beym Leben erhielte:
Aber wie sehr er es auch verlangte, war es nicht möglich,
Denn sie giengen durch ihre selbsteigene Thorheit zu Grunde,
Weil die Albern die Stiere der hochaufgehenden Sonne
Assen; sie sperrete diesen der Wiederkunft fröhliche Stunde.
Etwas davon, o Tochter des Jupiters! lass mich vernehmen.

Man möge selbst urteilen, fährt er fort, wie man einen von den guten Poeten der Zeit ansehen würde, welcher sich in seinem Gedichte einer solchen prosaischen Rede bediente, wie obige homerische sei. Es habe Pope, welcher in seiner Verenglischung Homers Sprache über die prosaische Schreibart zu erheben sich vornehmlich vorgenommen habe, dieses auch freilich an den meisten Orten sehr glücklich vollbracht. „Aber er hat nicht verhüten können, dass sich nicht aus Homers Schreibart etliche hundert prosaische Verse in seine Uebersetzung eingeschlichen hätten".

Mastigophel macht denn Besserungsvorschläge, um den Weg zu bezeichnen, auf welchem über das Pope'sche Ziel hinaus nun wirklich ein poetischer Homer zu

Stande zu kommen vermöchte. Mit Bewunderung betrachtet sodann der trockene Mann diese seine in Pope's prunkenden Phrasenkranz eingeflochtenen Strohblümlein und schliesst von diesem Anblick überwältigt mit den Worten: „Wie ausnehmend würde sich eine Odyssee, die in dieser poetischen Sprache verfasset wäre, von der prosaischen Odyssee des blinden Griechen unterscheiden; und wie augenscheinlich würde man die Vorzüge unsrer erhabenen Poesie erkennen, wenn einer von unsern starken Poeten uns eine Odyssee lieferte, da Homers Plattheiten durch eine solche Schreibart zum Gipfel erhöht wären.“ — — Der Popeschen Verarbeitung Homers wird in diesen Schriften der Schweizer überhaupt mannigfach der Vorzug vor dem Original gegeben. Es wird gebilligt, dass er „einigemal etliche kurze Züge zu Homer hinzugethan habe“ (Archiv S. 126), gelobt, dass er der Delikatesse gerechter geworden sei. Es wird hin und her für und gegen Homer argumentiert. „Man hat Homer gegen Homer vertheidigt,“ heisst es ein Mal (S. 165). „Die Odyssee, hat man gesagt, litt weder die brausenden Begegnisse, noch den hohen und pompreichen Ausdruck der Ilias. Hat Homer in der Odyssee die Ilias wiederholen sollen, und wird man beleidiget, wenn ein Poet Verschiedenheit sucht? Wenn man ein gutes Gedicht in einer Art hat kann man an keinem andern, das in einer andern Art gut ist, Geschmack finden?' Wer die Odyssee tadelt, dass sie nicht der Ilias ähnlich ist, tadelt sie um eine

Sache, die Homer nicht in den Sinn gekommen ist und nicht hat kommen müssen. Er thut so unbillig, als der von einem Gärtner foderte, dass er den Quittenbaum in die Pyramidengestalt des Taxus schneiden sollte." Und so überwiegt schliesslich das Für ein Gegen. Man müsse bedenken, heisst es S. 215, dass man es mit einem Scribenten von den ältesten Zeiten zu thun habe, um einzusehen, dass er seinen Menschen nicht „die feinen und leckern Manieren und Gedanken der spätern Zeit" habe geben dürfen. „In Homers Tagen und den Zeiten des trojanischen Krieges war es nicht anstössig, dass die Söhne der Könige die Heerden hüteten, dass ihre Töchter den Krug zum Brunnen trugen, dass die Helden an den Ueberwundenen Rache übten, dass sie wie Seeräuber kaperten und ein grosses Lösegeld nahmen, dass sie die Frauen und Töchter der vornehmsten Fürsten zu Beyschläferinnen behielten." Die Meinung, kein alter Verfasser (S. 221) verführe seine Uebersetzer leichter zu Plattheiten als Homer; dass es die grösste Geschicklichkeit erfordere, die ehrwürdige Miene der Einfalt, die ihm eigen sei, beizubehalten, ohne dass der Ausdruck oder der Gedanke verrächtlich werde, wird bekämpft; freilich sei es Popen nicht immer gelungen und jedenfalls würden die Nachkommen eben so viele Plattheiten bei Pope finden, als er bei Homer gefunden habe. „Dann werden sie eine neue Uebersetzung dieses Poeten nöthig haben, welche sich nach ihren neuern, feinern Begriffen von

der kleinen Artigkeit in den Sitten richten, und über die Plattheiten Homers und Popens erheben muss. Da man nicht vorhersehen kann, auf was für einen Grad sich diese Delikatesse schwingen, noch ob sie jemals auf irgend einem Grade stille stehen werde, so wollte ich mich lieber so wenig als seyn kann, darum bekümmern; ich wollte mich hingegen befleissigen, dass ich in Homers Denkungsart, seinen Charakter, Zeiten, und Personen, aufs genaueste einschlüge, ob dieses gleich einigemal mit der Gefahr begleitet wäre, dass die iztlebenden kleinen Delicaten ihm und mir schlecht gesittete Plattheiten vorrücketen.“ Schon früher hatte Bodmer geklagt, dass den Poeten seiner Zeit noch nicht gelungen sei, von Homer, Virgil, Tasso und Milton „einen starken poetischen Abdruck zu geben“ (S. 128) in einer guten Uebersetzung. Es fehle dem Vaterlande nicht an Männern, „die in dieser Rennbahn laufen“. Mit einem Werke der sklavischen Nachahmung wolle man schon zufrieden sein. So seien, heisst es an anderem Orte (S. 218), Salvini und Maffei in ihren Uebersetzungen mit recht pünktlicher Sorgfalt in Homers Fusstapfen getreten, mit der Begierde, „Homers Denkungsart, welches die Denkungsart seiner Zeit ist, in ihren besondersten Manieren zu liefern“. Bodmer selbst giebt S. 226 ein Exempel, wie Er übersetzen würde. Seine Uebersetzungsprinzipien gipfeln auf Grund obiger Auseinandersetzungen in sorgsamer Treue gegen das Original. Ueber die Wahl der Form konnte kein Zweifel

sein; der Hexameter, der homerische Vers selbst natürlich, der ja — wie wir gehört — schien „Mode werden zu wollen“. In der That war er in schöner Widersetzlichkeit gegen Gottsched gerade im Lager der Schweizer eifrigst kultiviert worden. Wie wir von der „guten alten Zeit“, so sprach man hier „von der guten alten Kunst zu reimen“ (Archiv 80), als gehöre der Reim als eine spasshafte Schrulle der Altvordern (Gott sei Dank!) nur noch der Chronik an. War dem Kreise der Schweizer der Sänger des Messias doch so enge verbunden, der Vertreter der Reimlosigkeit κατ' ἐξοχήν, der Hexameterkünstler sonder Gleichen und comme il faut; kommandierte, wie dieser in ihrem dichterischen Ideenkreise, hier doch Bodmer, der Noachidendichter, als Diktator in Dingen des ästhetischen Geschmacks. Aus ihrem Lager denn tritt die erste umfänglichere Homerübersetzung zu Tage, nachdem von Bodmer mehr gelegentlich bereits der Anfang der Ilias in hexametrischer Uebertragung gegeben worden war, wie wir hörten, mit dem Grundsatz sorgfältiger Treue unternommen. Wie weit diese denn erreicht worden war, zeige das Bruchstück selbst. Es findet sich mitgeteilt auf Seite 226 des Archivs:

Sing o Göttin den schädlichen Zorn des Peliden Achilles,
Der den Achiven unzähliges Leid gebracht, und die Seelen

Vieler berühmten Helden zu frühe zum Pluto gesandt hat;
Und die Leiber des Grabes beraubt den Hunden zum Aasse,
Und den Vögeln des Himmels auf freyem Felde vorwarfen.
Alles geschah nicht ohne den Willen des ordnenden Jovis,
Als Atrides der Herrscher sich mit dem Helden entzweyte.
Welcher Gott hat den Zwist in ihre Herzen geleget?

Es war ein Anfang. Bodmer spricht das Vertrauen aus zu solcher seiner Uebersetzungsweise, dass Homer allemal mehrere starke und wahre Schönheiten und Erhabenheiten übrig blieben, welche den Ekel gegen mancherlei Rohigkeiten der homerischen Zeiten nicht überhand nehmen liessen. Bald folgen dann grössere Proben, und fast scheint es, als seien diese wiederum zugleich dem Experimente geweiht, den Hexameter der deutschen Dichtkunst oder diese dem Hexameter zu accomodieren und das reimlose Prinzip, von Gottsched einst so schön in Fluss gebracht, aber inzwischen laut verdammt, ihm zum Trotze in lebendiger Strömung zu erhalten. Die neuen Proben treten hervor im Jahre 1755 in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart; von verschiedenem Inhalte, mit einigen andern Gedichten“, im Horte der Reimlosigkeit, zu Zürich. Die Stücke sind durchgängig in

Hexametern, die Sammlung selbst ist in der That von verschiedenartigstem Inhalt. Es ist bekannt, dass sich auch ein Bruchteil aus „Des von Eschilbach“ Parcival in ihr befindet, ebenfalls also in Sechsfüsslern.

Homer und deutscher Hexameter hängen auch hier nach meinem Gefühle und meinem Erachten mehr äusserlich zusammen, und nur zufällig ist der Vers des Klopstockischen Messias auch der Homers.

Jenem, Klopstock, wird denn auch gegenüber seinem nunmehrigen Erzverfolger Gottsched in dem übrigens namenlosen Büchlein reichlich Weihrauch gestreut; vgl. der satyrische Hexameter S. 139. Gottsched ist hier, vermutlich dem vernichtenden Blitzstrahl des satirischen Hexameters gegenüber, „Typhon“ geheissen.

vvofern es unglyklich geschaehe,
Dass ein gericht mit taubheit die ohren der Teutonen schlyge,
Nein es vvürde doch nicht dem grausamen schicksal gelingen,
Dich o Hexameter aus der Natur der Dinge zu treiben...

— so lautet der Fragmente Huldigung vor dem neuen Alleinherrscher der deutschen Versmaasse. Von seinem Antipoden Gottsched steht geschrieben:

In der fryhen Kindheit des Lebens
War er schon Typhon und bleibt in der neige der sinkenden jahre

Typhon, nur mit sich selbst und niemand sonst zu vergleichen,
Gross und gelobt, nicht so vvie Klopstock und Milton gelobt sind.
Von ihm bekennet der neid dass er den schlechtesten einfall
Weder Homer noch Virgiln je schuldig gevvorden; vvie soll er?
Vor ihm sind ihre vverke mit Salomons ringe versiegelt.

Ich komme zu den Uebersetzungen selbst. Als ihre Verfasser sind in den Kompendien Bodmer und Wieland genannt. Des Ersteren Autorschaft ergiebt sich aus der hexametrischen Einleitung, des Anderen Spuren zu entwickeln ist unmöglich. Von Wielandischer Eleganz und der Anmut der Verse seines Cyrus ist nichts in ihnen. Sie folgen sich in dieser Reihe:

1. Ulyssens vviederkunft bei seinem Vater, aus der vierundzvvanzigsten Odyss.
2. Telemachs besuch bei Nestorn; aus der dritten Odyssee.
3. Telemach bei Menelaus; aus der vierten Odyssee.
4. Ulyssens abschied von der Calypso; aus der fynften Odyssee.

Wir können an Sprache und Textauffassung natürlich nicht den heutigen Maassstab legen. Auch diese Proben sind aus ihrer Zeit heraus zu betrachten. Zwischen den Jahren 1755 und 1781, dem des Er-

scheinens der Vossischen Odyssee, vollzog sich ein unermesslicher Wandel der Sprache und führte das homerische Studium zu einer Erfassung der Epopöen, wie sie fürs Erste benommen blieb.

Die Dichtersprache der Zeit nun berechtigt bereits, an metrische Erzeugnisse einen immerhin höheren Maassstab zu legen. Man hat hier zunächst der Formgewandtheit und zierlichen Anmut der zur Zeit voll ausgeprägten Anakreontik zu denken. Deren Errungenschaften indessen beschränken sich auf die lyrische Sprache, und die wesentlichen für diese gewonnenen Bereicherungen konnten einer Homerübersetzung doch nur höchst mittelbar und auch dann nur in einem engen Kreise von Beziehungen zu Gute kommen. Hingegen ist die epische Sprache bereits auf einer sehr ansehnlichen Stufe ihrer Entwickelung angelangt, deren Elastizität und edle Freiheit sie geradezu dem Hexameter dankt. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass in anderen und gereimten Formen Messias und Frühling sich nimmermehr zu diesem Grade einer harmonischen Beweglichkeit, Ausdrucksfülle und gemessenen Zwangslosigkeit hätten entfalten können. Eine höhere Ungebundenheit und grössere Fähigkeit, sich unendlich zu modifizieren, als der deutsche Hexameter, besitzt keine dichterische Kunstform der Welt. Der deutsche Hexameter ist das denkbar fügsamste metrische Instrument; seine Handhabung ganz ohn' Ermessen leichter, aus prosodischen wie syntaktischen Gründen, als die des

griechischen und lateinischen. Kein anderes lässt innerhalb seines Rahmens eine gleiche Willkür zu. Man müsste die Variationsrechnung zu Hülfe rufen, um die Ziffer seiner gesetzmässig erlaubten Nüancierungen, seiner Arten und Abarten zu bestimmen. In solcher dehnbaren Form, welche aber dessohngeachtet mit höchstgeschraubten Prätentionen künstlerischer Berechtigung und Hoheit auftrat, konnte die deutsche Sprache ohnstreitig vieles gewinnen. Sie konnte in ihr ihre Glieder dehnen und strecken und zusammenziehen, wie sie wollte. Sie durfte ihre Tongesetze nach Willkür erweitern und für den jedesmaligen Fall modeln, wie sie es bedurfte; freilich, der Dichter wurde der Versuchung souveränster Eigenmächtigkeit ausgesetzt und keiner hat ihr widerstanden. Die Reimlosigkeit des Maasses gestattete ferner einen unmittelbareren Ausfluss der Gedanken, einen rascheren feurigeren Erguss und behenderen Wechsel und Umschlag der Empfindung. Auch diesem Vorzug aber musste der Schatten auf dem Fusse folgen: mit dem edelen Metalle strömten ungesichtet viele Schlacken in die freundwilligen weiten Falten des Hexameters. Jede andere Form und der Reimzwang erforderten ganz andere, gediegenere Vorarbeit. Gestattete die fremde ein freieres Hinströmen der Idee und eine gedankenschnelle Krystallisation ihres Inhaltes, so blieb den heimischen Kunstformen jedenfalls der Vorzug einer höheren Bemessenheit und schwieriger zu erlangenden Regelhaftigkeit des Gefüges und die

Bedingungen ihrer Füllung waren ohnzweifelhaft strengere und schärfere, was mittelbar dem geistigen Gehalte selbst so sehr zu Gute kommen musste, wie seiner äusseren Prägung.

In vielen Hunderten von Modellen lag die neue Form nun vor. Ja man kann sagen, dass sie zur Zeit, als die Trägerin wahrhaft nationaler Dichtungen, ein hochgeschätztes, fromm verehrtes, ja einigermassen volkstümliches Wahrzeichen bildete. Eine reiche epische Sprache lag vor, von dem Hexameter bereits weidlich dressiert. Im Lichte dieser Betrachtungen nun zeigen die Bodmerischen Homerfragmente allerdings ein klagwürdiges Gesicht, eine widrige Hilflosigkeit und Regellosigkeit.

Eine Literatur, welche bereits hexametrische Gebilde aufzuweisen hat, wie die folgende Stelle aus dem Messias (II. Gesang):

Also sagt' er, und näherte sich den Gräbern der Todten.
Unten am mitternächtigen Berge waren die Gräber
In zusammen gebirgte verwitterte Felsen gehauen.
Dicke, finster verwachsene Wälder verwahrten den Eingang,
Vor des fliehenden Wanderers Blicke. Ein trauriger Morgen
Stieg, wenn der Mittag schon sich über Jerusalem senkte,

Dämmernd noch in die Gräber mit kühlem Schauer hinunter —

oder die folgende aus dem Frühling:

O Tulipane, wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offenen Busen gefüllet?
Ich grüsste dich Fürstin der Blumen, wofern nicht die göttliche Rose
Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron und den ewigen Wohlgeruch hätte...

— eine solche Literatur darf bereits an Dichtungen in gleichem Maasse erhöhte Anforderungen an rhythmischen Fall, Glätte der Sprache und Durchsichtigkeit der Messung stellen. Aber selber diese allerdürftigsten Erfordernisse sind nicht von den Fragmenten erfüllt worden, und es giebt Stellen, deren Skansion sich erst dem längeren Hinblick und fleissigem Grübeln aufthut oder völlig unentwirrbar bleibt. Es stockt der Versbau. Und wo er gelungener den Elementarregeln des hexametrischen Grundrisses Genüge thut, auch da wackelt und trottet der Rhythmus mehr im Zottelpasse her, als dass er behende in leichtem Flusse dahinströmt.

Vgl. S. 18:

nachdem sich die vvundernden Augen
Gnugsam mit sehen gesättiget hatten, so giengen die beiden

In ein poliertes bad hinab, sich zu vvaschen; Da vvaren
Sclavinnen, die mit köstlichem Oele sie salbten und vvaschten;
Ihnen dann vvollichte vvesten und kostbare maentel umlegten.

Ich erspare mir weitere Belege. Bernays hat Recht mit seinem Urteil, dass hier kaum ein schwacher homerischer Anklang vernehmbar werde; wenn er aber (Einleitung zur Odüssee XVII) mitteilt, dass Bodmer „mit erklärlicher Vorliebe solche Stellen herausgegriffen habe, in denen die Dichtung sich am merklichsten dem Idyllischen nähere“, so ist dies nicht sonderlich begründet; gerade diese Stücke bezeichnen z. T. sehr wesentliche epische Momente und sind so sehr im grossen epischen Stil gehalten, wie immer andre auch.

Es liegt über dem Ganzen ein stumpfer bleierner Ton, eine graue gebrochene Färbung. Von dichterischer Anmut ist nichts in ihm; von Wielandischer Grazie und Gewandtheit, von Klopstockischer Kraft kein Atom. Aber auch Klopstock hat die strengeren Gesetze der Metriker in seinem Hexameter nicht erfüllt. Es ist wahr, dass er z. B. die spondeischen Ausklänge übermässig anwendet, die ich der rhythmischen Wirkung des deutschen Hexameters für sehr hinderlich erachte. Denn gilt er mir allein für das Maass einer abgezählten, metrisch gegliederten Periodisierung, so erhält die Redeform durch jene spondeischen Abklänge an jeder Stelle eine

noch prosaischere Abflachung und eine peinliche Stumpfheit. Es fehlt dem Verse Klopstocks weiter an Festigkeit des Gerippes. Er ist zu reich an Gelenken. Er entzieht dem Ohre rhythmische Ruhepunkte. Im Besondern gereicht dies der Wirkung der Dichtung sicherlich zu schönem Vorteil, im Allgemeinen schädigt es ihre Haltung. Ich will nichts von den Caesuren sagen im speciellen. Aus ihrer Ignorierung ergab sich jenes Ueberstürzen des Klopstockischen Verses zum Ende hin. Aber die griechisch-römischen Skansionsgesetze ins Deutsche getragen mussten zu freierer Befolgung führen. Warum z. B. sollen weibliche Caesuren im vierten Fusse im Deutschen verpönt bleiben? Normen, welche die antiken Sprachen aus sich herausgeboren hatten, warum in aller Welt sollte ihnen die deutsche sich sklavisch unterwerfen müssen? Wo sie es nicht gethan, so ist es ihr nimmermehr schädlich geworden. Man vergl. in Schillers „Glück“:

> Lass sie die Glückliche sein; du schaust sie, du bist der Beglückte!

und ebendort:

> Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der Pythische Sieger . . .

und in Geibels „Spätherbstblättern“:

> Denn das Regieren verlangt, wie das Dichten, den Meister; es wirkt nur —

— was fehlt hier an Wohllaut und welches deutsche Ohr, das sich noch so sehr verfeinert hätte an den

„flüssigen Weisen Ioniens“, ermangelte hier rhythmischen Genügens? Jenes von Voss „entdeckte“ metrische Gesetz ist für die deutsche Dichtung eine wahngeborene Chimäre.

Aber alle jene Mängel der Klopstockischen Hexametertechnik eingeräumt, erkennt man, wie weit Bodmers Homerproben bereits äusserlich hinter billigen Anforderungen seiner eigenen Zeit zurückblieben. Aber auch ihr innerer Kern war übel. Die höhere Treue war verfehlt, die Worttreue trübe. Es schielten die Fragmente aus hundert Augen.

Selbst in den anmutigsten Vorstellungsgebieten kann der poesieleere Uebersetzer nicht den Staub der Prose von seinen Füssen schütteln. Ganz abgesehen von dem direktionslosen Stile geben bereits einzelne Wendungen und Worte dem Ganzen einen anachronistisch verschobenen Ton und zersetzen den Eindruck selbst für Einen, der mit aller Pietät dem Versuche naht; vgl.: Truchsäss, Provinzen, göttliche Dame, wenn die Zeitung gewiss ist, Aufwartmädchen, Post, der gute Bereuter, der alte Bezähmer der Pferde, Schutzgeist, auf der wässernen Plaen, zu schwerem Kreuze gebohren, nach gleichen Begriffen überdachten wir alles, durchlauchtig, glorwürdig, Teller, Weste, vornehm, Droge (φάρμακον) u. s. w. Dahingegen gelingt die metrische Verdeutschung der Gleichnisse bereits anerkennenswert. Auch den französierenden Accent der Eigennamen sehen wir dem Entstehungs-

orte wie der Zeit nach. Uebrigens aber grassieren latinisierte neben griechischen Eigennamen; ja, es findet sich sogar die skabröse Namensbildung: Pallas-Minerva vor. Ausserdem aber tummeln sich in wirrem Durcheinander Neptunus, Pallas, Minerva, Saturnus. Mavors, Artemis, Aphrodite, Zeus und Apoll, Jupiter. Diana, Hermes, Mercur. Versuche, die Epitheta und Beinamen als solche oder einheitliche Composita zu deutsch wiederzugeben, bleiben nicht aus, wenn auch zum Teile bei dem Mangel eines hinlänglichen philologischen Verständnisses vom Ziele; vgl. leidengeybt. Reihendurchbrecher, Pferdebezähmer, gottbefreundet. nettgesponnen, süssduftend; *κούρη Διὸς αἰγιόχοιο* Jovis Tochter, des ziegen-gesäugten Gottes; die Nymphe mit den zierlichen Locken, Argusbezwinger; *Ἀρτέμιδι χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα* die mit dem goldenen Bogen einhergeht. Letzteres noch nach der Erklärung der alten Grammatiker; die Göttin mit goldener Spindel taucht erst später auf. Ebenso oft flüchtet die Uebersetzung natürlich zu Relativsätzen oder umfänglicheren Appositionen.

Trotz alledem sind die „Fragmente“ nicht gering zu achten. In ihnen ist das Gottschedische Samerkorn ohnstreitig ins Kraut gegangen; lustig genug, im gegnerischen Lager; und jedenfalls nicht zu Gottsched-Typhon's Freude, weder im Allgemeinen noch auch im Besonderen. Zu einer tiefer gehenden Erweckung des Interesses für einen deutschen Homer konnten die

Fragmente aber schwerlich fruchtbar werden. Dazu waren sie zu willkürlich gewählt und in sich zu wenig zusammenhängend und gerundet, zu mangelhaft und eckigt in ihrer Form und zu unschön und geschmacklos in ihrer Farbe, die, wie bewiesen, poesiewidrig abgeschattet und verwaschen und modern versetzt war.

Freilich, zehn Jahre später, und das Jahrhundert ist in seinem Mühen um die Homerverdeutschung kaum weiter gekommen als der wackere schweizerische Theoretiker. Das belangreichste Dokument für diese Thatsache enthält die Magdeburgische Zeitschrift: Der Greis, im hundertundsiebenten Stücke, das erschienen ist am 30. Januar 1765 [neunter Teil S. 65]. Die hier gegebene Uebersetzungsprobe wirft auch bereits einen interessanten Schatten in den öffentlichen Blättern.

Kurze einleitende Worte gehen ihr voraus. „Sie sind," sagt zu dem Greise sein Schwiegersohn, „sonst ein grosser Verehrer des Homer gewesen, wie alle Kenner und Liebhaber des wahren guten Geschmacks, und haben immer gewünscht, dass wir im Deutschen eine Uebersetzung davon haben möchten. Sie haben aber mit Recht geglaubt, es müsse eine poetische Uebersetzung seyn, und seitdem der Hexameter in unserer Sprache bekannter geworden, haben Sie diesen Vers für sehr bequem zu einer Uebersetzung des Homer gehalten".

Hierauf beginnt er dem Alten den Uebersetzungsversuch eines jungen Dichters vorzulesen, den jener

dann in seiner Zeitschrift zum Abdruck bringt. „Ich weiss,“ schickt aber der Herausgeber voraus, „dass viele von meinen Lesern, welche über den neuen Vers noch nicht genug gedacht, oder ihn nicht oft genug gelesen haben, dass sie recht bekannt mit demselben geworden wären, dieses Blatt weglegen werden“. „Ich will meinen Lesern,“ heisst es schliesslich, „den Anfang des ersten Gesanges mitteilen, welcher den ganzen Inhalt des Gedichtes und die Entrüstung Agamemnons und Achills enthält, die den grössten Einfluss auf das Schicksal der Stadt Troja und der griechischen Heere hat, die sie belagern. Von Troja, welches auch Ilion hiess, hat das Gedicht den Namen Iliade“.

Man erkennt hieraus, dass die durch Uebersetzungen vermittelte Kenntnis Homers sich inzwischen nicht gesteigert und bis zur Stunde noch eine winzige geblieben ist und die fremde Form keineswegs überall volkstümlich geworden war. Aber ebenso erschienen noch Goethe's Vater die Verse des Messias als keine Verse und gab es in der Geburtsstadt unsres grössten Genius treffliche Menschen, welche diese skandierte Diktion nur für harmonische Prose gelten liessen. Auch aber an der Allgemeinverständlichkeit der Probe selber, als einer zu weit ausserhalb des Ideenkreises seines Publikums liegenden, zweifelt der Greis, welche Bedenken ebenfalls historisches Interesse bewahren.

Die Uebersetzung stammt nach Degens Buche von

einem Bruder Klopstocks. Es ist wohl möglich. Sie umfasst die 205 ersten Verse des ersten Buches, welche sie in 211 Hexametern wiedergiebt. Diese sind ohne Fluss, zum Teil absolut ohne Verständlichkeit; die Sprache des Originals ist häufig übertrumpft oder der Sinn überhaupt gewandelt, verdreht oder verwässert. Oft zeigt das Original ganz andere Gedankenverknüpfungen. Die Namen sind auch hier noch latinisiert. Moderne Begriffe spielen herein. Und wenn sich auch gelungene Einzelheiten rühmen lassen, wie fernhertreffend für *ἑκηβόλος* und dumpfherbrausend für *πολυφλοίσβοιο*, so bleibt das Original trotz dieser glücklichen Lichter doch im Finstern und zeigt sich in dieser Magdeburger Kopie kaum in einem ähnlichen Zuge wieder. Wer diese Uebersetzung wirklich las, konnte sich von jenem „ältesten Denkmale des menschlichen Verstandes“ nicht einen nur ahnungsvollen Begriff bilden und seine Sehnsucht nach einem deutschen Homer konnte unmöglich rege werden. Was der Greis geargwöhnt hatte, musste somit in der That in Erfüllung gehen und die Schuld traf dieses Mal das Publikum nicht. Viele Leser seines Journals haben die Uebersetzung – es schreibt's der Greis am 20. März 1765 — [Greis IX S. 177] weggelegt. Aber dennoch giebt er die Fortsetzung des Gesanges I bis zum 246. Verse in 44 Hexametern. Auch von diesen gilt das oben Gesagte. Da sie aber dem Greise höchlich gelungen scheinen, so fügt er noch ein Bruchstück aus dem über-

setzten dritten Buche bei. Hiermit zugleich aber weist er seine Leser auf den Messias hin, um sie zu erinnern, wie der Geist Homers auf einem Deutschen ruhe. In der Magdeburger Landschaft war solche Mahnung also ungewöhnlich frühe notwendig geworden.

Ich breche ab. Der Magdeburgische Versuch ist hiermit genugsam gewürdigt, den hexametrischen Anläufen nach einem deutschen Homer im Süden wie im Norden ihr Recht geschehen. Auch dieser Uebersetzungsprobe, welche nach zehn Jahren den Bodmerischen Fragmenten gefolgt war, fehlte Wort- wie Sinntreue, und Unverständlichkeiten und metrische Velleität würdigten sie herab bereits im Spiegel ihrer Zeit. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek (1765, des ersten Bandes zweytes Stück S. 32) bewillkommnete denn diesen Versuch des Greises, „auf die Messiade wieder ein wenig aufmerksam zu machen“, mit weidlichem Spott. Es sei meisterlich gelungen, höhnt sie; denn der Greis zeige eine so elende Uebersetzung des Homer, dass die Leser nicht nur die erhabene Poesie eines Klopstock, sondern sogar die Prosa des Greises lieber lesen möchten. Die ersten zehn Verse werden ausgezogen zum Belege des verwerfenden Urteils. Das Original müsse gar oft der Uebersetzung zum Kommentare dienen, heisst es. Man müsse erstaunen, wenn man die Entschlossenheit sehe, mit welcher die jungen Leute alles unternähmen und die alten Kunstrichter alles lobten, alles aufmunterten;

und das thäten doch wirklich sehr oft Kunstrichter von nicht gemeinen Einfällen. „So begierig das deutsche Publicum nach einer Uebersetzung des Homers ist," fährt Rezensent fort, „so gern wird es noch Jahre in Geduld stehen, wenn unsere besten Köpfe sich wollten ermuntern lassen, eine mit Fleiss und Nachdenken auszuarbeiten. Unsere Anfänger mögen, wenn ja eins seyn muss, lieber selbst Heldengedichte schreiben, als die homerischen für einen künftigen besseren Uebersetzer verderben". So wird noch weiter auf die schlechten Uebersetzungen gescholten ganz wie es die Literaturbriefe thun. So laut und so sehnlich hätte man gewünscht, die Alten in deutsche Sprache übersetzt zu sehen, dass die Uebersetzer geglaubt, man könnte durchaus nicht länger warten. Nun erschienen sie plötzlich alle nach einander übersetzt, und alle nach einander würden sie bessern Uebersetzern aus den Händen gerissen und verdorben. Sehr charakteristisch heisst es dann: „Es sollte wohl nicht an 24 Männern fehlen, deren jeder ein Buch aus der Iliade mit Gemächlichkeit übersetzen könnte. Das wäre dem Publikum gleichviel, ob sie in Reime, in Hexameter, oder gar in Prose übersetzen wollten". Es wird geschlossen mit einem Rückblick auf die in obiger Tabelle [Kap. II] unter Nr. 10 und 11 genannten Uebersetzungen aus dem Jahre 1754. Da uns auf diese Weise in deren Wesen ein Einblick eröffnet wird, hören wir den Rez. weiter (Seite 35): „„Wir erinnern uns zwar, dass bereits im Jahre 1754 die Ilias und die Odyssee von einer

Gesellschaft gelehrter Leute den deutschen Lesern mitgeteilt, und zu Frankfurt und Leipzig in gross 4. sauber gedruckt worden sind. Allein diese Uebersetzung ist bloss zum Behuf der allgemeinen Reisen veranstaltet worden, daher die Uebersetzer auch den Homer bloss als einen Geschichts- und Reisebeschreiber angesehen haben. Sie teilen seine beyden Heldengedichte wie ihre übrigen Reisen in §§ ein, und stimmen seinen Ton zu gemeinsamen Reisebeschreibungen herunter. Wo wir nicht irren; so haben sie mehr aus der Uebersetzung der Dacier als aus dem Griechischen übersetzt, und zu der Absicht, die sie hatten, reicht die Uebersetzung der Dacier wirklich hin. Um die Schönheiten des Homers war es diesen Uebersetzern nicht zu thun. Sie erlauben sich die niedrigsten Redensarten, pöbelhafte Sprüchwörter sogar. Agamemnon sagt vom Achill „er will überall den Meister spielen, alles will er fressen“. Dieser antwortet: „ich müsste der verzagteste Kerl von der Welt seyn — Ich werde des Weiberstückes wegen — nicht den geringsten Lumpen“ — die grosse Juno spricht zum Jupiter: „Was ist denn das für Manier mit mir so zu sprechen? — Unruhige und nasenweise Göttinn! versetzte der Herr und Meister des Donners — sie setzte sich nieder und schwieg stockstille“. Die von den Alten so sehr gepriesene, so oft nachgeahmte Beschreibung im ersten Buche der Iliade, wie Jupiter der Thetis zugewinkt: „Er sprach's, und mit schwarzen majestätischen Augenbrauen winkt er

das göttliche Zeichen ihr zu. Die ambrosialischen Haare des Weltbeherrschers wallten um sein unsterbliches Haupt, und der grosse Olymp erbebte". Dieses erhabene Gemälde verwandeln unsere Reisebeschreiber in folgende höchst possierliche Ungereimtheit: „Zu gleicher Zeit geschah das Zeichen mit seinen fürchterlich zusammengezogenen schwarzen Augenbrauen. Die Haare fiengen an, an dem unsterblichen Kopfe des Gottes zu Berge zu stehen, und der ganze Olympus erschütterte". Wir gestehen gleichwohl, dass wir diese Uebersetzung mit allen ihren Fehlern lieber lesen wollten, als eine ungerathene versifizierte. Das Platte und Niedrige missfällt so sehr nicht, als das Schielende, Unbestimmte und Falsche. An der Stelle, wo diese Uebersetzung das Niedrige vermieden, hat ihr Ausdruck sogar zuweilen eine gewisse Natur und Einfalt, die an einer Uebersetzung des Homers nothwendige Eigenschaften sind. Allein die grosse Schwierigkeit ist, diese Natur mit Würde und Anstand zu verbinden, und diese bäuerische Einfalt in die homerische Naivität zu veredeln" ". Ganz so hatte frühe Bodmer erkannt (Bernays, Einleitung), dass „die grösste Schwierigkeit dem Uebersetzer von Homers unnachahmlicher Einfalt kommt".

Hiermit sei das dritte Kapitel dieser Skizze geschlossen. Die behandelten Proben besitzen allein geschichtlichen Wert. Doch beweisen sie, wie die Meinung, auf den Schild erhoben von den Theoretikern der Reimlosigkeit, immer mehr sich durchbricht, dass

eine Homerübertragung in Hexametern sein solle, während andererseits hier belegt ward, dass das neue Maass noch keineswegs sich allseitiger Billigung erfreute. Ganz ebenso klingt bereits durch Lessings 40ten Literaturbrief (1759) der Zweifel, ob sich seine auf Messias und Frühling gegründete Hoffnung erfüllen und der Hexameter erhalten werde. Wir sehen weiter, dass die hexametrischen Anläufe der Homerübersetzer dieser Zeit kindlichster Natur blieben, dass innerhalb der letzten zehn Jahre in ihnen der deutsche Hexameter weit unter den Klopstockisch-Kleistischen Vers zurückgesunken war; dass ferner jene Proben von einer Kenntnis des homerischen Stiles kaum eine schattenhafte Spur verrieten, an welche Voraussetzung die Möglichkeit eines höheren Gelingens doch geknüpft war. Die allgemeine deutsche Bibliothek aber hat uns einen Beweis gegeben, dass manche Kunstrichter sich über das Wesen einer guten Homerübersetzung ganz wohl bereits Rechenschaft zu geben wussten und in die innere Haupteigentümlichkeit des Originals gedeihlich eingedrungen waren. Nicht unwesentlich ist hier, dass der betreffende Referent [über die französische Uebersetzung des Mr. Bitaubé] das Gelingen des Werkes keineswegs an den Hexameter gebunden glaubt, sondern der Ansicht ist, ganz wie später Goethe und Jakob Grimm, dass es gleichviel sei, ob sie etwa „gar in Prose“ komme. Der Artikel ist mit einem G unterzeichnet; ich weiss es nicht, auf welchen der Aufklärer diese Chiffre weist;

Bernays nennt Moses Mendelssohn (Einleitung XXI) als Verfasser. Doch bleibt der Artikel für die Geschichte der deutschen Homerübersetzung von hoher Bedeutung, als sich in ihm die von den Schweizern ausgegebene Parole wiederholt und von neuem eindringlich die Grundsignatur bestimmt wird, welche eine Homerverdeutschung tragen müsse und als deren Hauptwesenheit „eine gewisse Natur und Einfalt“ und „Naivität“ hingestellt wird. Kam der Aufsatz doch aus dem Kreise Lessings, der jetzt gerade wieder in Berlin weilt.*) Ein Jahr später und er giebt in seinem Laokoon mit den Winckelmannischen Worten: „edele Einfalt und stille Grösse“ der Nation die Leuchte in die Hand, die ihr die Vorhallen der antiken Kunst erschliesst.

*) Ueber den derzeitigen Stand der Homerübersetzung bei den Franzosen vgl. Erich Schmidt's Notizen a. a. O. S. 61. Ein interessantes Urteil der deutschen Kritik der Zeit über Pope's Homer bewahrt die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste“ in ihrer Rez. der 1764er Ilias „Meister“ Bitaubé's, wie ihn Bürger (vgl. Klotz Acta litt.) nennt, 1, 275: „Pope lässt den Homer immer an seinem Genie mit Teil nehmen“.

Kapitel IV.

Lessing.

Der homerische Stil bildet Kanon und Organon der Untersuchungen des Lessingischen Laokoon. 1766. Mittel und Tendenzen (letztere zu sehr vom Standpunkte des bewusst reflektierenden Künstlers aus) der „grossen Manier des Homers“ [Zum Laokoon V] sind hier auf das Feinste bis ins Kleinste analysiert. Die homerische Sprache selbst bleibt nicht ohne philologisch-aesthetische Schlaglichter, deren Schein sich nicht ins Weitere ergiesst, aber um so intensiver auf wichtigste Punkte fällt. Die Eigentümlichkeit des heroisch-epischen Stiles in seinen Grundzügen, Verzweigungen und Sonderheiten ist hier mit grossartiger Kraft und Deutlichkeit abgegrenzt und mit klassischer Klarheit hingestellt. War das Bild selbst dem Kundigen der Sprache annoch mannigfach dämmerhaft verhüllt geblieben, jetzt war der Schleier gefallen und der Schlüssel zu einem vollen künstlerischen Verständnis und einer schöneren aesthe-

tischen Einsicht gefunden. Was nun noch zu ersinnen blieb, war archäologischer und sprachlicher Natur; die vornehmsten Voraussetzungen einer idealen Erkenntnis des Originals waren erfüllt, was noch zu thun blieb, das vermochte nunmehr philologische Alltagsarbeit zu verrichten.

Das Rätsel, an dem die Schweizer schon gerüttelt mit emsigem Fleisse, war gelöst, das thönerne: ut pictura poesis von seinem schiefen Postamente geworfen und in Stücke geschlagen. „Alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen“, heisst es begeistert in „Dichtung und Wahrheit“, und „wie vor einem Blitz erleuchteten sich den Zeitgenossen „alle Folgen“ des herrlichen Grundgedankens des Laokoon: der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äusseren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser durch die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Hässlichen noch abfinden mag“.

Doch für uns bleibt diese Perspektive enge zu begrenzen; hier handelt es sich allein um Lessings Bedeutung für die Homerverdeutschung. Es ist zu beklagen,

dass sie sich weder in Bernays' Einleitung noch in Herbsts Biographie Vossens erhellt findet. Sie hat eine freilich nur theoretische Seite; einen Hexameter hat Lessing nie gemacht.

Die Resultate der Laokoonforschung für die homerischen Studien bestehen in folgenden Erkenntnissen, die ich bei ihrer Gewichtigkeit herübersetze.

„So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeusserung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen". Schon diese Beobachtung bildete einen bemerkenswerten Fingerzeig für den Uebersetzer der Zeit; heut macht ja der Lehrer bei erster bester Gelegenheit diese Glosse. Aber Lessing lehrt an einem Beispiel aus dem Homer weiter, dass nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse; eine Subtilität der Untersuchung, die sich allerdings überspitzt. — „Homer bearbeitete eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen, sichtbare und unsichtbare". Diese „Unsichtbarbeit erlaubet der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und lässt ihr freies Spiel, sich die Personen der Götter und ihre Handlungen so gross.

und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will". So macht denn Homer seine Helden noch einmal so stark als die stärksten Männer seiner Zeit, lässt jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertroffen werden. Homer hat „noch immer einen wunderbarern Grad an Grösse, Stärke, Schnelligkeit für seine Götter in Vorrat, als er seinen vorzüglichsten Helden beileget". So „verliert man von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Grösse denkt, in welcher man sie in Gesellschaft der Sterblichen auf der Leinewand zu sehen verwöhnet wird". Das alles, uns heute so selbstverständlich, war damals sehr neu und bedurfte fester gründlicher Stützen.

„Es ist wahr, Homer lässt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrücket, noch drei Mal nach dem dicken Nebel mit der Lanze stossen. Allein auch das heisst in der Sprache des Dichters weiter nichts, als dass Achilles so wütend gewesen, dass er noch drei Mal gestossen, ehe er es gemerkt, dass er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung". Daher kehrt es der Dichter auch bisweilen um „und lässt, anstatt das Objekt unsichtbar zu machen, das Subjekt mit Blindheit geschlagen werden. So ver-

finstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt. In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; sondern der Dichter setzt das Eine und das Andere nur bloss hinzu, um die äusserste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen. — — Unsichtbar sein ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, dass sie nicht gesehen werden; sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen". Auch Lessing ist Homer der grösste „malerische Dichter". Es wird für unmöglich erklärt, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters (Il. *Α* v. 44—53) mit hören lassen, in eine andere Sprache zu übertragen. „Es ist eben so unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuten, ob sie schon nur der allerkleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, dass uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie führet". Das Poetisch-Malerische wird genau definiert : „ein poetisches Gemälde ist nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge,

durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, dass wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewusst werden als seiner Worte, heisst malerisch". „Das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer". — „Homer malet nichts als fortschreitende Handlungen und alle Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge". — „Für Ein Ding hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter lässt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müsste, wenn er es ganz auf seine Leinewand bringen wollte". Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird demohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiss durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letzterm ihn der Maler erwarten muss, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. B. Will

Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muss ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen; will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muss sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; — und sollen wir von seinem Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben, was thut sodann Homer? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters ... Auch wenn Achilles bei seinem Scepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf dem Berge grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen ... Doch nicht bloss da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das blosse Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes zerstreuen ...“

Nirgends verfällt Homer in frostige Ausmalungen körperlicher Gegenstände... Die wenigen Stellen, wo er es gethan, sind von der Art, dass sie die Regel, von der sie eine Ausnahme zu sein scheinen, vielmehr bestätigen. „Ich habe gesagt, dem Homer sei z. E. ein Schiff entweder nur das schwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. **Zu verstehen von**

seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzusetzet; auch das vierte; — — wer wird ihn darum tadeln? wer wird ihm diese kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wissen?... Die mehreren Züge für die verschiedenen Teile und Eigenschaften folgen in einer solchen gedrängten Kürze so schnell auf einander, dass wir sie alle auf einmal zu hören glauben..."

„Und hierin kömmt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu statten... Unsere deutsche Sprache kann zwar die homerischen Beiwörter meistens in eben so kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vorteilhafte Ordnung derselben kann sie der griechischen nicht nachmachen..."

Homer verwandelt ferner das Koexistierende seines Vorwurfs in ein Konsekutives, um dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. — Homer enthält sich geflissentlich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheit. „Was er nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, lässt er uns in seiner Wirkung erkennen". „Schon Homer hat es angedeutet, dass es ein erhabenes Ansehen giebt, welches bloss aus einem Zusatze von Grösse in den Abmessungen der Füsse und Schenkel entspringet. Denn wenn Antenor die Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen will, so lässt er ihn sagen: Wann beide standen, so ragte Menelaus mit den beiden Schultern

hoch hervor; wann aber beide sassen, war Ulysses der Ansehnlichste". „Homer macht den Thersites hässlich, um ihn lächerlich zu machen". Aber erst die Uebereinstimmung dieser Hässlichkeit mit seinem Charakter, der Widerspruch, den beide mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit heget, die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwätzes, alles dies muss sich vereinigen, um den Zweck, ihn lächerlich zu machen, zu vereinigen.

Hiermit sind die Hauptsachen, welche Lessing aus Homer gewinnt als Stützpunkte und Leitlinien des ersten Teiles seines Laokoon, erschöpft. Es erhellt, wie diese Entdeckungen die Homerstudien beleben und fördern mussten. Ergänzen wir ihre Aufstellung noch mit den bezüglichen Auszügen aus dem Anhang: „Zum Laokoon".

Homer bleibt der grösste Maler. Er hat sich jedes Bild ganz und nett gedacht. Und selbst auch in der Ordnung ein malerisches Auge gezeigt. Er hat nur wenige Miltonsche (und Klopstockische) Bilder; diese frappieren, aber abstrahieren nicht. Es wird untersucht, auf welche Weise Homer die Schnelligkeit zu ungemein sinnlichem Ausdrucke bringt. Die malerische Perspektive hat Homer nicht gekannt. Eins von den perspektivischsten Gleichnissen ist das, wo Homer das Schild des Achilles, oder vielmehr dessen Glanz mit dem Glanze eines Feuers vergleicht, das von einsamen Bergen im Sturm behafteten Seefahrern leuchtet. —

Homers Blindheit ist Fabel. — Homer hat sich nur auf successive — progressivische — Gemälde eingelassen.

Der Einwurf z. B. der Beschreibung des Palastes in der Iliade ist hinfällig. „Er wollte bloss den Begriff der Grösse dadurch erwecken“. Auch die Gärten des Alcinous beschreibt er nicht als schöne Gegenstände, die auf einmal als schön in die Augen fallen, welches sie in der Natur selbst nicht sind. —

Damit wäre das Vornehmste zusammengestellt, was Lessings Homerstudien zur tieferen Erfassung des Dichters selbst gewonnen hatten; es sind Wahrnehmungen und Bemerkungen, die dem Verständnis des homerischen Stiles ganz neue Bahnen wiesen. Waren sie ohne Ausnahme fundamentiert auf der Annahme eines einheitlichen, bewusst schaffenden und abwägenden Künstlers, so giengen sie nur einher in der alten zugebrachten Meinung und wussten ihre Wahrheiten gerade aus dieser traditionellen Anschauung heraus um so verständlicher und sympathischer kund zu geben, wenn das rätselhafte Woher? dieser wunderbaren Aeusserungen des hellenischen Volksgenius ungefragt blieb oder mit der einfachsten und naivesten Erklärung aus dem Munde des „vortrefflichsten Denkers“ (Dichtung und Wahrheit) beantwortet wurde.

Wer freilich wollte direkte Einwirkungen des Laokoon in den nun folgenden Uebersetzungen nachzuweisen sich unterfangen? Und wer aber wollte sie leugnen? Erheben sie sich doch sämtlich über die bisherigen

Leistungen in jeder einzelnen Beziehung, in Sprache, Stil, Konformität und rhythmischer Farbe.

Diesem Manne nun spricht Herbst die Fähigkeit zum Homerverdeutschen ab. Vgl. W. Herbst, J. H. Voss II. 180: „Und der einzige Lessing, an den man wirklich [als zu einer Homerübersetzung berufenen] denken konnte, hatte die Arbeit selbst für unmöglich erklärt und wäre nach seiner pointierten, dialektisch-dramatischen, epigrammatischen Geistesart zu fern gewesen von dem episch gestimmten Ton und von der Einfalt, die für den Homerübersetzer A und O heissen muss“.

Er also, der in das Wesen der homerischen Kunst eingedrungen war, wie Winckelmann nicht vor ihm und Goethe nicht tiefer nach ihm, welcher im Laokoon wieder und wieder die Grundzüge des epischen (homerischen) grossen Stiles klarlegt, hätte eine skandierte Uebersetzung Homers zu schaffen nicht vermocht? Wer hätte auf gründlicherer Basis denn er eine solche antreten wollen? Ist doch der Laokoon undenkbar ohne die Fruchtbarkeit seiner Homerstudien. Homer ist der rote Faden, der durch seine Untersuchungen von Anfang bis zum Ende hindurchleuchtet; die Richtschnur, nach welcher er den grandiosen aesthetischen Bau aufführt, die Wünschelruthe aller seiner Funde. Die Hauptvoraussetzung, tiefste Kenntnis und adaequates Verständnis des homerischen Wesens, zwar auf der Grundlage der philologischen Dressur eines der drei

altberühmten sächsischen Klosteralumnate, war erfüllt, und es hätte ihm am Vollbringen fehlen sollen?

Nein, bei seiner mehr kritisch-reproduktiven Natur, bei — müssen einmal Gegengründe gegeben werden — bei seinem klaren, weiten Wissen der alten Sprachen und der umfassenden Kenntnis ihrer Literaturen, bei seiner hohen hermeneutischen Begabung, bei seinem hellen Einblick in die antiken Kulturphasen, bei seiner philologischen Zähigkeit und Gründlichkeit, bei seiner Gewalt über die deutsche Sprache, welche er in allen Literaturgattungen so wohl zu meistern wusste, wenn auch unvollkommen im Jambendrama, so doch in schöner Klassizität im anakreontischen Liede wie im Lustspiel und der Charaktertragödie, in der Fabel wie im Epigramm, in der schwerwandelnden oder behendspielenden archäologischen, aesthetischen oder philosophisch-theologischen Untersuchung; bei der Beweglichkeit seines künstlerischen und persönlichen Charakters, bei seinem energischen Schaffensstolze den ausgedehntesten und gewaltigsten Gedankenstoffen gegenüber wäre der „Dramatiker, Dialektiker und Epigrammatiker" Lessing zum Homerübersetzer höchst wohl berufen gewesen. Aber Lessing hatte anderes zu thun, höheres zu verrichten, als eine Homerübersetzung zu liefern. Das konnten andere auch. Ihm aber blieb zu thun, was andere nicht vermochten. Den Homer in deutschen Hexametern zu übersetzen, war nunmehr so gar schwierig nicht, nachdem der Vers in tausenden von Mustern

vorlag und die Philologie immer umfänglicheres Erläuterungsmaterial aufgeschichtet hatte; nachdem der Laokoon Wesen des Stils aufgeschlossen hatte. Homer zu übersetzen war nun leichtere Kunst als es erforderte, eine Emilia zu schreiben, um eine Brandfackel für die verpesteten und verpestenden Duodezhöfe zu entzünden, und mittelmässige Hexameter waren immer noch leichter zu bauen als die jugendlich ungelenken und ungeleckten Jamben des Nathan.*) Unten übrigens werden wir inne werden, wie der Held der Herbstischen Biographie jener „Einfalt“ gerade höchst bedauerlich ermangelte oder ihrer zum mindesten „im kreisenden Laufe der Zeiten“ höchstgradig verlustig gieng. Wenn schliesslich Herbst so generell ausspricht, Lessing habe die Aufgabe für unmöglich erklärt, so ist dies, wie wir sehen werden, nur halb wahr, wie sehr Lessing zu solcher Erklärung auch Recht gehabt hätte.

*) In dieser nämlichen Ueberzeugung hatte Zachariä das „Verlorene Paradies“ statt in der Urform hexametrisch übersetzt, da ihm die Schwierigkeiten, sagt er, im Originalmaass zu übersetzen, „unüberwindlich“ erschienen wären. (Vorbericht zum zweyten Bande des verlohrnen Paradieses XV.)

Kapitel V.

Die siebenziger Jahre.

Auf der Wende der sechziger und siebenziger Jahre bewegt sich die Prosaübersetzung: „Des Homerus Werke. Aus dem Griechischen neu übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert von Christian Tobias Damm. Odyssee des Homer. Erster und zweiter Band. Iliade des Homerus. Erste und zweite Abteilung“ [wieder in zwei Bänden]. Die Uebersetzung erschien in Lemgo; der erste Band, sowie der zweite 1769, der dritte 1770 und der vierte 1771 ebendort in der Meyer'schen Buchhandlung. Gewidmet ist die Iliade dem „hochwolgebornen Herrn Herrn Quintus Icilius, Königlich-Preussischem Obristen von der Armee“. Der Verfasser war Rektor zu Berlin. Ueber ihn handelt Carl Justi in seinem ruhmwürdigen Werke: „Winckelmann in Deutschland“ S. 34 fg. Er war der griechische Lehrer Winckelmanns; überhaupt „das griechische

Orakel der Spreestadt; Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai suchten noch spät bei ihm Unterricht, als sie, ergriffen von den literarischen Tendenzen der Zeit, die ihnen mangelnde Basis klassischer Sprachkenntnisse nachholen wollten". „Er verlangte," charakterisiert Justi a. a. O. seine Bestrebungen im besonderen um Homer, „dass man den Homer lediglich aus ihm selbst erkläre; dann werde man sehen, dass ihm nichts von der Rohheit anhafte, die man mittelst fremdartiger Massstäbe in ihm gefunden hatte; dann werde man wahrnehmen, wie bei ihm alles Adel, Naivetät und Grösse, Heiterkeit und Grazie atme"; u. s. f. „Um aber Homer aus sich selbst verstehen zu lehren, verfasste Damm sein homerisches etymologisches Wörterbuch, welches durch Zurückführung des ganzen Wortschatzes auf dreihundert Wurzeln, bei einiger grammatischen Vorbildung, in wenigen Monaten den Lehrer entbehren lehren sollte. Ihm folgte die Uebersetzung des Homer". Hören wir den Uebersetzer im „Vorbericht" zur Odyssee nun selbst, über sein Ziel und seine Anschauung des Vorwurfs. Er beginnt: „Homer ist auf alle Weise würdig, auch unsrer deutschen Welt immer bekannter zu werden. Die ihn in seiner Sprache gar nicht lesen können, doch aber wissen wollen, was in den so lange berümt gewesenen Werken dieses grossen Dichters enthalten sey; denen kann eine Uebersetzung nicht anders als angenem seyn: und die ihn in seiner Sprache noch nicht one allen Anstoss

lesen können; denen giebt eine Uebersetzung eine gute Beihülfe. Man hat sich daher, für beiderley Leser so genau an den Text gehalten, als möglich war: damit die erstern den Sinn genugsam ausgedrücket, die zweiten aber auch zum Wortverstande eine hinlängliche Anleitung finden möchten. Und für beide werden die hinzugefügten Anmerkungen ihre Dienste thun. Dem Inhalte nach gehöret Homer unter die Schriftsteller, die mit dem grössesten Verstande geschrieben haben: und den Worten nach ist die homerische Muse in keiner Uebersetzung zu erreichen; die Anmuth, die im Vortrage stecket, lässet sich blos aus der Lesung des Originals empfinden. Wir haben zwar schon einige deutsche Uebersetzungen: aber vielleicht finden gute Kenner, dass die gegenwärtige desshalb nicht überflüssig ist. — Und da die Odyssee vornemlich ein Lerbuch aus der ältesten Welt für das gemeine Leben, die Ilias aber für das Heldenleben ist: so hat man mit der Odyssee, als dem gemeinnützlichern, den Anfang machen, die Ilias aber folgen lassen wollen".

Höchster Schätzung des Originals verknüpft sich also die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, es in seiner vollen Schöne zum deutschen Abdruck zu bringen, zugleich aber wird die Arbeit aus der Anschauungsweise der Berliner Aufklärer heraus bedauerlich auf einen tiefen Utilitätsstandpunkt gerückt und neben der lauten Betonung anzustrebender Treue in der Ver-

dolmetschung des „Wortverstandes“ findet sich keine Spur von irgend welchem Verständnis der homerischen Poesie weder im allgemeinen noch speziellen. Ganz besonders charakteristisch ist es hier, dass Damm der heiklen Frage: metrische oder ungebundene Uebersetzung? gar nicht näher tritt, sondern sein Ziel schlecht und recht in Prosa vollkommen zu erreichen meint. „Er glaubte,“ heisst es bei Justi, „die Auslegung und die Apologie des Homer bestehe darin, dass man überall einen ganz prosaischen und aufgeklärten Sinn aufzeige und das Dichterische, Altertümliche und Mythische als kunstvoll umgelegtes Gewand betrachte“.

Also ein Homer in Prosa! in einer Prosa aus derartiger Auffassungsweise heraus stilisiert! Schon Bodmer und Zachariä wussten, wie viel ein Dichter in prosaischer Uebersetzung verlieren müsse, vgl. Zachariaes Vorbericht zum V. P. vom Jahre 1760; und im „Vorbericht zum zweyten Bande“ des V. P. sagt derselbe, dass er noch immer (am 12. September 1762) der Meinung sei, „dass ein Dichter, der in Prosa übersetzt wird, fast alles verliert“. Hier auch spricht er die Hoffnung aus, dass durch seine Arbeit „vielleicht bald ein guter Kopf angefeuert werde, eine poetische Uebersetzung des Homers zu liefern“.*) Also eine poetische hiess es

*) Im ersten Vorberichte von 1760 hatte er angekündigt: „Da wir leider von den Alten noch gar keine Uebersetzungen haben, so sah ich mich genöthigt, die Stellen aus dem Homer,

hier, während den Aufklärern, wie wir wissen, auch eine prosaische willkommen sein sollte; nun gab eine solche ihr eigener griechischer Lehrer.

Bereits an und für sich ist die Prosaübersetzung eines Dichtwerkes etwas so Unvollkommenes und zugleich so Schwieriges. Ueber diese ganz besondere Schwierigkeit hatte sich schon Lessing ausgesprochen im 8ten Stücke seiner Dramaturgia am 26. Mai 1767. „Ich muss es zum Troste des grössten Haufens unserer Uebersetzer anführen," heisst es da, „dass ihre italienischen Mitbrüder meistenteils noch weit elender sind als sie. Gute Verse indes in gute Prosa übersetzen, erfordert etwas mehr als Genauigkeit; oder ich möchte wohl sagen etwas anderes. Allzu pünktliche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern sein kann. Aber eine Uebersetzung aus Versen macht sie zugleich wässrig und schielend. Denn wo ist der glückliche Versifikateur, den nie das Silbenmass, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas stärker oder schwächer, früher oder später

---

Virgil u. s. w. selbst zu übersetzen. Wie oft habe ich bey dieser Gelegenheit unsre Nachbarn wegen ihrer vortrefflichen Uebersetzungen der Alten beneidet [Scipio Maffei; Madame Dacier, La Motte, Bitaubé (später Rochefort, 1777); Pope] und gewünscht dass wir, die wir so gern nachahmen, es doch auch hierinn thun möchten". Schon hatte er nicht vergeblich gewünscht und gehofft. Was er aus Homer übersetzte, es war wenig, gab er denn seinem Prinzip zufolge auch hexametrisch.

sagen liesse, als er es, frei von diesem Zwange, würde gesagt haben? Wenn nun der Uebersetzer dieses nicht zu unterscheiden weiss; wenn er nicht Geschmack, nicht Mut genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipsis zu ergänzen oder anzubringen; so wird er uns alle Nachlässigkeiten seines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entschuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundsprache für sie machen". Aehnlich ergiengen sich über die Elendigkeit des Zustandes der Uebersetzungskunst die Literaturbriefe.

Trotzdem aber spricht Lessing im 20sten Stücke der Dramaturgie den Wunsch aus, dass die Prosaübersetzung der „Zelmire" recht viele Nachfolger finden möge. Denn: „wer wird nicht lieber als eine körnichte, wohlklingende Prosa hören wollen, als matte geradebrechte Verse"? Houdar de la Motte habe eine Sprache in Gedanken gehabt, als er das Silbenmaass überhaupt für einen kindischen Zwang erklärt habe, in der das Metrische der Poesie nur Kitzelung der Ohren sei und zur Verstärkung des Ausdruckes nichts beitragen könne; „in der unsrigen hingegen ist es etwas mehr, und wir können der griechischen ungleich näher kommen, die durch den blossen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenschaften, die darin ausgedrückt werden, auszudeuten vermag".

Jedenfalls galt denn auch Lessing der Hexameter, welchen wir ihn oben loben hörten, für die geeignete Form einer Homerverdeutschung, wenn er es auch für danklos erklärt, „auf französische Verse so viel Fleiss zu wenden, bis in unserer Sprache eben so wässrig korrekte, eben so grammatikalisch kalte Verse“ daraus würden (19tes Stück). Nicht unerwähnt soll hier bleiben, dass Bodenstedt im Nachwort zu seiner Uebertragung der Sonette Shaksperes bekennt, dass die französische Prosaübersetzung Viktor Hugo's die versifizierten deutschen weit überhole.

Ein Hauptgrund aber der Schwierigkeit, dichterische Werke in Prosa derart zu übersetzen, dass das Urbild in essentieller Konformität im Nachbild erscheine, besteht darin, dass die ungebundene Rede nie die Schwungkraft, die Konzinnität und den musikalischen Reiz der gebundenen erreichen kann, welche denn auch der Römer gegenüber der Flugkraft und kadenzierten Fügung der poetischen Redeweise oratio pedestris nennt. Aber auch wenn alle jene von Lessing oben zusammengestellten Schwierigkeiten besiegt würden, so bliebe eine jede Prosaübersetzung eines Dichtwerkes dennoch — um ein Wort Rudolf Hildebrands zu gebrauchen — eine „Entdichterung“ des Dichters oder, wie A. W. Schlegel sagt (Haym, die romantische Schule S. 167), ein „poetischer Totschlag“. Denn die Elementarbedingung des Kunstwerkes bleibt doch eben die kunstgemässe Formung seines Stoffes; und was ist die

Auflösung dieser seiner künstlerischen Erscheinungsform anderes als die Reduktion des Kunstwerkes zu seiner embryonischen Materie? Wenn J. Grimm und Goethe dennoch eine Prosaübersetzung Homers vorgeschlagen und Oertel, Zauper und v. Minckwitz sie geleistet haben, so bedeutet dieses nichts anderes als eine Bestätigung der Regel durch ihre Ausnahme, und wer als Knabe die Wirkungen der Beckerschen Erzählungen aus der alten Welt erfahren durfte, der weiss, wie weit im späteren Alter diejenigen der Vossischen Versifikationen hinter jenen zurückblieben, und wird zugeben, dass eine einfache und reine Prosaübersetzung der alten Epopöen aus berufener Feder auf jeden Gebildeten freundlicher und weit unmittelbarer wirken müsse, als die unnatürlichen Accente und die stilistischen Insolenzen der Vossischen Uebersetzungsmanier.

In der Dammischen Prosa freilich ist auch nicht ein bescheidenster Wiederschein der Welt Homers zu finden und in dieser Schreibart verzehrt sich Inhalt und Form, und nur eine abscheuliche Karrikatur bleibt zurück. Der Wohllaut der Rede und der Rhythmus der Periodisierung des Originals sind in jeder leisesten Schwingung vernichtet und ein tölpelhaftes Kauderwelsch zum Ersatz gegeben und all die bunten Lichter seiner Farben glimmen nicht in einem matten Fünklein nach. Jeder Satz ist seines dichterischen Lebens beraubt, und die Poesie jedes Wörtleins erstickt. Und

nicht einmal die wasserdünne Prosa der Aufklärung rinnt in diesen Blättern, denn die Sprache des Uebersetzers ist getränkt genug mit allerlei schlammigen und farbigen Substanzen und ergiesst sich in redseligster Breite und wortkrausester Fülle. Was hilft da alle Treue des „Wortverstandes", wenn der Stilverstand ein so verdrehter ist? Was hilft da alles Verständnis des Philologen, wenn er die Dichtung ihres ionischen Kleides nur enthebt, um sie in deutsche Harlekinlumpen zu stecken? Und das hat Damm gethan; Bernays durfte es ruhig sagen bei aller Pietät: Damm hat aus Ilias und Odyssee unbewusst eine urkomische Travestie, eine Rüpelkomödie gemacht. Man vergleiche selbst.

Odyssee VIII: „Der mit güldnen Zügeln farende Ares hatte auf alles gar genau Acht: und als er gesehen, dass der kunstreiche Hephästos weggereiset sey; gieng er in das Haus dieses berühmten Künstlers, voll Begierde, die schöngegürtete Aphrodite zu umarmen. Diese war kürzlich erst von ihrem Vater, dem mächtigen Sone des Kronos, wiedergekommen, und hatte sich niedergesetzet: er aber trat in das Zimmer, nahm sie bey der Hand, und sprach: Komm, meine Liebe, lass uns zum Bette gehen, uns niederzulegen: denn Hephästos ist nicht mehr im Lande, er ist ausser Zweifel nach Lemnos, zu den grobsprachigen Sintiern hingereiset".

Wahrlich, der raffinierteste Judenwitz unsrer Tage

könnte den Dr. Wippchen nicht blasphemischer Homer übersetzen lassen. Und so roh und ungefüg ist alles übersetzt. Die Helden und Göttinnen reden ein Deutsch wie die Rüpel im Kaspertheater; vgl. Ilias XIX S. 639: „Die Göttin Thetis versetzte hierauf: Sohn, mache dir hierüber keinen Kummer, ich will dazu thun, dass ich die wilden Heere Fliegen, die sonst Männer, die durch Gewehr erleget worden, anzufressen pflegen, von ihm abwehre". Andere Stellen finden sich ausgehoben bei Justi und Bernays. Ersterer bemerkt richtig, Damm war „auf das abscheulichste Rotwälsch gekommen, durch das jemals ein Pedant sich an der deutschen Sprache vergangen hat". Diese Uebersetzung war schlechthin zu nichts zu brauchen. Denn wo blieb hier die Treue auch nur des Wortsinns? Der war ja verzerrt zu einem Clownsjargon. „Jede feinere Gesinnung ist in ihren gesunden Menschenverstand paraphrasiert, jeder affektvolle Ausdruck in die toten Bestandteile seiner Bedeutung aufgelöst worden", sagt Lessing von einer Uebersetzung der Gottschedin einmal; dieser vernichtende Spruch ist für Damms Arbeit noch viel zu milde. Wäre nur derart Homer misshandelt worden, so hätte die Arbeit freilich so recht den wässerigen aufklärerischen Stempel getragen, aber wäre doch wenigstens als nackte Version zu gebrauchen gewesen. Damm aber, wie gesagt, hatte schlimmeres vollbracht, er hatte eine fratzenhafte Karikatur gegeben. Rezensionen des Werkes erschienen: zunächst eine solche des ersten Teiles, die ersten zwölf

Bücher der Odyssee umfassend, im elften Stücke der „deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz“ (S. 463 fg.). Ref. befindet sich in einem peinlichen Dilemma. Einmal, sagt er, bringe ihn diese Uebersetzung auf, welche den Vater der Dichter derart verunstalte, dass er gar nicht mehr erkennbar sei und deren Lächerlichkeiten jedem in die Augen fielen; andererseits aber hätte er einen Uebersetzer vor sich, welcher durch andere Arbeiten sich Verdienste erworben hätte und den sein Gelächter, statt zu bessern, doch nur erbittern würde. So wolle er das Buch ernsthafter beurteilen, als es ein derartiges Machwerk bei andern Umständen erfordern würde. Herr Damm, dessen grosse Bekanntschaft mit der griechischen Sprache sein Wörterbuch an den Tag lege, der so viel Scholiasten gelesen und so viele Etymologien ausfindig gemacht, lasse Homer ebenso sprechen, als wenn er unter alten Weibern in irgend einem griechischen Städtlein erzogen worden wäre, denen er nun abgeschmackte Märchen erzähle. „Also reicht das blosse Gedächtnis, wenn es auch noch so viel Wörter begriffen hat, es reicht die blosse Belesenheit in den Schriftstellern, wenn sie auch noch so ausgebreitet ist, nicht zu, den wahren Charakter eines Schriftstellers zu kennen, das Innere der Sprachen zu beurteilen und überhaupt vortreffliche Schriften mit der Empfindung zu lesen und zu erklären, mit welcher sie gelesen werden müssen“. Rez. habe die ersten

8 Bücher gelesen und wolle sie durchgehen. Der Ton, welcher durch die ganze Uebersetzung herrsche, sei der sonderbarste, den man sich denken könne. Der Verf. habe offenbar auch nicht einmal den Einfall gehabt, dass er auch für das Ohr des deutschen Lesers sorgen müsse. „Hiervon also weiter kein Wort mehr!" Die Sprache sei ungemein schleppend, verdrüsslich, weitläuftig und durch die stets eingeflickten Wörter: aber, denn nun, als nun aber, aber, und u. s. w. äusserst unangenehm geworden. Die ganze Schreibweise sei derart, dass man statt eines Gedichtes die langweiligste und einfältigste („dieses Wort in seiner eigentümlichsten Bedeutung genommen") Erzählung vernehme. Proben, dessen zum Belege, werden ausgezogen; z. B. V. B. 149 fg. S. 211: „Sie aber die ehrwürdige Nymphe, gieng nach dem grossherzigen Odysseus; da sie diese Botschaft von Zeus gehorsamlich vernommen hatte. Sie fand denselben auf dem Ufer sitzen. Seine Augen wurden nie trocken von Thränen und das liebe Leben verlief ihm bey lauter Trauer wegen seiner Rückkehr. Die Nymphe gefiel ihm in die Länge gar nicht: zwar des Nachts schlief er aus Noth wider seinen Willen in der geraumen Hüte bey ihr, da sie es so haben wollte: bey Tage aber hielte er sich zwischen den Felsen und an den Ufern auf, und mattete sein Herz ab mit Weinen, Seufzen und Kummer und sahe immer auf das wüste Meer hinaus, Thränen dabey vergiessend". Es sei schwer begreiflich, wie der Uebersetzer auch dann in der Wahl

seiner Worte habe zum Pöbel herabsinken und auf die unschicklichsten und niedrigsten Ausdrücke verfallen können, wo bereits eine wörtliche Uebersetzung eine edlere Redensart an die Hand gebe. Und um sein Werk noch lächerlicher zu machen, habe er auch fremde Wörter eingemischt, und die Sprache sei dadurch desto buntschäckiger geworden. „Wenn Hr. Damm nicht zu ernsthaft sich anstellte, so könnte man auf die Gedanken kommen, er habe den Homer zum Spott travestiert". Uebrigens werden auch philologische, also rein wissenschaftliche Mängel in grosser Zahl aufgedeckt, und ist die Rezension mit schöner überlegener Ruhe geschrieben. Wenn also F. A. Wolf (s. u.) im J. 1784 auf diejenigen schalt, welche den „guten Damm herabgewürdigt, ohne, dass sie, nach ihren eigenen Arbeiten zu urteilen, den Dichter grammatisch verstehen konnten", so hat er kaum, wie Bernays (XXVA.) wähnt, den Kritiker in Klotzens Bibliothek gemeint; dieser arbeitete sachverständig und gewissenhaft durchaus. Aber freilich in der Kritik des zweiten Teiles im 14. Stück der Bibliothek (1769) kann er nicht anders als auch endlich witzig werden. Kein Ei, heisst es da (S. 330), sei dem andern ähnlicher als der zweite Teil des deutschen Homers dem ersten. „Von jenem musste ich lauter Böses sagen. Homer ist jetzt eben so gemisshandelt als damals". Herzbergers Hauspostille sei gewiss ein eben so gutes Mittel, den Geschmack zu bilden, als der Dammische Homer. Auch hier werden Stellen aufgedeckt, deren Sinn nicht ein-

mal richtig gedeutet ist. Auch Andere kamen auf Damm zurück; z. B. Friedrich Gedike im Märzstück 1777 des deutschen Museums in „Ankündigung und Probe einer Uebersetzung des Pindar in Prosa", freilich auf Damms Pindarübersetzung. Wenn's zum Uebersetzer genug ist, heisst es, die Sprache, aus der man übersetzt, gründlich zu verstehn, und wenn's ein Dichter ist, im allgemeinen den Sinn zu überschauen — so war Damm sicherlich der Mann dazu. Aber zum Uebersetzer gehört auch Kenntnis der Sprache, in die er übersetzt, Kenntnis ihrer Härte und Biegsamkeit, ihrer Kraft und Mattheit, ihrer Erhabenheit und Plattheit. Und ist's ein Dichter, den er übersetzen will, so muss er wenigstens einigermaassen mit ihm zu sympathisieren im Stand seyn — muss seinen Mann verstehen, aber auch fühlen können, — mit einem Worte, er muss selbst wenigstens ein Quentchen Dichtergeist oder doch Dichterempfindung besizen. Und da war denn freylich Damm der Mann nicht; wenn ich auch zu dieser Behauptung weiter keinen Grund hätte, als sein ewiges Allegorienhaschen, wodurch er jede poetische Fiction beym Homer und Pindar in schale Moralien zerwässert". Gedike gab seine Uebersetzung in Prosa. Das Warum? bleibt nicht unerörtert. „Warum ich meinen Dichter in Prosa überseze? — Diese Frage mag folgende Stelle der Literaturbriefe (bey Gelegenheit der Steinbrüchelschen Probe) für mich beantworten. „Ich weiss, Sie erwarten nicht, dass die Uebersetzung in Versen seyn

werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prosa so poetisch zu machen als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prosa am treusten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Silbenmaasses auflegen, wo er es nicht seyn könnte. — Es ist aber auch keine wörtliche Uebersezung, denn Kowley sagt: Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersezen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersezt". „Dass bei einer Uebersezung eines Dichters in Prosa viel verloren gehe und verloren gehen müsse, besonders in Ansehung des dichterischen Wohlklangs, ist richtig," sagt Gedike weiter, „aber eben so richtig, dass auch bei einer poetischen von einer andern Seite, in Ansehung der Stärke und vollen Darstellung des Sinnes eben so viel, wo nicht mehr verloren gehe". Auch Fr. A. Wolf also gedachte der Arbeit Damms, zwar gelegentlich seiner Rezension der hexametrischen Homerübersetzungen Bürgers im 1783er Maihefte des Gökingkischen Journals und würdigte sie folgendermaassen: „wo seid ihr alle hin, ihr treufleissigen Arbeiter! die ihr es euch für unser Publikum so sauer werden liesset! Einer der besten unter euch — nehmt es mir nicht übel, dass ich so offenherzig bin! — den, der den Charakter Homers noch am besten kannte, ihn am meisten studiert, und dies und jenes (was am Ende freilich e t w a s v i e l ist) abgerechnet, noch am treuesten ausgedrückt hatte, den guten Damm, würdigten Leute herab, die wahrlich, nach ihren eigenen Arbeiten zu

urteilen, den Dichter nicht grammatisch verstehen konnten". Auf diese Stelle in Gökingks Journal, ohne wohl den hier nicht genannten Verfasser zu kennen, beruft sich zur Charakterisierung des Dammischen Homers auch Degen a. a. O. S. 345 und sagt: „Schöne Kopeien überhaupt zu liefern, vermochte Damm wohl nicht. Dazu hatte er weder genug Geschmack, noch Kenntnis in unsrer Muttersprache. Aber den Sinn seiner Schriftsteller zu ergründen, genau zu fassen und nach seiner Art getreu darzustellen, das verstand er nun wohl besser, als viele von seinen Zeitgenossen, die bald von Härte, bald von Mutwillen, bald von gewissen Verhältnissen geleitet, seine Kopeien herabzuwürdigen suchten".

Das alles sind milde wohlgemeinte Worte, aber die geschichtliche Darstellung hat objektiv zu richten. Freilich wohl übersetzte Damm nach seiner Art mit Sorgfalt und Treue, aber diese seine Art war eine so weit gefehlte, dass ein noch weiteres Abkommen vom Ziele eigentlich undenkbar blieb; fürwahr, im Lichte der Dammischen Arbeit zeigten die hexametrischen Anläufe ein klassisches Gesicht. Damm — wir wiederholen es — hatte Homeren eine Hanswurstjacke angezogen. Und trotzdem finden sich in der „Vorrede zur Iliade" so gute Worte, die hinlänglich zeugen, dass es ihm an einer Kennerschaft seines Vorwurfs nicht gebrach. Sogar das Musikalische in Homers Sprache ist ihm aufgegangen. Auch die Milderung mancher

Ausdrücke, die im homerischen Idiom im Rahmen reiner Poesie bleiben, aber in der Uebertragung aus den Grenzen der deutschen Dichtersprache heraustreten, erkennt Damm bereits als einer Uebertragung unerlässliches Prinzip in richtigem Gefühl. So lag es an seinem Unverständnis der Muttersprache, wenn er als der deutschen Homerübersetzer allerunberufenster erscheint und in ihrem langen Reigen die komische Figur bildet. Damm war es ergangen, wie es so vielen „klassischen“ Philologen zu ergehen pflegt; er hatte über den alten Sprachen die Muttersprache nicht gelernt oder aber es war ihm in den fremden Sprachgebieten das deutsche Sprachgefühl verloren gegangen. An löblichen Exkursen, um in den Provinzen „feine, bedeutende, artige und nachdrückliche Redensarten“ zu sammeln, um mit diesen Funden seine Sprachmittel zu erweitern und derart bereichert seiner Aufgabe um so gerechter zu werden, hat er es nicht fehlen lassen, aber er ist durch solche Experimente um nichts gefördert und sein Ausdruck nur krauser und närrischer geworden. Dazu kam nun noch seine für alles Poetische geblendete Brille und seine aufklärerisch-philisterhafte Anschauungsweise der Epopöen, welche nach ihm „eigentlich in Erzählungen abgefasste Lehrbücher für die alte Welt“ waren. Justi weist nach, wie auch Winckelmann dieser Auffassung seines griechischen Präceptors verhaftet geblieben.

Hiermit seien denn die Betrachtungen über das

Dammische Buch geschlossen. Den poesiefernen Standpunkt, auf welchem es geschrieben wurde, vermochte es auf keiner Seite zu verleugnen, und die unfreiwillige Komik seiner Darstellungsweise musste bei Kennern des Originals nur ein mitleidiges Lächeln erwecken, wenn nicht gar ein homerisches Gelächter ungeheurer Heiterkeit erregen. Die Literaturgeschichte aber staunt vor diesem Unvermögen eines deutschen Gelehrten seiner Sprache gegenüber, deren Prosa sich soeben zum schönsten ihrer neuen Siege rüstet.

Denn wir stehen in der Wertherzeit. Klopstock ist ihre Losung unter den Lebendigen, Homer, Ossian und Shakspere unter den Toten.

Diese geistigen Mächte sind die einzigen Autoritäten in dieser Epoche, die keinen zweiten Souverän kennt neben dem eigenen selbstherrlichen Ich, kein anderes Panier als das der Freiheit der persönlichen Natur. Die dichterischen Formen werden gesprengt, der Reim gilt als selbstquälerischer Tand und Zwang; seine Ketten werden kraftgenialisch zerrissen; so wird hier im Affekt wiederholt, was Klopstock mit kaltem Bewusstsein gethan. Das Regellose, Fessellose, das Selbstische, Eigenmächtige ist die Grundsignatur der Genieperiode; aus dieser Meisterlosigkeit der Wertherseele entspringen ihre Leiden; aus der Unbegrenztheit ihrer Flüge, ihres Sehnens und Begehrens folgt ihre Selbstvernichtung.

Aber jenen geistigen Gewalten wird um so rückhaltloser ein feuriger Kultus geweiht. Der Strassburger

Kreis wie der Hain kennen keine anderen Altäre. Das deutsche Münster und die deutsche Eiche werden Wahrzeichen eben jenes Kult und mit Enthusiasmus erkennt das an Homer und Shakspere berauschte Auge in der alten Art und Kunst des Vaterlandes, dort in dem Münster hier im Minnesang, Aeusserungen eines gleich genialischen Geistes der deutschen Vorzeit. Die deutsche Eiche wird den Haingenossen zum Bilde eines Ideals, das in den Sphären der griechischen Idylle liegt, und in der Umgegend des „deutschen Hauses“ findet Goethe homerische Parallelen mit einem Auge, das die Rousseauische Neue Heloïse geschult. Im Lichte Homers und Shaksperes klärt sich das neue Weltbild der deutschen Poesie, gegensätzlich wird es abgeschattet durch den geisterhaften Nebelglanz des Ossianischen Hochlandes. „Shakspere und die alten Barden Homer und Ossian seien ihnen die Leiter in der heiligen Poesie,“ rief Lerse in seiner Rede bei der Strassburger Shaksperefeier; „du musst den Homer studieren“, ist die Parole des Haines, welcher freilich in lustiger Logik das Spiegelbergische: „den Josephus musst du lesen“ auf dem Fusse folgt. Die Leipziger Libertiner bilden jener idealen Jünglingstypen der Epoche sehr naturgemäss aus Ueberspannung, Uebersättigung und der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit sich erzeugende Gegenfüssler: ein Gedanke, dünkt mich, der sich fruchtbar verfolgen liesse.

Nicht Uebersetzungen übrigens waren es, durch

welche diesen Kreisen die homerische Welt sich vermittelt hätte; es waren Werke der Theorie, bei Goethe sowohl als bei Voss, bei dem Hauptvertreter des Strassburger wie des Göttinger Kreises.

„Auch das homerische Licht ging uns neu wieder auf,“ heisst es im 12. Buche von Dichtung und Wahrheit, „und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf die Natur bewirkte zuletzt, dass man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Rezension des anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt, und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden“. Das Wood'sche Werk war 1769 erschienen unter dem Titel: „Versuch über das Originalgenie des Homer“, die ausführliche Rezension hatte Haym geschrieben. Goethe selbst besprach das Buch in den Frankfurter Gel. Anzeigen: „Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muss man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken habe“. Man müsse ihn mit philosophischen Augen ohne Regelkram studieren und zur eigentlichen Kultur des homerischen Zeitalters hindurchdringen.*) „Wir sahen nun nicht mehr in

*) Vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau u. Goethe S. 223.

jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, dass, um die homerischen Naturen recht zu verstehn, man sich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern: denn es liess sich doch nicht läugnen, dass sowohl Europäer als Asiaten in den homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Kultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höheren, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs mochten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntnis übereinstimmend, und in sofern mochten wir sie gelten lassen". Wie die homerischen Studien Goethes Geist und Gemüt zu Wetzlar so ganz erfüllen, davon zeugen die Briefe der Zeitgenossen und der Werther. „Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst?" lautet es hier vom 13. Mai, „Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, lass mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert seyn; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer". Griechisch können ist übrigens immer noch ein „Meteor hier zu Lande". Des Morgens mit Sonnenaufgange geht Werther hinaus nach seinem Wahlheim,

pflückt sich dorten im Wirtsgarten selber seine Zuckererbsen, setzt sich hin, fädnet sie ab und liest dazwischen in seinem Homer. Und wenn er in der kleinen Küche sich einen Topf wählt, sich Butter aussticht, seine Schoten ans Feuer stellt: da fühlt er so lebhaft, wie die übermütigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. „Es ist nichts," schreibt er, „das mich so mit einer stillen wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann". Er führt die Ernestische Ausgabe, bis ihm Albert am 28. August (Goethe-Werthers Geburtstage) den kleinen Wetsteinischen Homer schenkt, zwei Büchelchen in Duodez, eine Ausgabe, nach der er so oft verlangt, um sich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht schleppen zu müssen. In Frankfurt benutzte Goethe die Ausgabe Clarke's, als er auch seine Schwester in seine neue Geisteswelt einzuführen sich bestrebte. Er las ihr die Clarke'sche wörtliche [lateinische] Uebersetzung deutsch herunter, so gut es gehen wollte, indes des Dichters Vortrag verwandelte sich gewöhnlich in metrische Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit er die Bilder gefasst hatte, die Gewalt, womit er sie aussprach, hoben alle Hindernisse einer verschränkten Wortstellung. Dem, was er geistreich hingab, folgte Kornelia mit dem Geiste (Dichtung und Wahrheit). Mein Freund Erich Schmidt bemerkt

übrigens richtig, dass, spreche auch Werther stets allgemein von Homer, es doch eigentlich nur die Odyssee sei, deren idyllische Schilderungen alten Lebens ihn begeistern (a. a. O. S. 224). So preist er die „herrlichen Altväter“ glücklich um ihre Beschränktheit, um die Kindlichkeit ihres Gefühls, ihrer Dichtung. „Wenn Ulyss von dem ungemessnen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnisvoll. Was hilft mir's, dass ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, dass sie rund sey“? Nach der Katastrophe in der adligen Gesellschaft setzt er sich in ein Cabriolet und fährt nach M..., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen und dabei in „seinem Homer“ den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyss von dem trefflichen Schweinehirten bewirtet wird. „Das war alles gut“. So heisst es noch zu Frühlings Anfang, aber am 12. Oktober ist die homerische Herrlichkeit nicht mehr für ihn und Ossian hat in seinem Herzen den Homer verdrängt — auch hier belegt sich die Wahlverwandtschaft der Bündler mit den Werthers, auch Student Voss schreibt einmal: „Was braucht's schöner Natur! Der Schotte Ossian ist ein grösserer Dichter als der Ionier Homer“! — Es ist zu beklagen, dass Werther, welcher eine so unvergleichliche Uebersetzung aus Ossian hinterlässt, nicht auch in seinem Deutsch ein Bruchstück aus Homer reproduzierte, und vielleicht hat sich der Künstler hier ein sehr wirksam kontrastierendes Gegenbild

entgehen lassen. Aber freilich, was galt den Wertherseelen eine Uebersetzung? Frank und frei wollten sie vor ihrem Homer stehen, ohne „clavis“ und Schulversion ihm ins Auge schauen. Goethe selber schrieb in diesem Sinne für Homerlektüre sein klassisches „Recipe“ und versiegelte die köstliche Weisheit in jenem Briefe an die La Roche in rotem Lack mit seinem G und in Goldlack mit einem klassischen Kopf.

Rück- und Umschläge, einer so fieberhaft bewegten Zeit natürlich, bleiben nicht aus. „Was ist Milton, Ossian, was Virgil und Homer gegen den Messiassänger“, schreibt wiederum Voss noch im Jahre 1773, und Möser in der Entgegnung auf Friedrichs II. bekannten Brief an Herzberg, in dem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ (1781): „Mein Wunsch ist nur, dass wir uns von dem Könige nicht so einzig an die grossen Ausländer verweisen lassen, und unsern Götzen von Berlichingen sogleich mit Verachtung begegnen sollen“, wenn auch spät erst das „Shakspere und kein Ende“ geschrieben steht. Aber die Sonne Homers behauptet doch ihre stolze Höhe in der geistigen Welt des ausgehenden Jahrhunderts und siegt über das ossianische Mondenlicht, sobald das kranke Auge der Wertherzeit gesundet war.

Also durch Werke der Theorie — Goethe bekennt es selbst — hatte die homerische Welt seiner Vorstellung ihr neues Licht erhalten. Ganz so waren es für die Bündler in Göttingen kritische Schriften, von

welchen ihre Homerstudien ausgiengen. Schon am 30. Oktober 1771, also ein halbes Jahr vor Vossens Eintreffen zu Göttingen, ist Blackwells Untersuchung über Homers Leben und Schriften in einem Exemplar der Universitätsbibliothek in Höltys Händen. Er empfiehlt das Buch dem Freunde zum Uebersetzen. Im Januar 1775 ist Voss bereits damit beschäftigt. Die Arbeit wird unterbrochen durch das Erscheinen einer neuen Auflage des Originals, welche — nach Herbst — eine Umarbeit des schon Geleisteten nötig machte. Diese Uebersetzung ist die Wiege des Vossischen Homer. Die Untersuchungen Blackwells waren übrigens auch den Universitätsdocenten eine willkommene Fundgrube ihrer „Homerweisheit“ (Voss).

Dort also Wood, hier Blackwell sind die Führer des Jahrzehntes in die homerische Dichtung, und lange Jahre vergehen, ehe aus den von hier ihren Ausgang nehmenden Studien in Verdeutschungen des Originals der Nation greifbare Früchte erwachsen. Ob eine Uebersetzung Homers freilich überhaupt möglich sei, hierüber ergiengen sich jetzt bereits die Gelehrten in scharfsinnigen Erwägungen und sie führten wohl schon jetzt folgerichtig zu einem lauten und entschiedenen Nein. Bereits Lessing hatte darauf hingewiesen, dass einzelne und zwar hochbedeutsame Eigentümlichkeiten der griechischen Sprache unnachahmlich seien, und im Anschluss ein Jahr später Herder von dem „unübersetzbaren Homer“ (Ueber die neuere deutsche Litteratur. Zwote

Samml. von Fragmenten, 1767, S. 265) geredet, wo freilich das Epitheton mehr enthusiastisch superlativisch ornieren als über ein Problem entscheiden sollte, denn ebendort giebt er gerade seiner Hoffnung auf eine ideale homerische Uebersetzung Ausdruck, bei welchem ewigen Werke er nicht gern Poesie und Hexameter vermissen würde; aber Poesie und Hexameter im griechischen Geschmack! „Sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksamer zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe.“ Das lautete schliesslich denn doch mehr resigniert als hoffnungsvoll, und andere, die man nicht mit Bernays „vorlaute Sprecher“ schelten mag, sprechen dann die Unmöglichkeit einer Homerübersetzung ohne Rückhalt aus, schlechthin als ihre Ueberzeugung, oder sie erörtern die Frage in selbständigen Dissertationen.

Jedenfalls aber hatte sich der mutige Mann, welcher unmittelbar auf Damms Uebersetzung neue und metrische Proben folgen liess, nicht durch sie beirren lassen, und mit ihnen sehen wir die Homerübersetzung des vorigen Jahrhunderts in eine neue Phase treten. Was bis jetzt geschaffen war, das war von Männern ausgegangen, denen zum mindesten die dichterische Legitimation gebrochen hatte, und den Dichter vermag nun einmal nur der Dichter zu reproduzieren. Der sich jetzt der Mühe unterzog, der freilich kam ausgestattet mit einem der reichsten Dichtertalente, mit welchem das Jahrhundert Deutschland beglückt hatte.

Der sechste Band der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften ward eröffnet mit „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer, nebst einigen Probe-Fragmenten von Bürger“.

Seltsamer Weise erschien dieser ganz neue und eigenartige Versuch in demselben Journal, in welchem die Möglichkeit einer Homerübersetzung besonders entschieden verneint worden war.

„Und wie soll denn Homer übersetzt werden?“ hatte Fr. Aug. Riedel in dem „Denkmahl des Hrn. Johann Nicolaus Meinhard, an den Herrn Geheimenrath Klotz“ gefragt (Jena 1767 S. 61); „in Verse? dies ist unmöglich; in Prosa? so muss der epische Dichter, man sey auch ein Ebert [der Uebersetzer der „Nachtgedanken“], allemal verlieren.“

Meinhard nämlich hatte eine Homerübersetzung angekündigt, war aber vor der Ausführung abgeschieden. So hatte Riedel auch anderweitig die Idee einer Homerübersetzung feindselig verfolgt, zwar „aus Patriotismus“. Hierauf Bezug nehmend fordert dann Herder (erstes krit. Wäldchen Abschnitt 15) „nicht aus Bedürfnis, sondern aus Patriotismus gerade“ eine Verdeutschung Homers, höchst vage und nichtssagend ihre Möglichkeit auf die Fähigkeit der deutschen Sprache gründend, „einen Mittelweg zwischen Umschreibung und Schulversion zu finden.“ Die deutsche Bibliothek hingegen hatte Riedel zugestimmt, ja die Gründe für die

Unübersetzbarkeit Homers noch vermehrt ,und Damms Arbeit konnte ihre Einwände allerdings nicht widerlegen.

Da trat inmitten des erregten Für und Wider der Bürgerische Versuch hervor unter dem Motto aus Seneka: qui hoc facere proponet, volet, tentabit, ad Deos iter faciet: hoc ille etiamsi non tenuerit, magnis tamen excidet ausis, und unbekümmert über ihre Unmöglichkeitserklärung eines deutschen Homers legte ihn die deutsche Bibliothek dem Publikum vor mit den Worten (Seite 1): „Mit wahrem Vergnügen teilen wir diesen Aufsatz unsern Lesern mit. Wir wollen ihnen destoweniger in ihren Urteilen über denselben vorgreiffen, je deutlicher sich der Geschmack, die Gelehrsamkeit und Einsicht des Verfassers darinnen offenbahren. Dieses sey uns erlaubt, hinzuzusetzen, es ist uns kein Deutscher bekannt, welcher in Ansehung einer Uebersetzung des Homers, sowohl was das richtige Urteil, als die Probe betrifft, unserm Verfasser vorzuziehen sey.“

Bürger begann: „Dass ein deutscher Homer ein vortreflicher Wunsch für unser Vaterland sey, darüber, hoffe ich, sind die meisten unter uns einig. Ob aber ein solcher wohl möglich sey? Das ist noch eine streitige Frage. Statt aller Untersuchungen über diesen Punkt, könnte der Streit wohl nicht angenehmer für den Zuschauer beygelegt werden, als wenn der Genius unserer Litteratur einen Mann von Genie und Kennt-

nis erweckte, welcher zwischen die Zankenden mit einer Uebersetzung träte, über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig. — Wenn ich aber die Härte und Unbiegsamkeit critischer Naturen betrachte, so besorge ich, dass der Ketzer, der ein solches Werk anfangs für unmöglich hielt, hernach dem armen Uebersetzer das Leben noch herzlich sauer machen würde. Sein Tadel würde ihn im Grossen, so wie im Kleinen und vielleicht bey solchen Stellen vorzüglich verfolgen, auf welche sich der Uebersetzer das meiste zu gute gethan hatte.“ So würde er eine ganze Menge Andächtiger nach seinem Urteil stimmen. Wie solle der Uebersetzer also dem Undanke ausweichen, womit sein Vaterland ein Geschenk von so hohem Werte, als ein deutscher Homer wäre, vergelten könnte? Ihm falle dieses ein. „Der Uebersetzer des Homer muss ohnstreitig länger über die Erreichung seines Endzweckes nachgedacht und nachgeforscht haben, und das Auge seines Geistes muss durch Uebung wakrer geworden und tiefer gedrungen seyn, als das Auge eines Richters, der heute die Uebersetzung in die Hand nimmt, und Morgen — vielleicht auch heute noch — Leben oder Tod drüber spricht.“ Nicht ohne Bangigkeit lege er seine Proben vor. Er sende einige Betrachtungen voraus, die teils sein Verfahren rechtfertigen, teils überhaupt diese und jene Eigenschaft einer solchen Uebersetzung anzeigen sollten; gleichsam das Ideal abzeichnen, das ihm vorgeschwebt

habe. „Wenn ich auch selbst nichts erhebliches sollte gefunden haben, so gebe ich doch vielleicht Gelegenheit, dass ein andrer von höhern Talenten etwas auf der Spur findet, auf welcher ich ausgegangen bin. Wenn ich gleich derjenige selbst nicht bin, auf welchen unser Volk hoffet, (denn ich müste den unverschämtesten Knabenstolz besitzen, wenn ich mir einbildete, dass ichs wäre), so kann ich doch vielleicht zu der Ehre eines Vorläufers dessen, der kommen wird, gelangen. Für mich Ehre und Belohnung genug!“ —

Der Standort und die Entfernung, aus welchem der heutige Deutsche einen deutschen Homer betrachten solle, sei seines Erachtens derselbe, aus welchem der Grieche des blühenden platonischen Zeitalters seinen originellen Homer angesehen habe. „Wie kam aber den Griechen aus der Epoche ihrer Verfeinerung Homer vor? — Als ein ehrwürdiger Greis, den aber noch keine Runzeln des Alters entstellt hatten. Jugendliche, zarte und glatte Schönheit hatte er nicht, sondern stärkere Züge der Schönheit des männlichen Alters. Ueber seine Brust gieng ein langer Bart herunter, der vielleicht bey ihnen längst aus der Mode gekommen war. Ungekünstelt floss sein Haar von der Schulter, da es vielleicht bey ihnen die Kunst schon in Locken legte. Sein Gewand schien ihren Augen etwas altväterisch. Kurz, an seiner ganzen Gestalt, Tracht und Wesen erblickten sie Solöcismen, die sie auch gar wohl dafür erkannten, aber doch nicht mit

Widerwillen ansahen. Homer war den Griechen dieser Epoche was unsrer jungen feinen Welt ein braver ehrwürdiger Mann nach altem Schrot und Korn ist, dessen Sonderheiten und Solöcismen man gern duldet, ja oft sogar mit Wohlgefallen betrachtet, ob man sie gleich selbst nicht nachahmet“ u. s. w. „Was soll also der Deutsche thun, wenn er den Homer unter seine Landsleute führet? — Er soll den alten Mann nicht jung zu schminken trachten; er soll sein Haar nicht à la France kräuseln, viel weniger ihm, statt seines altväterischen, aber anständigen und ehrwürdigen Gewandes ein Kleid nach französischem Schnitt anlegen; sondern er soll ihm, so viel es nur möglich ist, alles, was er eigens hat, bis auf die kleinste Falte lassen. Kurz, ohne Figur und unverblühmt von der Sache zu reden, der Deutsche soll uns einen Homer liefern, der nach Altertum schmeckt. Trifft er diesen Punkt wohl, so wird er bey dem Leser um ein grosses die Illusion befördern, in welcher dieser vergisst, dass das, was er lieset, Uebersetzung sey, und in den süssen Wahn gerät, dass Homer ein alter Deutscher gewesen und seine Iliade deutsch gesungen habe.“

Hier haben wir die Ursachen, zu Folge deren der Bürgerische Homer von innen heraus misslingen musste mit unbedingter Notwendigkeit, denn der Uebersetzer sah seinen Vorwurf mit durchaus subjektiv getrübtem Auge an. Es war einmal eine nur bedingte

Kunst, nicht die absolute, welche er in Homer erkannte, und andrerseits waren der altdeutsche Barde der Zeitvorstellung und der hellenische Rhapsode ihm nahezu identische Begriffe. Nicht minder befangen in irrigen, verschobenen Anschauungen verdarb er aber seine Nachbildung auch nach formaler Seite. „Da ich den Homer in der Uebersetzung gleichsam zum alten Deutschen gemacht wissen möchte,“ rief er, „so muss er auch in einer Versart singen, die ihm als einem solchen natürlich ist“. Er wählt den Jambus. „Nunmehr braucht sich der Uebersetzer nicht mehr zu krümmen und zu winden, um eine unmögliche Harmonie zu erreichen, sondern er lässt seine Jamben denjenigen mächtigen, hallenden Gang fortsetzen, der unserer Sprache eigen ist. Hin und wieder eine Rauhigkeit wird nunmehr eher zweckmässig als anstössig seyn. Denn den Ton des Altertums stellen wir uns nicht anders als rauh vor.“ Den etwaigen Einwurf: „würden die Jamben nicht eine allzugrosse Monotonie gegen den homerischen Hexameter haben?“ weist er zurück. Das deutsche Ohr sei nichts anderes gewohnt. Ausserdem lasse sich der Jambus abwechselnd genug machen. Der unsterbliche Milton bey den Engländern und Zachariä's Cortes*)

---

*) Wir wissen, dass Zachariä sein „Verlohrnes Paradies“ in Hexametern übertragen hatte. Nur einige Stellen hatte er probeweise im „Vorberichte zum zweyten Bande“ vom 12. September 1762 jambisch verdeutscht. „Wäre es möglich gewesen,“ hätte er

bey uns gäben den Beweis. Es sei bekannt, dass man nicht so jambisiren dürfe, dass sich mit jedem einen oder zwey Versen der Verstand endige; dass Cäsur und Ruhepunkt immer einerlei bleibe, sondern man müsse die Jamben sich so aus einem in den andern und dritten Vers fortwälzen lassen, dass die Deklamation das Ohr mit einer wohlgefallenden poetischen Periode fülle, deren Länge oder Kürze, männlicher oder weiblicher Ausgang den Ton des Ganzen schon ziemlich abändern. So bespricht er noch manche chimärische Mittel, den Jambus polytoner zu machen. Zuletzt wendet er sich noch an diejenigen, welche eine Uebersetzung in Prosa zu haben wünschten. Er habe mancherlei Versuche einer prosaischen Uebersetzung zu seinem Vergnügen gemacht. Ein Knabe könne mit seinem Steckenpferde so vielerlei nicht vornehmen, als er mit seinem Homer schon, ehe er Ephebus war, gethan habe. Aber so sehr er nach allem möglichen

„auch andere schwere Stellen Miltons“ in dieses Sylbenmaass gebracht und hätten die Leser vielleicht das ganze Gedicht in dieser Versart erhalten. „So aber sehe ich mich auf gewisse Weise gezwungen, den Hexameter zu meiner Uebersetzung zu erwählen, wenn ich von dem Wörtlichen meines Dichters mich nicht allzu sehr entfernen wollte“. Im Vorberichte aber zum Cortes (Braunschweig, den 8. April 1766) heisst es: „Die Versart, die der Verfasser zu seinem Gedichte gewählt hat, ist unter uns bereits so bekannt, dass er sie dem Hexameter vorgezogen, zu dem sich der allergrösste Theil unsrer Nation noch nicht gewöhnen will. Er hat in diesem jambischen Silbenmaasse durch die Veränderung der Abschnitte den Wohlklang zu erreichen gesucht, den man mit Recht in dem Miltonischen Verse bewundert“.

Wohlklange gestrebt habe, es sei doch nur Alltagsprosa herausgekommen. Ausserdem aber solle man bedenken, dass die Treue auch in Prosa oft sich nur bis auf einen gewissen Grad treiben lasse, der dem Original noch nicht gleich komme. „Es ist unmöglich, dass irgend zwey Sprachen in der Welt einerley Zuschnitt in Bekleidung der Gedanken brauchen könnten. Es ist unmöglich, dass diese verschiedenen Bekleidungen gleich passend und schön seyn sollten. Denn wie können sie ihre Vollkommenheiten und Reitze alle an eben demselben Orte haben? Zwey Sprachen sind zwey Schönheiten, die verschiedene natürliche Reitze und Vollkommenheiten besitzen. Die eine hat lebhafte feurige Augen; die andere minder, aber davor einen lieblichen Mund: diese hat eine reitzende Hand, die Laute zu schlagen geübt, jene dagegen einen wohlgebildeten Fuss, der zum Entzücken tanzt. An beyden muss man Reiz gegen Reiz, Vollkommenheit gegen Vollkommenheit, ob wohl an unterschiedlichen Arten, aufgehen lassen. So auch mit den Sprachen!"

So konnte die Arbeit ernster denn kaum angegriffen werden. Aber der Jambus war nicht der Hexameter Homers, und nach diesem Vorwort war von vornherein nicht der griechische, sondern ein Homer in altdeutscher Maskerade zu gewärtigen, ein Homer im Bärenfell. Es sollte dieser jambische Homer sprachlich einen altertümlichen Charakter tragen, ein alt ehrwürdiges Ansehen. Direkte Kunstgriffe also sollten angewendet

werden, um in der deutschen Sprache diese „vortreffliche Antike“ nachzubilden, während es sich doch allein darum handeln konnte, den Stil zu kopieren, durch diesen die Sprache von innen heraus indirekt nach der homerischen des Originals zu stimmen, nicht sie äusserlich zu färben. Luthers Bibelübersetzung sollte der Homerübersetzer studieren, die alten Minnesänger, die Rhythmos, welche in Schilters Thesaur stünden, nebst andern Ueberbleibseln der älteren Sprache und Dichtkunst, von den Minnesängern an bis nach Opitz herunter, eben so fleissig als sein griechisches Original; „neuere Schriftsteller und Dichter, ausser Klopstock, Ramler(!) und Rhingulph dem Barden(!!), wollte ich ihm während seiner Arbeit zu lesen nicht raten“. So zeigten die „Gedanken“ ein buntes Gemisch von Vortrefflichem und Verkehrtem. Die Proben selbst geben die ersten 304 Verse des ersten Buches und die ersten 65 des sechsten. Hier sind Muster:

Und ihn vernahm Apollo Phöbus, fuhr
Herunter von Olympus Wipfeln, Grimm
In seinem Busen. Von den Schultern hieng
Der Bogen und der Köcher, rund bebuscht.
Hell klirreten die Pfeil, am Rücken des
Ergrimmten Gotts indem er nieder trat.
Er zog wie Mitternacht, ohnweit dem Heer
Liess er sich hin und schnellte sein Geschoss.
Klang gieng vom Silberbogen grausenvoll.
Die schnellen Hund' und Mäuler traf er erst,

Jagt aber bald den mörderischen Pfeil
Auch auf sie selbst. Und rastlos loderten
Mit Leichen Scheiterhaufen ohne Zahl.

Man erkennt alsbald: bei löblicher Treue des allgemeinen Wortsinnes ist der homerische Stil weit gefehlt. Das Warum? und Wieso? des näheren darzulegen werden neue Proben aus späterer Zeit Gelegenheit geben. Doch bekundete die Arbeit einen rühmenswerten Mut und einen heiligen Eifer. War sie doch ein Verrat an der Klopstockischen Parole, an Klopstocks epischem Versmaass. Und selbst als Bürger dem Einflusse der Bündler in unmittelbare Nähe gerückt war, vermochte der hier despotisch waltende Geist Klopstocks über diesen urwüchsigen Genius keine Macht zu gewinnen. „Klopstock meinte, Homer müsste in Prosa übersetzt werden", schreibt ihm der junge Cramer vom 20. April 1773 — unentwegt folgt Bürger dem jambischen Irrstern; nun, es war immer ein Stern. Sein Licht überstrahlte hell die beiden einzigen aussichtsvollen Wege, die zu einer Homerverdeutschung übrig blieben; sofern sich erwies, dass der Jambus hier machtlos bleibe, dann konnte es kaum anders heissen als Prosa oder Hexameter. In diesem Sinne war dann ohne Zweifel jeder Schritt, den Bürger jambisierend weiter that, unbeirrt durch das, „was Klopstock meinte", immerhin ein Fortschritt, freilich von anderer Art, als er über seinem mühseligen Enjambement es erträumte.

Uebrigens wird die Sprache in diesen Bruchstücken energisch gemeistert. Sie hat einen strengen Ton, eine straffe Haltung. Die Skansion ist genau und sorgfältig. Die Diktion selbst ist verglichen mit den späteren Fragmenten freier von Archaismen. Zuthaten fehlen ganz, eher ist zu vieles zusammengezogen und verschluckt worden. Die Situationen sind lebhaft veranschaulicht, natürlich ohne die feinere homerische Vermittelung. Aber wohl; es war dem Dichter gelungen, und sein Homer sang wie ein Barde der Klopstockischen Schablone!

Uebrigens waren die Proben zu kurz und fragmentarisch, um einen weiteren Leserkreis lebhafter zu interessieren. Auch der theoretische Diskurs konnte allein den Kennern zu denken geben. So fand diese in der äusseren Form so wohl gelungene, wie völlig verfehlte Nachdichtung kaum einen auch nur kritischen Wiederhall, und diese 1771er Arbeit war nicht mehr als ein Schlag in's Wasser. Mit genialem Trotze aber tritt Bürger im Jänner 1776 von neuem in die Schranken; dieses Mal im „deutschen Museum“. Da heisst es Seite 1: „Vor fünf Jahren liess jemand meine Gedanken von der Beschaffenheit einer Homerübersetzung, nebst einigen Probefragmenten drucken“. Er habe Wunder gedacht, was das Publikum dazu sagen würde. Es habe aber sehr wenig dazu gesagt, woran wohl die Unvollkommenheit jener in den ersten Jugendjahren verfertigten Stücke Schuld gewesen sein möge. Nun seien ihm die Schwingen gewachsen und er bringe ein

neues Probestück in einer Rhapsodie, welcher so sehr als irgend einer der Vorwurf langweiliger Schlachtenerzählungen gemacht werden könnte. Nicht schlechter als diese Probe getraue er sich den ganzen Homer zu übersetzen. Daher solle dies die Frage sein: ob das Publikum einen solchen Homer verlange. „Unsäglich mühsam ist's", heisst es, „den Homer ohne Zusaz und Abgang poetisch zu verdeutschen. Bleich, hager und halb schwindsüchtig grübelt man sich dabei, und wenn die Schwungkraft währenddem erschlafft ist, so muss man sich oft so gewaltsam wieder aufraffen, dass der ganze Nervenbau dröhnt. Wer's nicht glauben will, versuch es nur mit zehn Versen! Findet er's dennoch anders, so ist er entweder ein Halbgott, oder ein ...". Er erwarte aus dem Munde der Edlen und Weisen die Antwort. Würden diese seine ferneren Bemühungen sich verbitten oder gar schweigen, die Thersiten aber kreischen, ohne dass die Ulysse ihre güldnen Zepter auf die Höcker der Schreier herabschwängen, so sei er keineswegs der Mann, der ungebeten sich zudrängen werde. Ueber die bereits fertige Arbeit aber spreche er den Schwur des Pandarus aus:

Es schlage mir mein Feind das Haupt herab,
Wo meine Hand diess nichtige Gewerk
Nicht dann zerreisst und lichterloh verbrennt.

„Keine Ziererey! Ich bin's, der nichts leichter, als dies Wort halten kann und wird".

Die Probe selbst nun giebt die ersten 295 Hexa-

meter der 5. Rhapsodie in 357 Jamben. Sie trägt das herausfordernde Motto aus Klopstocks Oden:

Dess spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von der Glosse triefet —.

Die Namen sind noch latinisierte. Die gemeine Worttreue, die Basis aller höheren Sinntreue, ist leidlich gewahrt. Wer hier tadeln wollte, käme über armselige Nergeleien nicht hinaus. Sie war gehalten, bis auf einzelne Steifheiten, Latinismen und Inkonsequenzen — aber es war die stilistische verloren gegangen; die Form war wieder die jambische. Im Oktoberhefte nun des Teutschen Merkurs desselben Jahres erschien auf S. 46 ein Aufsatz unter dem Titel:

Bürger an einen Freund
über
seine teutsche Ilias.

In der That musste die Wahl des Jambus statt der nächstliegenden hexametrischen Form einer rechtfertigenden Erörterung bedürftig scheinen, um so mehr, als sie von einem Dichter getroffen war, welcher den erklärten Jüngern Klopstocks, den Haingenossen, wenigstens äusserlich so nahe stand. Diese Rechtfertigung zu geben, war indessen leicht. Denn Bürgers Entschluss war eine Folge langer und reiflicher Erwägung gewesen, deren Für und Wider mithin einfach kund zu geben blieb. Und wie dies Für und Wider sich in seinem Kopfe bewegt haben mochte, so dialogisiert er es hier in einem Briefe an einen ob nun wirklichen

oder fingierten Freund, der ihm mitgeteilt, wie er für die jambisierte Ilias gegen einen enthusiastischen Bewunderer des griechischen Homer gestritten habe.

Es seien ihm schon mehrere vorgekommen, antwortet Bürger, die gemeint hätten, eine Uebersetzung Homers in Hexametern dürfte seiner jambischen vorzuziehen sein. Alle diese Widersacher, mit denen er wenn nicht zu ihrer, so doch zu seiner Beruhigung fertig geworden sei, hätten ihm dasselbe Liedlein vorgeleyert. So getraue er sich, auch ohne Kabbala den ganzen Wortwechsel des Freundes mit dem Gegner der jambisierten Ilias von Sylbe zu Sylbe auszupunktieren. „Nicht wahr, giengs nicht ohngefähr so? Sie fiengen an —“.

Hier folgt dann ein Dialog zwischen A und B für den Jambus wider den Hexameter.

Die Dialektik ist erregt und fördert sehr interessante Gesichtspunkte zu Tage, und ein Auszug des Diskurses darf nicht fehlen in Blättern, welche über die deutsche Homerübersetzung des vorigen Jahrhunderts handeln.

Es wäre zu wünschen, meint B, dass jeder Virtuos und Dilettant Homers göttlichen Grundtext selber ganz verstehen und fühlen lerne. Da das niemals nun geschehen würde, so sollte die Dollmetschung an Geist, Körper und Bekleidung dem Originale wenigstens so nah wie möglich kommen.

A fragt, ob dies denn von Bürgers Uebersetzung nicht gelte? Was könne ihn, bei der absoluten Ohn-

mächtigkeit, das Original ganz zu erreichen, anders trösten als das Urteil, dass er dem Ziel möglicher Vollkommenheit wenigstens nahe gekommen sei? Wie anders es denn Bürger hätte machen sollen?

„Sein Jambus ist gar Homers Vers nicht, Hexameter hätt' er wählen sollen", erwidert B.

So ist der Kern der Frage blossgelegt. „Freilich", sagt A, „Homer hat in Hexametern gedichtet. Aber auch griechisch hat Homer gesungen. Und sonach wäre ja wohl Teutsch Homers Sprache auch nicht?" Das sei ein Seitensprung, meint B. Man könne wohl ein Flötenstück auf der Oboe nachspielen, dass es das nämliche Stück bleibe, aber Melodie und Takt dürfe nicht verändert werden. Und hätte Bürger des ganzen homerischen Geistes sich bemächtigt, so bliebe seine Ilias dennoch Homers Ilias immer nur halb. — So müsse da ja wohl der Grieche den rasenden Roland in ottave rime übersetzen, fragt A. — „Hoho"! macht B; „schon wieder ein lustiger Seitensprung! Ich will den Herrn aber schon wieder fassen. Griechische ottave rime würden freylich sehr närrische Dinger seyn, aber teutsche Hexameter, Freund, lassen sich gut und gern verfertigen".

A. Gut und gern? —

B. O ja! Gut und gern! und keine andere Versart als diese konnte den tausendfachen homerischen Wohlklang einigermaassen wenigstens wiedergeben. Wie gar unendlich viel geht nicht in dem eintönigen teutschen Jambus verlohren!

„Fast zwanzigtausend Verse hindurch gar keine Abwechselung! Ein beständiges Einerley! Ein ewiges Klipp klapp! Klipp klapp!“ Schon mittelmässige Hexameter hätten mehr Wechselklang. A weist das zurück, als bloss a priori hergesezt. Wer das Ding a priori beklügle, würde B Recht geben. Aber a posteriori, a posteriori, nach Gefühl des Ohrs, Herzens und deren Erfahrungen sei zu urteilen. Niemand habe sich über ermüdende Monotonie der langen Gedichte Ossians, Miltons, Youngs beklagt, deshalb nicht, weil dies Metrum in der Natur ihrer Sprache gelegen habe. Unsere Sprache sei einmal monotonisch oder dichotonisch. Ueberdem sei der deutsche Jambus jenes ausgehunzte Klipp klapp keineswegs; er habe vielmehr eine unendliche Abwechselung in Ansehung der Cäsuren und Ruhepunkte, des männlichen oder weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederschwunges derselben, der bald jambisch auf- und bald trochäisch niedersteigenden Füsse und endlich des Zeitmaasses der Silben selbst in ihren kürzeren Kürzen und längeren Längen. Man dürfe freilich nicht ängstlich skandieren, sondern müsse deklamieren, wie sich's gehöre. Und noch einen politischen Grund führt A gegen B's Hartnäckigkeit des klassischen Vorurteils ins Feld. Die Hexameter und alle die griechischen Odensilbenmaasse könnten die Wenigsten im Deutschen leiden. Hätte Bürger eine gereimte Ilias ermöglichen können, ganz in Balladenmanier, er würde diese sicher-

lich vorgezogen haben und zwar mit besserem Glück. Bürger gehöre überhaupt zu denen, die dem Bestreben feindlich gegenüber stünden, in der Poesie als haut gout dem Publikum gelehrte Sonderheiten aufzudrängen, die es durchaus schmecken und geniessen lernen solle. Ohnstreitig sei seine Maxime, wo nicht allen, dennoch den meisten – versteht sich, ohne weder sich selbst, noch der Dichtkunst was zu vergeben — zu gleicher Zeit zu gefallen. „Und in der That ist dies das einzige wahre Ziel poetischer Vollkommenheit. Das Ziel, wo diejenigen Günstlinge allwaltender und umfassender Natur stehen, die man allein Dichter der Nationen nennen kann. Sie sind die gewaltigen Herzensbezähmer und Zauberer, die ihre güldenen Stäbe nie vergebens zucken und über jedes Zeitalter in immer lebendiger Kraft herrschen. Nie verrauchen die Opfer auf ihren Altären und unvergänglich blühen ihre Kränze, indess die klassischen Schulfuchsereyen im Staub antiquarischer Trödelbuden vermodern“. — —

„Hab' ich, mein Wertester, Ihren Dispüt getroffen?“ fragt jetzt Bürger seinen Korrespondenten und bekennt, dass alles, was A gesagt, seine Meinung sei.

„Aus diesen Gründen,“ schliesst er nunmehr seinen Brief, „ist's meine ewige unüberwindliche Meinung geworden, dass eine deutsche Ilias in Hexametern das fatalste Geschleppe, die unangenehmste Ohrenfolter sein würde. Teutschheit würde sich nicht hineinbringen lassen und Griechheit, dass ich so sage, noch weniger. Eine von

beyden aber müsste doch wohl drinn seyn. Ich strecke meine Hand nach jener aus, weil diese mir unerreichbar ist. Teutschheit, gedrungene, markige, nervenstraffe Teutschheit find' ich auf dem Wege, den ich wandle, und sonst auf keinem andern". Weiter unten heisst es noch: „So weit ich poetisches Vermögen besitze, oder nur an höheres Vermögen Anderer hinaufsehen kann, glaub' ich, dass Einer seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde. Soll mich das Gegentheil überführen, so muss es a posteriori geschehn; durch eine Uebersetzung in Hexametern darneben, welcher die meisten oder wichtigsten Stimmen den Vorzug zusprechen. Gern will ich mich dann zum Ziel legen und meinen ganzen jambischen Plunder ins Feuer werfen".

Dies war Bürgers umfänglicher Schutzbrief für seinen Jambus. Also wieder eine Stimme gegen den Hexameter und wieder ein Zeugnis dafür, dass seine Popularität eine gemessene war. „Denn unter uns!" hiess es, „den Hexameter und alle die griechischen Odensylbenmaasse können die wenigsten im Teutschen leiden. Besonders den Altfranken — und derer sind doch die meisten — sind sie ganz unausstehlich". Aber, allerdings, die Stimme war weniger gegen den deutschen Hexameter an sich gerichtet als gegen den Hexameter für eine deutsche Iliade, und mochte im Grunde das Meiste zu Ungunsten des fremden Maasses Ausgesprochene treffend sein, wie dies des Näheren

weiter unten ausgeführt werden wird, so sollte doch leider das Gesagte nur zum Schilde dienen eines bei weitem schwereren Irrtums, als die Meinung war, in deutschen Hexametern Homer übersetzen zu können; denn um eine Reproduktion auch in stilistischer Beziehung zu vermögen, blieb die Observanz der Originalform unzweifelhaft die elementarste Bedingung, hiess die Losung einmal: metrische Uebertragung! Was aber konnte eine Homerübersetzung sein, welcher die Aehnlichkeit des Stiles gebrach? —

Es sagt einmal Diderot*): quel est le travail de l'esprit en traduisant? — C'est de chercher dans la langue qu'on possède les expressions correspondantes à celles de la langue étrangère dont on traduit.

Das alleräusserste Wesen der Uebersetzungsthätigkeit, ihr allgemeinstes und primitivstes Verfahren ist hiermit klar gezeichnet. Leicht lässt sich der Ausspruch für die poetische Uebersetzerthätigkeit dahin normieren, dass sie die korrespondierenden dichterischen Ausdrücke zu suchen habe. Denn jede Sprache hat in ihrem Gebiete eine festabgeschlossene poetische Provinz; Sprache und Dichtersprache verhalten sich wie Pflanze und Blüte; jene hat diese geboren, wiewohl es wohl Leute giebt, welche das Umgekehrte behaupten.

*) Oeuvres complètes. III. sur la version et du thème. Paris 1875.

Der dichterische Uebersetzer hat also in seiner Muttersprache das der fremden konforme, seelenverwandte Dichterwort zu finden. Ja, dieses wäre Bürger wohl im allgemeinen gelungen.

Vgl. Il. V. 294:

ἤριπε δ' ἐξ ὀχέων, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ
αἰόλα, παμφανόωντα, παρέτρεσσαν δὲ οἱ ἵπποι
ὠκύποδες· τοῦ δ' αὖθι λύθη ψυχή τε μένος τε —

Er fiel vom Wagen, und umher erklang
Die schöne Stralenrüstung über ihm.
Die schnellen Rosse schauderten zurück.
Ihm aber drauf erschlaffte Geist und Kraft.

Abgesehen von der unhomerischen Strahlenrüstung und der unvollkommenen Wiedergabe des *λύθη* kann man nicht leugnen, dass die Kopie den im Original geschilderten Vorgang mit vieler sprachlichen Treue reproduziert, aber wie unähnlich dessohngeachtet bleibt der stilistische Ton des Nach — dem des Urbildes. Ein viermaliges *δέ* verknüpft hier die Vorstellungsbilder zu einer wundervollen Einheit, auf den bewegten Wellen des breiteren Flusses des Hexameters gleiten sie harmonisch vorbei — und bei Bürger, wie sind sie durch harte Interpunktionen und Verseinschnitte getrennt! Vossens Spürnase hat denn die vier *δέ* auch richtig erkannt und bis auf das letzte, das er mit „aber" giebt, mit „und" nachgeformt. Eine derartige springende, mehr gewaltsame Verknüpfung, wo Homer die zarteste und innigste Verkettung zeigt, und eine derart knappe

und mehr äusserliche Periodisierung, wo Homer ein ungemein nüancenreiches und auf das feinste abgestuftes Satzgefüge giebt, charakterisiert nun überhaupt die Bürgerische Jambenübertragung. Das liegt offenbar im Wandel der Form, an seinem Ersetzen des Originalmaasses mit einem ihm weit allogenen. Suchen wir in diese Ursache tiefer einzudringen und die Konsequenzen, welche sich aus ihr ergeben mussten, gemächlich zu deduzieren.

„Uebersétzen ist übersetzen," sagt Jakob Grimm einmal (Kleinere Schriften I. S. 330 f.), „traducere navem. wer nun zur seefart aufgelegt, ein schif bemannen und mit vollem segel an das gestade jenseits führen kann, muss dennoch landen, wo andrer boden ist und andre luft streicht." Gewiss! — Um im Bilde zu bleiben, möchte ich sagen, das Importierte wird auf dem neuen Boden, in der neuen Luft bis zu gewissem Grade stets ein Fremdling bleiben. Unsichtbar wird der Geist der Heimat auch unter dem neuen Himmel über dem Verpflanzten schweben, eifersüchtig nicht dulden wollend, dass es hier wie drüben in ganzer ursprünglicher Fülle seine Düfte streue und seine Gaben reiche. Nicht ohne Groll lässt sich der Tempel einer Sprache eines seiner Wunderbilder rauben; umsonst wird man im fremden Heiligtum der gleichen vollen heilverbreitenden Aeusserungen seiner Gottheit harren. Wie Iphigenie nicht auf Tauris, die Hellenin nicht unter den Barbaren heimisch werden kann; es kann sich nicht ihr

Geist hierher gewöhnen; nach manchem Jahre bleibt sie wie im ersten fremd und steht am Ufer lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend — ganz so wird eine fremde Dichtung in der vaterländischen Literatur ihres Uebersetzers stets ein Fremdes unter Fremdem bleiben, und wer im Schlegelschen Shakspere und den Griess'schen Werken diese fremdtönenden Accente nicht auf jedem Blatt verspürt, der hat nie Deutsch verstanden; am reinsten bleibt hier wohl der Tieckische Don Quixote geschrieben, ein Lob, das die bekannten Schwächen des Werkes nicht überklingen soll. So wird mit aller Kraft seiner fremden Originalität das Herübergeführte die Kopie umschnürt halten, dass ihr Odem nur ein gepresster bleibt. Ein fremder Geist wird nie mit ganzer Weihe auf einem fremden Substrat sich niederlassen, nie in ursprünglicher Schöne in einem fremden Medium erscheinen dürfen: er wird unweigerlich durch dessen eigenstes Wesen tingiert werden, seine Individualität sich in dessen Spiegel brechen. Auch die vollkommenste Kopie wird immer ein bedingtes Stückwerk sein. Absolute Konformität und Kongenialität wird ihr immerdar gebrechen, sie wird vielmehr in jedem Falle sich modifiziert erweisen durch mannigfachste dem Original mehr oder minder zuwiderlaufende, aus der künstlerischen, wissenschaftlichen und persönlichen Eigentümlichkeit des Neuerers herübergeflossene, bewusst oder unbewusst hinzugefügte,

positive oder negative Accidenzien. Ich möchte mir die Parodie gestatten:

Was ihr den Geist des Urbilds heisst,
Das ist am End' der Herren eigner Geist,
In dem das Urbild sich bespiegelt.

Das gilt von allen Uebersetzungen, die je ans Licht getreten sind und zu Lichte treten sollen. Unwillkürlich führt auch dem redlichsten Uebersetzer sein eigenes Ich die Feder, und das Einschleichen von Farbestoffen, die nur seiner Eigenart gehören, ist ganz unvermeidlich. Ja, ich sage: jede Uebersetzung trägt einen individuellen Ton. Wie sehr z. B. die Lutherische; wie sehr Goethes Mohamet und Schillers Iphigenie. Man kann hier nirgends von einer objektiven, sondern nur von subjektiver Treue reden. Goethe übersetzt Lord Byron Goethe'sch, Gildemeister Gildemeisterisch, Goethe das serbische Volkslied nach seiner, Jakob Grimm nach wieder seiner Weise. Einer kann dem Originale, äusserlich wie innerlich, natürlich nur am nächsten kommen, aber ein Defekt, nicht allein ein spezifisch negativer an der Buchstabentreue, sondern so zu sagen auch ein positiv hinzugekommener individueller bleibt auf alle Fälle.

Es ist hier ganz wie mit der Geschichtsschreibung, der kirchlichen, profanen und literarischen, die ja im besten Falle auch nur ein subjektiv gefärbtes „objektives" Bild zu konstruieren weiss. Mommsens poetische Fiktionen mit ihren schillernden Phrasenarabesken und

Peters treuer Buchstabenglaube — einer schädigt die römische Wahrheit wie der andere; sie ist dort so wenig in den bunten Nebelphantasmen eines blendenden Kombinationsspieles, wie hier in den pietätvollen Quellenexcerpten zu finden.

Aehnlich ist es mit unseren Literarhistorien; alle, bis auf die eine liebenswürdig reservierte Kobersteins, gucken durch persönliche Brillen bis herab auf die geistvollen Essai's Scherers und die zwar mehr durch geborgte Gläser ängstlich äugende des Dr. Robert König.

Ein Wort, was Heinrich Heine einmal über jene „sogenannte auf der Schädelstätte der Thatsachen thronende Objektivität“ der Geschichtsschreibung sagt, gilt denn mutatis mutandis wörtlich von allen Uebersetzungsweisen. Es lautet: „Da der sogenannte objektive Geschichtsschreiber [setze: Uebersetzer] doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar sein [vgl. Schlegels Shakspere und die Bodenstedtischen Sonette gegenüber den Lascivitäten der Originale und von gleichem Standpunkt Goethes „Rameaus Neffe“ mit dem Werke Diderots], wie sich in Briefen nicht bloss der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Die sogenannte Objektivität ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern [setze: eine Dichtung zu übertragen], ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle

zu verleihen".*) Ganz so, sage ich wiederholt, wird keine poetische Uebersetung von individuellen, dem Originale von Haus aus fremden Schlaglichtern sich frei zu halten vermögen, so wenig als sie vermag, die ihm wirklich eigensten Farben in ganzer Intensität zum Wiederschein zu bringen. Was Konti in Emilia Galotti von seiner Kunst, der Portraitmalerei, sagt, gilt es nicht mit schlagender Wahrheit von der Uebersetzungskunst, welche denn im vorigen Jahrhundert auch immer wieder mit jener oder der der Kupferstecher verglichen wird? „Vieles," klagt der Maler, „von dem Anzüglichsten der Schönheit liegt ganz ausser den Grenzen derselben". Und noch ein anderes Wort redet der Treffliche, das ihm der Uebersetzer ebenso nachseufzen mag: „Auf dem langen Wege aus den Augen durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren!" Von der unmittelbaren geistigen Anschauung des Originals, wie viel geht der nachbildenden, nachhinkenden Feder des Uebersetzers innerhalb der mühseligen atemlosen Gedankenrevolutionen und stilistischen Raillements verloren, ehe sich die Worte zusammenreihen zum geordneten, abgemessenen Paradeschritt! „Man sagt, dass auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären", findet sich einmal bei Lessing; im Obigen

*) Dessohngeachtet soll der sog. historische Roman nimmermehr sich erdreisten wollen, wie es Scheffel will, sich als „ebenbürtigen Bruder der Geschichte" ausrufen zu lassen (Ekkehard X).

beantwortet sich das „Warum?" sie alle diesem Loos verfallen.

Und so wird es für das wahrhafte Talent meist der Voraussetzung einer gewissen Resignation, Selbstverleugnung oder temporären Produktionsunlust oder Produktionsschwäche bedürfen, ehe es Uebersetzungen übernimmt, während andrerseits poetische Uebersetzungen stets eine willkommene Domäne der halben Talente bilden und so eigentlich auf diesem Boden die „Incompletae" ihre problematischen Blüten treiben; wobei man durchaus die Meinung des wackeren Griess teilen wird, dass ein guter Uebersetzer noch immer höheren Wert behält als ein mittelmässiger Dichter (Weimar. Jahrbuch III S. 48). Aber immerhin wird man fragen, muss denn in der That eine jede Uebersetzung eine Verhunzung sein? Was man nachdenken und nachempfinden dürfe, müsse sich ja doch wohl auch nachsagen lassen können? Wort für Wort, Gedanke für Gedanke sich nachbilden lassen? Man sei nur fein treu dem Original, wird man sagen, und aus dem treulich übertragenen Einzelwort wird eine Kopie erstehen, welche Zug für Zug des Originals trägt, insofern an die adäquate Uebersetzungsformel ja auch die urbildliche Gedankenessenz gebunden bleiben wird.

Wenn es wahr wäre, dann wäre Uebersetzen ein so leichtes Ding! Wenn es wahr wäre — aber die Berufensten und Kundigsten verneinen es. So sagt bereits Lessing im achten Stücke der Dramaturgie: „Allzu natür-

liche Treue macht jede Uebersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der andern sein kann". Und wunderbar harmoniert damit ein Ausspruch Jakob Grimms (Kl. Schr. I S. 330): „Wir übertragen treu, weil wir uns in alle eigenheiten der fremden zunge einsaugen und uns das herz fassen sie nachzuahmen, aber allzutreu, weil sich form und gehalt der wörter in zwei sprachen niemals genau decken können und was jene gewinnt diese einbüsst. Während also die freien übersetzungen blosz den gedanken erreichen wollen und die schönheit des gewandes daran geben, mühen sich die strengen das gewand nachzuweben pedantisch ab und bleiben hinter dem urtext stehn, dessen form und inhalt ungesucht und natürlich zusammenstimmen". Man vergleiche ferner: Teutscher Merkur Januar 1781 S. 50 Anm. 10: „ein wenig Untreue ist in Uebersetzungen oft das einzige Mittel getreu zu sein", und das ebenso im Teutschen Merkur Februar 1784 gelegentlich der Garveschen Uebersetzung der Officien Gesagte: „Schulmässige Treue ist hier so wenig ein Verdienst, dass sie vielmehr eines der grössten Hindernisse ist, in einer solchen Arbeit der Vollkommenheit nahe zu kommen. Herr G. hat mit grossem Bedacht eine Verfahrungsart erwählt, die wir allen, welche sich durch Uebersetzung klassischer Werke ein wahres Verdienst erwerben wollen, zur Nachfolge empfehlen möchten. Er hat sich erst seinen Autor vollkommen deutlich zu machen gesucht;

und alsdann die Gedanken desselben, ohne sich immer an den Ausdruck und noch viel weniger an die Konstruktion und den rednerischen Periodenbau des Originals (der im Teutschen oft die schlimmste Wirkung thun würde) zu binden, so vorgetragen, dass der teutsche Leser das gleiche dabey denken muss .... was der Römer bey den Worten der Urschrift gethan hat. Wir wiederholen es: hier ist sehr oft nur Annäherung möglich"; Annäherung ist überhaupt ein von Wieland sehr beliebtes Wort in Sachen der Uebersetzungstheorie, das er jezuweilen wohl auch mit „Approximation" giebt, und dass im Durchschnitt im gesamten Uebersetzungswesen eben nur von einer derartigen „Annäherung", nie von völligem adäquaten Erreichen zu sprechen ist, das weiss auch Griess, der berühmte Uebersetzer der grossen romanischen Epen, und äussert sich lehrreich hierüber einmal also (Weim. Jahrbuch III S. 153):

„Treue und Schönheit sind die beiden Hauptforderungen, die man an jede poetische Uebersetzung zu machen hat; oder (wie Goethe sich bei Gelegenheit der „Zenobia" ausdrückte) man soll dem Originale durchaus treu und seiner Nation verständlich und behaglich sein. Sehr oft aber stehen diese Forderungen sich geradezu im Wege, und dann pflege ich nach folgender Maxime zu verfahren: Ist die Treue nur durch die Widrigkeit und Abgeschmacktheit zu erreichen, so wird ihr ohne Bedenken so viel genommen,

dass nur der Sinn nicht ganz verflacht wird; verlangt die Schönheit eine so grosse Abweichung vom Original, dass der Sinn nicht mehr zu erkennen ist, so mus sie dem weniger Schönen, nur noch Leidlichen Platz machen. So kommt hier alles auf ein poco di più und poco di meno an, wobei der Uebersetzer allein an seinen Geschmack und sein Gewissen verwiesen ist".

Treue im Einzelnen ergiebt sich also weniger als einen sicheren Kompass in der Uebersetzerkunst, als eine höchst bedrohliche Klippe für ihre Erfolge. Wie kann man sie umschiffen? wo beginnt — um die von Griess so eben beregte Frage zu erörtern — ein Recht, das Einzelne als für die Nachahmung wesenlos zu betrachten, wo hört es auf? Giebt es eine Grenze, wo man das Einzelne als nichtig betrachten darf unbeschadet des Ganzen, oder ist jede Versäumnis im Kleinen eine heillose Verletzung des Ganzen und Grossen?

Die Antwort, dünkt mich, hat bündig dahin zu lauten: dort, wo die Sprache des Uebersetzers schlechthin die Mittel versagt, das Kleine und Besondere dem dichterischen Gefühle seiner Epoche gemäss zu reproduzieren oder die Sonderheit des urbildlichen Ausdrucks mit deren poetischer Redeweise in Einklang zu bringen, wo die Details des Originalwerkes unversöhnlich dem Geschmacke zuwiderlaufen, welcher die Kopie erfassen soll, und Schattierungen, aus dem Urbild auf diese übertragen, das ästhetische Auge verletzend abstossen

müssten, da beginnt das Recht weniger als die Pflicht des Uebersetzers, auszuweichen, zu mildern oder divinatorisch den Ausdruck zu wählen, mit welchem wahrscheinlicher Weise der Dichter seinen Gedanken in Zeit und Sprache des Uebersetzers verkörpert haben dürfte, da beginnt für diesen die Notwendigkeit, umschreibend dem Original den Gehorsam zu versagen, damit er den Boden seiner eigenen Zeit nicht unter den Füssen verliere, denn nur aus diesem fliessen seine Mittel, ihr Genüge zu thun. Wo er zu andersartigen greift oder zu Künsteleien sich verführen lässt oder zaghaft laviert, da wird seine Kopie kalt und fremd lassen.

Man sagt, man könne nicht zweien Herren dienen. Der Uebersetzer muss es. Er muss dem Originale sich so ganz gefangen geben und will doch seiner Zeit dienen. Er muss beiden Gehorsam zollen. Wem von beiden in erster Linie? Das ist ein heikler Knoten. Der poetische Uebersetzer will nichts anderes, als ein bestehendes Kunstwerk reproduzieren, und kann das doch nur dadurch, dass er ein neues erstehen heisst. Er bleibt beiden gleich verhaftet, dem alten wie dem neuen; wo er jenes verletzt, dort verderbt er dieses; wo er dieses schädigt, vergeht er sich an jenem. Er kann das Kunstwerk nur im Kunstwerk spiegeln; das alte will er zeigen, ein neues muss er bilden. So muss er mit den Organen rechnen, für welche er dieses aufrichtet, mich dünkt, in erster und letzter Linie. Der

deutsche Uebersetzer einer fremden Dichtung muss eine Dichtung schaffen, wie sie auf die deutsche Welt wirken könne als deutsche Dichtung. Kann er diese deutsche Dichtung nicht schaffen, da hat er verloren. Hier ist denn die Linie, auf welcher Uebersetzung und Nachdichtung sich den Rücken kehren: hier erkennt sich, wie nachsagen und nachsagen doch zweierlei sind. Das Nachsagen wortklaubender Buchstabentreue und das Nachsagen des Dichtermundes hat andern Laut und andern Wiederhall.

Das Dichterwort lässt sich allein im Dichterworte wiedergeben, muss dichterisch nachgedacht, dichterisch nachempfunden, dichterisch nachgebildet sein. Das Dichterwort lässt sich zu ähnlicher Wirkung nur in einer Nachdichtung erneuern. Beide Bestandteile des Wortes, das: nach und das dichten müssen sich harmonisch die Wage halten, soll die Originaldichtung im neuen Medium erstehen. Unsere obige Betonung des Individuellen jeder poetischen Uebertragung kommt in dieser Formel denn auch zu hellem Wiederklang. Dem Begriffe dichten wohnt das Moment selbständiger selbstthätiger Zeugung inne. Nachdichtung ist eine reproduktive Dichtung: jede poetische Uebertragung ist somit an dichterische Potenzen gebunden so sehr wie an die Kenntnis der Originalsprache. Das Ziel des Nachdichters lässt sich denn prägnant dahin bestimmen: er will das Urbild zeichnen mit den dichterischen Mitteln seiner Gegenwart. An seine persönliche

Handhabung dieser Mittel ist neben dem absoluten Werte oder temporären Interesse seines Vorwurfs sein Erfolg gebunden. Zu diesen Mitteln zählen aber auch die poetischen Formen seiner Gegenwart. Der schlichte Uebersetzer wird dieser Frage gar nie näher treten. Die Observanz der Originalform bleibt ihm selbstverständlich, so gut wie diejenige aller Details und Nebensächlichkeiten oder für seine Zeit unverdaulichen, unverständlichen oder wohl gar unerträglichen Charakteristika. Er wird überall das seiner Zeit andersartige und fremde nicht ohne Derbheit zu voller Geltung bringen wollen, überall wird in seinem Werke somit das Archaistische, Nebensächlich-Accidentielle, Nicht-Nationale und Relative grell in den Vordergrund treten, während es seitens des Nachdichters liebevoll und milde vermittelt wird, und mehr das Absolute, zu idealem Rechte Bestehende, allgemein und für immer künstlerisch Giltige in seinem Werke das Centrum bildet, von welchem aus sich über das nachgebildete Stück ein nationales Licht ergiesst.

Hier wurzelt also die Formfrage. Darf die Originalform gewandelt werden? — Hier war ja der Ausgang unseres sehr notwendigen Exkurses. Bürger hatte den Jambus für den Hexameter eingetauscht.

Oben wurde die Frage erörtert, wo das Kleine, Einzelne, Besondere, mehr Relative und Beiläufige aufgegeben werden dürfe, hier handelt es sich nunmehr um höchst Wesenhaftes. Form und Inhalt stehen nicht

nur in äusserem, sondern auch tiefinnerstem Zusammenhang, in lebhaftester Wechselwirkung. Das sieht sich leicht. Jede Versart von bedeutsamem Charakter hat ihren eigenen Stil; vielleicht ohne es selbst zu wissen redet der Dichter anders in gereimten, anders in ungereimten Versen, anders im Hexameter, anders im Jambus. So weit anders. Die Form giebt dem Stoffe das Gepräge, nicht nur das äussere. Man redet anders in Distichen, anders im Triolet, anders im Lied, anders im Sonett. So sahen wir, wie selbst die äussere Verbindung der Vorstellungsbilder im Hexameter eine leicht in einander verrinnende Verschmelzung, im Jambus eine harte Parataktik war. Form und Behandlungsart hängen zusammen; im Hexameter z. B. die unendliche, in Strophen die periodische Melodie. Wo findet hier unser Diskurs einen Anker? — In der Sonderheit der einzelnen Sprachen. Für reimlose reimlose Metren, für eine reimende Sprache gereimte Rahmen! Keine Sprache hat schlechtweg das Recht, fremde Metren zu usurpieren. Eine Kunstform, welche der einen Sprache eignet, wird nicht immer einer anderen frommen; wohl aber so oft jeder anderen zuwider bleiben. Ein Versmaass, welches die eine Sprache aus sich herausgeboren, lässt sich um so weniger einer andern oktroyieren, je mehr die eine von der andern durch elementare und konstitutive Bedingtheiten sich unterscheidet. „Es ist Verkehrtheit oder eitles Spiel, verschwundene oder fremde Versmaasse, welchen unsere heutigen Sprachverhältnisse

nicht gewachsen sind, neu einzuführen oder nachzubilden". Es sagt's Jakob Grimm (Grammatik, Einleitung). So war es eitel und verkehrt, die antiken Chormetra der deutschen Sprache auf den Leib zu schneiden und war es eine schöne That Oldenbergs in seiner vorzüglichen Aeschylos-Uebersetzung, jener minutiösen Kleinigkeitskrämerei den Rücken zu zeigen und wo er zu wählen hatte zwischen Rhythmus und Melodie ohne Bedenken den Rhythmus der Melodie als dem für uns viel Wesentlicheren zu opfern, denn: „was soll es bedeuten, wenn wir einen Ehrgeiz darein setzen, die künstlichen Chormetra Strich für Strich abzukonterfeien? Geläng' es auch, was dann? Angenommen, das Klavier gäbe alle Wendungen des Bogens wieder, was wäre gewonnen"? Und so hatten in richtigem Takte schon die Anakreontiker aus Anakreon in Reimen übersetzt, wie Lessing auch, und übertrug Vater Wieland mit schöner Kongenialität Horazische Episteln jambisch und noch heute erscheint mir der deutsche Jambus für d i e s e Hexameter und für d i e s e n Stil als durchaus geeignet; und erinnert auch Wielands lustige Wiedergabe des: Hinc illae lacrimae! mit „Hier liegt der Hund begraben" *) an die Heine'sche Uebersetzung des: lacrimae Christi mit „Der Herr Jesus weint, wenn reiche Juden solchen Wein trinken", so meine ich, der

*) Teutscher Merkur 1782, S. 189. Horazens dritter Brief an Mäcenas.

Horazische Sinn ist unmöglich adäquater wiederzugeben und niemals sind Horazische Episteln köstlicher verdeutscht worden, bei aller kecken Nonchalance des Uebersetzers, als von Wieland es geschehen. Hier eine Probe seiner Manier (vgl. a. a. O.):

Liesst einer unsrer angesehenen
Schriftsteller irgendwo mit grossem Pomp
sein neues Werk, so — weiss ich nichts davon,
und bin nicht da, um mitzuklatschen, oder mich
zu seinem Herold und Verfechter gegen
den Zoilus dienstfreundlich aufzuwerfen;
bin weder Haupt noch Glied von keinem Club
und würdige unsrer hochgelahrten Meister
der freyen Künste keinen, mich zu seinem Stuhl
zu drängen, oder seinen Beyfall zu briguiren.
Da liegt der Hund begraben!

Dünkt heute, wo die Uebersetzungstheorie noch immer in zu starren und engherzigen Normen befangen ist, solche Art der Uebertragung vielleicht für frivole Ketzerei, so erfreute sie sich doch gegenüber der steifleinenen, verzopften Vossens der Goethe'schen Billigung; vgl. Zu brüderlichem Andenken Wielands: „Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen: die Eine verlangt, dass der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde dergestalt, dass wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, dass wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände,

seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch meisterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor. Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, dass nicht das Wort, sondern der Sinn belebe".*) So wird denn auch Wielands Shakspere gepriesen. „Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, liess bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien . . ." Goethe selbst erlaubt sich dann bekanntlich ein altdeutsches Gedicht aus kurzen Reimpaaren in Hexameter zu giessen. Die Gründe hiefür wären allerdings lehrreich zu hören gewesen. Weiter übersetzt er die beiden Voltaire'schen Tragödien in Jamben. Auf das Bedenkliche solchen Thuns wies ihn**) Schiller hin; das Originalmaass durfte aber Goethe unmöglich regenerieren wollen. Die starken Eingriffe auch in den Text darzulegen, bleibt einer Spezialuntersuchung vorbehalten. Jedenfalls aber hat auch Goethe in diesen seinen metrischen Uebertragungen von einer Observanz

*) Geistvoll unterscheidet Novalis: grammatische, verändernde, mythische Uebersetzungen. Vgl. Phantasien im Gebiete der Philos. u. Phys. Näheres unten.

**) Briefwechsel mit Schiller, 15. Oktober 1799.

der Versmaasse der Originale Abstand genommen. Mit wie glänzenden Erfolgen es auch Schiller gethan ist männiglich bekannt. So habe ich denn bewiesen, wie unsere Klassiker von einer durchgängigen Adoption der ursprünglichen Metren bei ihren Uebersetzungen gar nichts wussten. Aber wir dürfen viel weiter zurückgehen — denn was sind unsere höfischen Epen und versifizierten Novellen des Mittelalters anderes als eine geniale Uebersetzungs-Literatur? Wolfram, Gottfried und Hartmann waren so sehr parodistische Uebersetzer wie Wieland, Goethe, Schiller. Die Literaturgeschichte hat also ein Gesetz, dass Uebersetzungen im Originalmaass gehen sollen, nicht diktiert. Aber freilich! es bleibt ja selbstverständlich, so weit — es möglich ist. Die Grenzen dieser Möglichkeit für die einzelnen Fälle abzustecken, muss dem Uebersetzer anheim gegeben bleiben, ihre Erweiterung und Verengerung wird sich nach der Maassgabe seiner theoretischen und künstlerischen Einsichten und Ueberzeugungen vollziehen. Der Spielraum ist hier gross. So würde ich für die antiken Literaturen die Odenmaasse aufgegeben, das Distichon observiert und die Chormetra nach Art Oldenbergs, Gravenhorst's und Schillers in der Braut von Messina oder Iphigenie behandelt wünschen. In sonstigen Fällen, bei Uebersetzungen z. B. aus den modernen Literaturen, sehe der Uebersetzer denn zu, wie weit er eben komme. Fingerzeige für allerhand Lizenzen giebt reichlich Schlegels Shakspere. Und besitzt er

ein sicheres poetisches Gefühl, so wird er in seiner Sprache leicht ein passendes Metrum zum Ersatze jeder aus äusseren oder inneren Gründen unnachahmlichen Originalform finden. Für Stücke von spezifisch lyrischem Gepräge sehe er aber von Hause aus von einer eigentlichen, mehr von der Peripherie aus wirkenden Uebersetzung ab und verzichte von vornherein auf irgendwelche Reproduktion, vermag er nicht eine von innen heraus nachschaffende Nachdichtung mit dem Stempel lebendiger Neuschöpfung zu geben. Da wird er denn etwa das Byrons'che:

Fare thee well and if for ever —

in der Originalform völlig ergreifend mit gleichartigen Accenten wiedergeben können, während er in dem Moore'schen:

Those evening-bells, those evening-bells —

bei Observanz des Metrums nicht einmal über die erste Zeile einer Nachdichtung hinwegkommen wird. Dass er eine Uebersetzung geben wollte unter ausdrücklicher Ablehnung einer Nachdichtung, war der Grund des rein und ausschliesslich äusseren Erfolges des Simrockischen Walther. Aber bei seiner Neuwahl hüte sich denn der Nachbildner, dass sein Stoff und seine Form nicht auseinander klappen, er sorge, dass seine Ersatzform nun auch wirklich einen Ersatz biete und er nicht ein willkürlich Neues reiche, er nicht sein Nachbild in einen dem ursprünglichen total unähnlichen Rahmen spanne. Das dürfte er nur, wenn eine schlechthinige

Unübersetzbarkeit seines Originals feststeht, wenn dieses minder nachgebildet werden, als durch schöpferische Neubelebung seiner Sprache gewonnen werden soll, wenn von vornherein weniger an der alten Physiognomie, als an dem Stoffe selbst und seinen innersten Triebfedern gelegen ist. Das ist der Fall z. B. bei dem Nibelungenliede, wo es uns heute mehr auf eine neuschöpferische Produktion seiner Scenen und Situationen und eine Neubelebung seiner Charaktere, als auf eine Imitation des altdeutschen Kolorits ankommt, wie dessen Unnachahmlichkeit Jakob Grimm schon frühe warnend betonte; vgl. Kl. Schr. I, 6: diese ausdrücke einer kindlichen sprache erlauben schlechthin keine übertragung in die ausgebildete und ihr höchster reiz würde verloren gehen. Wie wollte man hier auch übersetzen? Die Originalform ist ja doch vergangen, und was hier Simrock, Freytag, Bartsch zum Ersatz gegeben, ist kaum ein Schatten der alten, deren wesentlichste Eigenschaft, die Fähigkeit einer Auslassung der Senkungen, der modernisierten Strophe ja völlig gebricht, so dass die schöne Mannigfaltigkeit der alten sich hier gänzlich paralysiert. Also ich wiederhole: beim Nibelungenliede handelt es sich nur um eine Reproduktion des alten gewaltigen Stoffes in modernem Stile, da die alte Farbenkunst sich überlebt. Aber nicht so bei den homerischen Epopöen, deren Hauptreiz — unvergleichlich anders als in dem deutschen Epos, eben diese seine sinnlichen Farben und die Vortragsweise bilden. Und

diese und jene und mit ihnen alle „Homerheit", ja alle „Griechheit" hatte Bürger geopfert, als er den Hexameter in den Jambus wandelte.

„Ohne Abzug und Zuthat" wollte Bürger den Homer in deutsche Verse bringen und hatte ihm doch mit dem Hexameter sein Lebenselement genommen; er hatte dem homerischen Rhythmus die Daktylen genommen, und der Daktylus ist der Urstoff und der Grundstoff des Hexameters.

Der Jambus hat einen so andersartigen Gang. Der Jambus ist normierter, unfreier. Er hat eine eintönige Beweglichkeit; hat er doch keine eigentlichen Cäsuren; was Bürger (s. o.) dafür ausgab, waren einfache Interpunktionen; nichts mehr. Der Hexameter gleitet, der Jambus springt; der Hexameter rinnt, der Jambe fällt. Bürger sagt: der Hexameter tanzt, der Jambus tritt und schreitet. Das ist ein unpassendes Bild. Der Hexameter kann beides thun, er kann tanzen, wie schreiten. Er kann bald in Daktylen hüpfen, bald in Spondeen gehen; er kann die Gangart wechseln. So hat er einen ungleich vielgestaltigeren Rhythmus. Der Jambe kennt nur einen Takt. Die Bewegung des Hexameters ist ungleich wechselreicher; er besitzt den harmonischen Tonfall des Springquells, der Jambus das eintönige Tick tack des Uhrwerks oder das langweilige Klipp klapp der Mühle. Ist der Hexameter reich an Ruhepunkten, so ist dem Jamben das Atemlose, Beharrlich-Weiterdrängende des Perpetuum mobile eigen. Hierin liegt der Hauptgrund

seiner begrenzten, seiner spezifisch dramatischen Wesenheit. Er bildet die Kunstform der poetischen Dialektik. Man sehe nur zu, wie bald er unwillkürlich seines Rechtes selbst im Drama verlustig geht, wo lyrische Empfindung an Stelle der dialogischen Aktualität oder der eigentlichen Begriffsbewegung sei es im Monologe oder Mehrgespräche tritt. Da leiht ihm Shakspere durchgängig die Flügelschuhe des Reimes oder aber wandelt ihn an Stellen, wo sein Gang den Stoff in zu rapider Entwickelung lösen würde, oder welchen die kadenzierte Wortfügung aus anderen vielartigen Gründen nicht eignen will, geradezu in Prosa. Dort hemmt er die Formung der Materie, hier bringt er sie in zu schnellen Fluss. Ich erinnere nur an Hamlet. Bald hinkt der Jambus, in seinem ordinären Gange, zu sehr, bald tritt er zu hoch oder läuft zu schnell. Bald thut er zu wenig, bald thut er zu viel. Wo er der lyrischen Empfindung die Form leiht, da hemmt er, der doch so bewegliche, gleichwohl ihren freieren Erguss; er, welcher der persönlichen Rede und Reflexion so willige Flügel leiht, lähmt gleichwohl die Schwingen des zarteren oder die mächtiger rauschenden Fittige des leidenschaftlich fessellosen, stürmischen Wortes. Ich erinnere an die Jungfrau, Maria Stuart, Iphigenien. Man dichte nur selber eine oder zwei Jambentragödien und man wird finden, wo der Jambe unzulänglich bleibt. Der Jambe ist ein bedingter Vers. Wohl ist er vollgeeignet zu episodischen Schilderungen und Vor-

trägen, welche der Odem der lebendigen Rede trägt, ohne dennoch episch zu sein. Hierzu fehlt ihm die Hauptpotenz epischen Wesens, der klare ruhige Strom, die beschauliche repetierende Ruhe.

Ich glaube deshalb, dass Bürger in der fünften Rhapsodie der Ilias, ohne es zu wollen und zu wissen, gerade einen Gesang herausgegriffen hatte, dessen Wahl ihn über sein Problem zu täuschen nur zu sehr geeignet war; ein Stück, welches in seinem ungestümen Drange dem jambischen Experimente gerade vielleicht wie schwer ein zweites günstig war.

Weiter noch! Der Gedanke kann sich in dem metrisch in sich selbst gebundeneren Jambus nicht so frei und gefällig entfalten, als er es in dem von Haus aus weiteren, weicheren und variationsreicheren Hexameter vermag. Der Jambus bildet ein knapperes, engbrüstigeres Gewand. Das einzelne Wort freilich findet innerhalb der fünf Jambusfüsse immer seinen Ort und sicherlich eher als in dem nüancenreicheren und regelschwierigeren Gefüge des Hexameters, aber der Gedanke selbst, etwa aus dem weiteren und geschmeidigeren Gewande des Hexameters losgelöst in den Jambus gesteckt, atmet beklommener; ein fünffüssiger Jambe:

Sing' von dem Groll mir, Göttin, des Peliden

schwieriger und hastiger als ein Hexameter:

Sing' von dem Grolle mir, Göttin, des Peleus-Sohnes Achilleus.

So hat denn die Bürgerische Periode naturgemäss

etwas gedrungeneres, fester und eckigter gefügtes, einen schneidenderen, schneidigeren, determinierteren Ton als die homerische und geht des schönen vollen Ausklingens verlustig, welches ihr der Hexameter vergönnt. Die Mannigfaltigkeit des Tonfalls und die Möglichkeit einer behenderen, reiz- und wechselvolleren Eurhythmie bleiben dem Jamben unterbunden, die Bewegung auf einer bunteren Stufenreihe der musikalischen Tonleiter ist dem Jamben benommen.

Alle aber diese verschiedenartigen Umschreibungen seines Wesens sind denn zugleich feste Scheiden zwischen den Stoffgebieten, die er beherrschen und denen er nicht näher treten darf; sind feste Grenzen zwischen ihm und allem, was homerisch heisst.

Er hat ja mit dem Hexameter gemeinsames; das leichte Gefüge, das Behende, das Strophenlose, das Unendliche, das Gleichsein skandierter Prosa. Aber jener ersetzt denn doch, was ihm im Deutschen äusserlich für den sinnlichen Eindruck abgeht, durch eine reichere innere Gliederung, sein Gleichklang ist abgestuft durch die Wandelbarkeit der Verseinschnitte, durch die vielartige räumlich-zeitliche Ausfüllung des sechsteiligen Rahmenwerks. Die jambische Monotonie wird von Bürger nun noch eigensinnig erhöht durch den stetigen stumpfen Ausklang. So wird die Skansion seiner Uebersetzung noch normierter; perpetuelle stumpfe Ausklänge geben hier dem Dichtwerk unweigerlich einen thönernen Klappton, wenn ich weibliche Aus-

klänge in jambisierten Dichtungen auch weniger für korrekt als erlaubt erachte, denn sie färben das Schema daktylisch.

So ist denn die Lösung des Bürgerischen Problems eines jambisierten Homer, mit Eifer und Fleisse und Leidenschaft unternommen, in bewusstem Gegensatz gegen die antikisierenden Irrungen der Zeit auf nationalem Boden angetreten, wenn der Jambe zur Zeit auch noch nicht eigentlich für nationalisiert gelten durfte, weder in idealem noch realem Sinne gelungen. Man darf sogar zweifeln, ob Bürger zur Stunde ein ideales Verständnis des Originals überhaupt aufgegangen war, durch welches jeder Erfolg doch bedingt blieb. Mit der „Teutschheit, gedrungenen, markigen, nervenstraffen Teutschheit“ des Jambus glaubte er allein den Geist Homers mächtig zu packen (Teutscher Merkur 1776 S. 63, 64), nicht wissend, dass diese gedrungene markige Teutschheit das völlige Widerspiel alles Homerischen sei. Durch sie wähnte er den Geist Homers „wie Sturmwind aus Ionien nach Teutschland zu reissen“, er erkannte nicht, dass der Inbegriff homerischen Geistes mit den homerischen Melodieen und Vokalfarben in Ionien bleiben müsse, oder aber, die feineren Aeusserungen des homerischen Pathos wie der homerischen Stil- und Vortragsweise waren ihm nicht verständlich geworden. Denn sonst wäre es ihm minder auf „nervenstraffe Teutschheit“ als ionischen Glanz und Klang, ionische Farben- und Melodieen-

fülle angekommen, ohne deren Wiederschein und Wiederklang die noch so „nervenstraffen“ Götter und Heroen ungeheuerliche Schattenbilder bleiben mussten. Dann hätte er mehr gestrebt, die alten Mythengestalten aufleben zu lassen in ihrer eigensten glänzenden Gestalt, als sie in einem volkstümelnden Deutsch reden zu lassen, welches irgend welchen homerischen Adels und poetischer Würde ermangelte und durch grelle Anklänge an die Volkssprache und einen harten klappernden Gleichtakt die Poesie des Urbilds travestierte; dann hätte sein Ziel sein müssen, den Sonnenglanz homerischer Darstellung aufleuchten zu lassen im deutschen Dichterworte und mit dem hellen Tone der homerischen Rahpsodenkunst seine Neudichtung zu durchdringen; aber hierzu ermangelte er, wie gesagt, eines kongenialen Verständnisses, und gebrach es seinen Sprachmitteln an den feineren Farbestoffen. So blieb er am Boden haften, in seinen Homerübersetzungen vielleicht mehr denn anderswo, und erreichte nicht einmal einen gesunden Nachklang des Originals in realem Sinne derart, dass der Wortsinn des Urbildes in edlem skandiertem Deutsch zum erschöpfenden korrekten Ausdruck gelangte.

„Die Fortsetzung nächstens“ schliesst das Stück des Deutschen Museums.

Sie erschien nicht in diesem, sondern im Maihefte des Teutschen Merkurs desselben Jahrs (S. 146 fg.) und zwar folgte dieses Mal die ganze „Sechste Rhap-

sodie“ aus den 529 Hexametern des Originals in 681 Jamben nachgebildet. Unsere obigen Beobachtungen mehren sich, das bisher Tadelnswürdige ist stabil geworden. Worte und Wendungen, welche, wenn sie nicht alle einen gleichgradigen Beigeschmack von Deutsch- und Volkstümelei, so doch in ihrer Poesiewidrigkeit sicherlich auch keinen Schimmer von „Griechheit“ haben, wiederholen und häufen sich. Eine Manier, der man einmal verfallen, bekämpft sich schwer, selbst wenn ihre Unrichtigkeit erkannt ist, und Bürger hielt sie noch immer für die alleinig zum Siege führende. Eine Hauptwesenheit des griechischen Gedichtes, das Stereotype der Gliederung des Dialogs und Gruppengespräches durch ganze den Redenden einführende oder aufrufende Zeilen, ist in der Uebersetzung verwaschen und einer derartigen formelhaften Wiederkehr in epischer redseliger Behaglichkeit und Gemütlichkeit ist, offenbar in Folge des pointierteren, geschnürteren Rahmens, nicht Raum gegeben. Sonst ist die Sprache männlich und gewandt; sie hat einen sicheren Ton und eine feste Haltung. Ein häufiger Gebrauch einsilbiger nachdrucksarmer Satzteile im Ausklang hat nicht stattgefunden, und ist somit eine Klippe, an welcher der Jambisierende gerne anläuft, glücklich gemieden. Die Epitheta sind im Einzelnen zwar des Oefteren verschluckt, aber im Ganzen doch mühevoll herübergesetzt, wenn auch im allgemeinen ohne schöneren Erfolg.

Die neue Probe erschien also im Mai 1776 und

aber eine neue, kürzere im Oktoberhefte wiederum des Wielandischen Journals gelegentlich jenes polemischen Dialoges gegen die Hexametriker. In diesem Bruchstücke (aus der dritten Rhaspodie) ist der ἀρηΐφιλος Menelaos gar zu einem Degen geworden und erlaubt sich Bürger, unser ehrliches trochäisches oder zu einer unbetonten Silbe: or zu depotenzieren. „Denn," fragt er „sollen uns solche Lumpenwörter, die fast gar keine Bedeutung (?!) an und für sich haben, noch länger bey unsrer Versifikation cujonieren?" und so wähnt er denn, das arme Wort in den Block spannen zu dürfen. Der nämlichen Misshandlung des nämlichen Wortes macht sich übrigens auch einmal Herder schuldig; vgl. seinen Brief vom 26. April 73, Weimarisches Jahrbuch III S. 48:

...und hoffe bald
Euch einen Tag od'r zwo
Zu sprechen...

Sonst bietet die Probe nichts neues. Es ist die alte Manier und die alte metrische Methode; die Ausgänge bleiben stumpfe.

Bürgers Versuche fanden keine Nachfolge. Die Genossen vom Haine hatten seine Proben und ihre apologetischen Beigaben nicht überzeugt.*) Hatte er

*) Vgl. Voss Leben Höltys XXX. Voss selbst hatte Bürger bei einem Besuche an der Beschreibung des Priamischen Palastes geholfen und ihn auf die Sprödigkeit und Unfügsamkeit der Jamben, und wie leicht die Schwierigkeiten und Misslichkeiten

erkannt, dass im deutschen Hexameter nur ein Schattenbild Homers aufzuleben vermöge, so hatte ihn diese negative Erkenntnis der Wahrheit doch nur weiter abgeführt von der absoluten, von dem Finden einer nun wirklich geeigneten Form. Er glaubte es mit der „Teutschheit“ zwingen zu können, aber mit diesem teuren Begriffe war hier gar nichts anzufangen. Wohl hatte ihn sein Ueberlegen ja zu einem Nachdenken über die Balladenform geführt, aber die Schwierigkeit hatte ihn von jedem Experimente zurückgeschreckt. Doch Bürger war zur Stunde überhaupt noch gar nicht reif zum Homerübersetzer, und ob er je zu einem

---

im Hexameter besiegbar seien, umsonst aufmerksam gemacht. Herbst 1 S. 32. Dass das Gedicht „Der Englische Homer“ (Museum März 78 S. 239) nicht auf Bürger gemünzt ist, wie Herbst a. a. O. ohne irgend welchen Anlass conjiciert, hätte auch Bernays (Einleitung LXIII. A.) leicht beweisen können; vgl.:

Da hüpft, neumodisch angethan,
Herr Pope leicht daher, ersucht den Wundermann,
Ihm seine Staatskaross ein wenig abzutreten,
Und lächelnd weicht Homer dem schmächtigen Poeten.
Er hängt den Rossen Schellen an,
Setzt breit sich auf den Sonnenwagen,
Dem reichen Brittenvolk eins vorzujagen,
Und knalt galant...

Wie ist nur Herbst auf seinen Verdacht gekommen? Bürgers Homer war vielmehr bewusst altmodisch kostümiert; er kam nicht leicht, sondern sehr determiniert daher; Bürgers schlichtes Versmaass glich nimmer einer Staatskarosse und war nichts weniger als schellenklingelnd; das wollte ja B. eben meiden. Auch knallte er keineswegs galant, sondern vielmehr mit sehr derber Faust, als ein Mann von „altem Schrot und Korn“. —

solchen ausreifen konnte? Ich glaube auch das nicht. Sah er doch Homer fortgesetzt durch falsche Gläser an. Er sah in ihm einen Volksdichter, das Wort in seiner vagesten Bedeutung genommen, einen Volkssänger, wie er selbst es zu sein strebte. Indessen in diesem seinen Sinn ist Homer nie ein Volksdichter gewesen; er war weit mehr ein nationaler Dichter von edelstem Gepräge. Schon dieser Wahn allein lenkte Bürger weit vom Ziele ab; hierher fliessen jene volkstümelnden, wahl- und formlosen, forcierten Redensarten und Kraftausdrücke. Volkstümelndes ist aber weit entfernt, nationales zu sein. So ist denn auch seine Uebersetzung so gut wie die des Rektors Damm individuell verkränkelt. Aus jedem Jambus guckt der Dichter des

Knapp, sattle mir mein Dänenross —

der Sänger der Menge, der Volkssänger; der Volkssänger einer so andern Zeit als der Epoche Homers. „Wir sind weit entfernt," heisst es in der Schillerischen Rezension der Gedichte Bürgers, Herrn B. mit dem schwankenden Worte „Volk" chikanieren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe

Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr grosser Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Teil schon darin liegt, dass Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Ausser diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äusserst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkürlich in einem Begriffe zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit ist.“ Sollte somit Homer übersetzt werden, so war doch allein mit der gebildeten Welt des Jahrhunderts zu rechnen, so wie Homer von der Bildungssphäre seiner Epoche abhängig blieb. Bürger aber meinte, was homerisch volksmässig gewesen, müsse deutsch volkstümlich, im eigentlichen Volkston, wiedergegeben werden. Die „Teutschheit“ des deutschen Volksdichters und die „Homerheit“ des hellenischen Rhapsoden verflossen ihm in Eines. So verknüpften sich seine der homerischen Idealität so fremdartige, realistische Individualität, seine irrige Tendenz und die grundverschiedene Form zu einem Medium, in welchem nie Homer erscheinen konnte.

Seine Anfrage zwar an die Besten und Edelsten der Nation, ob sie einen solchen Homer, wie seine

Jamben zeigten, haben wollten, blieb nicht ohne aufmunternde Antwort und sie wurde von keinem anderen als Goethe selbst geschrieben; vgl. Teutscher Merkur 1776. Da hiess es unter anderem vom 29sten Februar: „dass Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende strebend wird, sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung, mit zehn Versen in dem Orignale verglichen, darum wünschen wir, dass er in guten Humor möge gesetzt werden, fortzufahren. Er fahre fort mit Lieb und Freude der Jugend; pflege Rat über sein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut; lasse sich durch keine Kleineley hindern und, wie sie sagen, zurecht weisen; strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals: kurz, thue das seinige!“ So hatte des Uebersetzers rastloser Fleiss, seine begeisterungsinnige Hingabe an das edle Ziel höchstes Lob und schönen Dank gefunden, aber doch konnten es nur Voreingenommenheit oder Irrtum sein, die in jenen Jamben einen homerischen Lichtschein gewahrten. Der episch-homerische Ton war in ihnen kläglich verrückt und zerrissen worden, und die Griechheit erwies sich deutschtümelnd verzerrt, und so lautete denn die zweite Antwort, die auf Bürgers Fragen aus dem Kreise wiederum der Edelsten und Besten kam, doch sehr andersartig als die Goethe'sche aus Weimar.

Noch im November nämlich des gleichen Jahres 1776 trat unter der ganz besonderen Weihe Klopstocks

ein Zögling und Genosse des Haines mit einer hexametrischen Probe hervor, im fünften Stücke des Deutschen Museums. Dieses brachte als erste Nummer: „Der Iliade Homers zwanzigster Gesang verdeutscht von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg" (S. 957).

„Ein Wort an den Leser" gieng voraus. „Ich übersetze die Iliade ganz;" hiess es, „hier indess der zwanzigste Gesang. Klopstock hat einige Fragmente der Iliade in Prosa übersetzt, welche in dem zweyten Teil der Gelehrtenrepublik erscheinen werden. Einige davon las er mir vor. Ich hatte unendlich viel erwartet; meine Erwartung ward noch übertroffen. Klopstock sprach mit mir von den Schwierigkeiten einer Uebersetzung in Versen. Ich hatte lang gewünscht, die Iliade in Homers Versart zu übersetzen; die Vorstellung der Schwierigkeit entflammte mich, und nach einigen Monaten reifte der Wunsch bey mir zum Versuch. Ich fing an mit dem zwanzigsten Gesange, noch unentschlossen, ob ich die Arbeit vollenden würde. Da ich zu der Stelle kam „fürchterlich donnerte Zeus", V. 54–63*), begegneten mir die Klopstockischen Wen-

*) S. 961:
Fürchterlich donnerte Zeus, der Vater der Götter und Menschen,
Oben herab; von unten erschütterte Poseidaon
Die unendliche Erde bis zu den Häuptern der Berge.
Alle Füsse wankten des quellenströmenden Ida
Bis zu den Gipfeln. Es wankte die Stadt, und die Schiffe der Griechen.

dungen und Ausdrücke, welche sich meinem Gedächtnis eingeprägt hatten. Dem Kenner wird diese Stelle in meiner Uebersetzung die liebste sein, weil sie die beste ist; mir ist sie die liebste, weil ich sie meinem Freunde zu verdanken habe.“ Ich teile sie unten mit; ihr Wert bestimmt auch Bernays (Einleitung XXXI.) zu einer Wiedergabe.

Stolberg ist der Erste, der die griechischen Namen herübernimmt. „Was gehen Homer und uns die lateinischen Namen an?“ fragt er in der Anmerkung zum zwölften Verse seiner Uebertragung. Die Eta's in diesen Eigennamen giebt er mit ä wieder: Päleus, Häfaistos, das Ypsilon mit ü; Olümpier u. s. f.

Das Stück selbst hat einen bewunderungswürdig leichten Fluss. Die Verse strömen hin in lebendigem, liebenswürdigen natürlichen Ergusse. Wenn irgendwo in den deutschen Homeren, so weht hier Klopstockischer Geist, Klopstockischer Schwung, lebt hier Klopstockische Sprachkraft ohne zwar Klopstockische Latinismen und Klopstockische Verrenkungen; im übrigen tragen auch diese Verse wie die Bürgerischen die Weihe jugendlicher Begeisterung. Der Ausdruck ist durch und durch poesie-

---

Da erschrak in der Tiefe der Schattenbeherrscher Aidoneus;
Bebend entsprang er dem Thron, lautrufend, dass nicht von oben
Poseidon, der Gestaderschüttrer, die Erde zerreisse,
Dass nicht erscheine den Menschen, dass nicht den Göttern erscheine
Seine düstre Behausung, für die auch Olümpier grauset.

voll und ungetrübt im Grossen und Einzelnen. Ueberall homerisches Leben, homerische Luft, plastische leuchtende Anschaulichkeit und schöne Deutlichkeit. Die Verse sind leicht gebaut, leicht gearbeitet mit erfreulichem Vorwiegen von Daktylen. Sie deuten auf eine bessere Leichtfertigkeit, die freilich einer genialen Salopperie nahe kommt; so wird beispielsweise mit den Quantitätsverhältnissen von: Poseidon oder Poseidaon auf das Allerwillkürlichste umgesprungen. Doch der Inhalt der Verse ist in so leichten Fluss gebracht, dass er einen über die eckigen Geleise und krummen Rutschbahnen der Form freundlich hinwegschaukelt. Die Uebersetzung zeigt 482, das Original 502 Hexameter. Allein dies Zahlenverhältnis deutet auf das Genialunbekümmerte der ganzen Arbeit.

Nur sechs Spondiaci, die einmal fremd und prosaisch und zu massiv in unser rhythmisches Ohr fallen, zeigt das Stück, und diese zwar sind bis auf einen durch Eigennamen gebildet.

Der Stil Homers ist, soweit dies möglich ist, ohne unsere Sprache mit Arroganz irgendwie zu dressieren, trefflich kopiert, denn ich rüge nicht, wenn der Uebersetzer in gehobenen Momenten die aoristischen Formen im perfektiven Präsens giebt, oder dass er mit grosser Vorliebe zuweilen Worte wie z. B. *φανείη* v. 64, in der Weise Klopstocks, pathetisch zu zweien Malen überträgt:

Dass nicht erscheine den Menschen, dass nicht den Göttern erscheine —.

Jeder Sprache eignen eben besondere Ausdrucksmittel; und es genügt vollauf für poetische Uebersetzungen, wenn sie den ursprünglichen Gedanken zu gleicher poetischen Wirkung zu reproduzieren vermögen. Auf diese volle Wirkung kommt es an, nicht auf das, wie sie solches zu Stande bringen; indirekte Kunstgriffe dürften hier so oft weit eher zum Ziele führen, als sklavisches Kopieren. Immer wieder erfreut einen der frische Odem dieser Sprache; ihr jugendlich kräftiges, mutvolles Daherschreiten. Leidige Apokopeen sind sehr vereinzelt, dem Gespenst des „deutschen Hiatus“, dieser Idiosynkrasie zungenlahmer Akademiker und metrischer Schwarzkünstler, verfällt der Dichter nicht und geht ihm weislich aus dem Wege, statt ein unglückliches e nach dem anderen seinem Molochschlund zu opfern. Die Lichteffekte der homerischen Sprache, ihre musikalischen reizvollen Wechselformen in ihrem unendlich abgestuften Wohlklang nachzubilden, bleibt natürlich auch Stolberg versagt; aber es ist nicht die Ohnmacht des Künstlers, die sich hier offenbart, sondern die phonetische Armut und Sprödigkeit seines Handwerksmaterials. Und doch gelingen seiner so übel berufenen hexametrischen Kunst Verse von hoher, ja tadelloser Schönheit.

Hier endlich beim Grafen Stolberg sehen wir die Epitheta nicht nur zum Teil sehr wortgetreu, sondern auch dichterisch höchlich gelungen wiedergegeben. Hier wurde die Bahn gebrochen. Nun allerdings hatte

Voss ein gar leichtes Spiel, zu seiner Zeit diese neuen Wendungen und Schöpfungen feiner zu klären, zu glätten, gelenker zu machen, sie heller oder tiefer mit den bezüglichen Formen des Urbilds zusammenzustimmen. Stolberg ist Vossens weit genialerer Bahnbrecher, und Voss hat Stolberg in philologischer Exaktheit und elementarem sprachlichen Wissen, aber weder an Verständnisinnigkeit, sprachlicher Schöpferkraft und nimmermehr an poetischem Gefühl und sprachlichem Takt übertroffen.

Bewundernd erkennt man die hohe Geschicklichkeit, den mehr oder minder adäquaten Ausdruck zu gewinnen für die so schwierig poesierein zu reproduzierenden homerischen Satzteile. Hier manifestierte sich eine urwüchsige Schöpferkraft, die fern aller mühseligen Reflexion und Künstelei frisch aus sich selber zeugte. Im Kleinen zu nergeln wäre hier undankbar und engherzig. Wir haben die Probe einer hochbedeutsamen Hexameterverdeutschung vor uns; haben hier Homer zum ersten Mal in einer wenigstens seiner einigermaassen würdigen deutschen Gewandung. Selbst die Melodie dieser Verse ist so gewaltig, als ihre Sprache rein und edel ist. Sie ist gewaltig brausend, ganz wie es sich für eine deutsche Iliade schickt. Hier mäkeln zu wollen, wäre kleinlich und ungerecht. Wohin ich sehe, blicke ich in ein glänzendes Schlachtenbild; aus jeglichem Hexameter donnert mir mächtiger, weil unmittelbarer der homerische Kampf entgegen, als bei Voss. Man

vergleiche nur die einfache Wiedergabe des Originals in folgenden Stolbergischen Versen:

362. Hüte dich, Hektor, allein mit dem Päläiden zu kämpfen!
Geh und mord' im mittelsten Haufen des Waffengetümmels,
Dass dich nicht treffe sein Speer, dass nicht sein Schwert dich ergreife!
Also Phoibos; der Held erkannte die Stimme des Gottes,
Und erschrack, und sprang in die dichten Reihen der Feinde —

mit den Schachtelmonstren und sprachlichen Roheiten Vossens in folgenden Wortverkoppelungen:

Hektor, d u r c h a u s n i c h t m e h r mit Achilleus wage den Vorkampf;
S o n d e r n u m h e r i n d e r M e n g' und dem Schlachtgetümmel erhasch' ihn:
D a s s n i c h t e t w a sein Speer dich bändige, oder sein Schwerthieb!
J e n e r sprach's; und Hektor entwich in den Haufen der Männer,
Angstvoll, als er die Stimme vernahm des redenden Gottes.

Was will da alle Buchstabentreue und alle philologische Kennerschaft, sofern der Stoff in so unfreier Form, mit so gemachtem Herzensanteil vermittelt wird.

Und so ist das Verhältnis durchgängig. Einen

kongenialeren Nachdichter der Ilias als in dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg hat Deutschland überhaupt nie wieder gesehen. Irrtümer in der Textauffassung, wie sie uns bereits ja mehrfach aufgestossen sind, bleiben dem Edelmann nachzusehen, der Griechisch erlernte um griechischer Literatur, nicht um nebenbei auch eines Schulmeisterbakels willen.

Stolberg ist nahe am erreichbaren Ziel; in einer Beziehung, was den einheitlichen, mit sich allgewaltig fortreissenden, leidenschaftlichen Grundton angeht, ist er es bereits und hierin gar nicht zu übertreffen. Was Fluss und Frische der Sprache und Leichtigkeit und Natürlichkeit, ja immerhin auch die Stilfarbe der Fassung betrifft, was Unmittelbarkeit, Wucht und Schwung und Deutschheit anlangt, steht er in reiner, stolzer Glorie über Johann Heinrich Voss. Vergewaltigungen des deutschen Sprachgefühls; arrogante Dressur- und Modelungsversuche der deutschen Syntax, Insolenzen gegen den deutschen Stil sind nicht von ihm begangen. Ich komme verweilender auf ihn zurück. Denn bald begegnen wir ihm wieder in seiner Gesamt-Ilias. Nur detailierend begründendes aber wird dem hier Gesagten hinzuzufügen sein. Sie ist aus einem raschen feurigen Gusse gekommen, wie dieser zwanzigste Gesang. Und so sind die übrigen Rhapsodieen von den glänzenden Vorzügen dieser zwanzigsten geschmückt, wie sie an ihren Mängeln kranken. Wie dieser

zwanzigste Gesang, so klingen und wogen, so rauschen und brausen sie alle dahin.

Wie musste die Probe auf Bürger wirken? — In demselben Journale hatte er in demselben Jahrgang auf Seite 1—3 eine Ilias in Jamben angekündigt; nun schreibt auf Seite 957 sein Freund Stolberg mit siegesgewisser Zuversicht: „Ich überseze die Ilias ganz!“ Bürger hatte dort die Edlen und Weisen um ihr Urteil aufgerufen und der Weiseste aus dem weiten Kreise der Edlen hatte ermunternd geantwortet, „mit Lieb' und Freude der Jugend“ solle er fortfahren, „als einer der selbst die grössten epischen Anlagen“ besässe. Er hatte dem Uebersetzer bereits eine aussergewöhnliche Summe von 65 Louisdors verbrieft, falls Bürger verspräche fortzufahren; im Lichte der Zeit ein wahrhaft fürstliches Honorar! Er hatte diese Summe „als einen freywilligen freundlichen Beytrag“ verheissen; man verlange dafür kein Exemplar, und begnüge sich, wenn die Uebersetzung auch im Ganzen der Hoffnung entspreche, „zu etwas Ungemeinem mit Anlass gegeben zu haben.“ So war die Antwort aus Weimar erklungen (s. o.); der Herzog und die Herzogin-Mutter, die regierende Herzogin und der Prinz Konstantin, der Obermarschall von Witzleben und der Graf von Puttbus, der Kammerpräsident von Kalb und der Graf Marschall, der Baron von Hohenthal und der Kammerherr von Kalb, der Kammerherr von Seckendorf, von Einsiedel, von Knebel, Bertuch, Wieland und Goethe hatten die

Summe zusammengesteuert und der Letzte hatte auch die Worte gegeben. So durfte Bürger in der That sich seinem Plan mit stolzestem Hoffen widmen, unter dem Zeichen Goethe-Wieland vom Siege träumen.

Da tritt ein Andrer ihm entgegen mit dem Banner Klopstocks. Er hatte, als er zu einem Urteile die Edlen und Weisen aufrief, sicherlich an ein theoretisches gedacht, dessen etwa gegnerische Dialektik er ohne Zweifel leichtlich ad absurdum zu führen vermeinte, einen praktischen Gegenbeweis einfach für unmöglich haltend — hier kam er in sehr aktuellen Hexametern.

Noch im Oktober hatte er im Teutschen Merkur geschrieben, dass Einer seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde. „Soll mich das Gegenteil überführen, so muss es a posteriori geschehn; durch eine Uebersetzung in Hexametern darneben, welcher die meisten oder wichtigsten Stimmen den Vorzug zusprechen", — schon im November sah er diesen Aposteriori-Beweis, den er für unmöglich gehalten, zu Lichte treten. Bürger hatte in den Schranken der Homerverdeutschung dem Hexameter den Fehdehandschuh zugeworfen, unbekümmert um das Klopstockische Prestige; Klopstocks bester Jünger hatte ihn aufgehoben. Der Kampf war angenommen worden. und Bürger — will ihn zu Ende führen.

An

Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Friz! Friz! Bey den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! — Sie zeugen mir! —
Sieh! Angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen, schreitest Du
Zu Truz, mit Wehr und Waffen in mein Feld,
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mich hin.
Ha! schauerte nun auch die Menschlichkeit,
Wie Hektorn vor dem Ajax und Achill,
Vor Dir mich an, hüb' ich ihn doch empor!
Bey Gott! bey Gott! Du Troziger, ich muss!
So gelt' es denn, Sieg gelt' es, oder Tod!
Denn wisse, keinem Knaben sprichst Du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus güldnes Schwert ein Halmenspiel;
Den Silberbogen des Ferntreffenden
Weis ich zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll.
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn? —
Es gelte, Friz! Sieg gelt' es, oder Tod! —
Du! Huldigt Dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden Geist
Auch über meinem Haupt'? Ich rang mit ihm
Wie Israel mit Engelskräften rang,

Und sprach: Dich lass ich nicht, Du seyst denn
mein! —
Ich komm', ich komme Dir! denn ehren mag
Ein solcher Widersacher das Gefecht.
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen! — Und gäbe mich der Rat
Der Himmelsherrscher Dir auch unterthan,
So könnt' ich doch von keiner edlern Hand
Als Deiner sterben, edler, starker Friz!
Auf, rüste Dich! Sieg gilt es, oder Tod!

Gottfried August Bürger.

So lautete die zweite Nummer des Dezemberheftes 1776 wiederum des Deutschen Museums. Sie bildet eines der interessantesten und reinsten psychologischen Dokumente unserer Literargeschichte. Der Stolbergische Hieb hat schwer getroffen*), nicht zwar zunächst durch den Hexameter selbst, denn die Antwort geht in Jamben; sondern durch den Versuch überhaupt. Die Aufregung über die Konkurrenz des „starken" Freundes, über sein Ringen mit ihm um dieselbe Palme, ist es, welche diese Erwiderung diktiert. Stolzes Vollbewusstsein seines eigenen künstlerischen Vermögens und dichterischen Wertes kommt zu erregtem Ausdrucke.

*) Boie, der Herausgeber des Museums, schrieb den 27. Okt. 1776, dass er von Stolbergs Idee lange gewusst, Bürgern aber mit Fleiss davon nichts geschrieben habe, um ihn nicht irre zu machen, da er nie geglaubt, dass Stolberg seinen Plan ausführen werde. vgl. Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie S. 202, 1.

Der Möglichkeit aber, dem Freunde gleichwohl zu unterliegen, verschliesst er sich nicht in liebenswürdiger Ergebung. Wenn er hier aber zu befürchten begann, so konnte es unmöglich die grössere Dichterkraft sein, vor der er zagte, sondern der Glaube an sein Versmaass musste erschüttert worden sein. Er war irre geworden an dem Jambus.

Auf rüste dich! Sieg gilt es, oder Tod! —

hatte er dem Grafen zugerufen, aber der Zweikampf blieb hinausgeschoben.*) Und als Bürger wieder in die Schranken trat, da hatte er die Waffe gewechselt und zu der des Freundes gegriffen.

So musste literar-historisch auch ein Versuch in anderer Form angestrengt und ihn anzutreten gerade ein wahrhaft grosser Dichter berufen werden, um die Homerverdeutschung im Geleise des Hexameters unentwegt nun weiter zu treiben. Homer dichterisch zu reproduzieren, konnte allein der Hexameter doch geeignet erscheinen; das wie viel und wie wenig mit diesem Instrumente auszurichten blieb, das lag auf anderem Felde. In diesem Sinne habe ich oben bereits gesagt, dass der Bürger'sche Jambe allerdings ein Irrstern, aber doch immerhin ein Stern gewesen sei, dessen Strahlen die einzige Bahn erhellten zu dem wenigstens bestmöglichen Homer. Mit welchem Erfolge

---

*) Für das nächste Museumheft (Januar 1777) hatte Bürger den 20. Gesang verheissen. Nun blieb er aus. vgl. Boie v. Weinhold S. 202 A. 2.

dann Bürger im Hexameter mit dem Freunde rang, das wollen wir unten sehen. Dieser selbst liess es aber nicht an einer ritterlichen Erwiderung auf Bürgers poetisches Sendschreiben fehlen und gab sie im gleichen Journal in hochgehenden, wahrhaft glänzenden Hexametern. Sie bildeten die vierte Nummer des Märzstückes 1777:

An Gottfried August Bürger.

Fried' und Freude dem Sänger zuvor und traulichen Handschlag!
Sieh, ich habe Dein Zürnen vernommen am fernen Gestade,
Hörte den Flügelschlag Deines Gesangs; melodische Stürme
Deiner Leyer erhuben ihn hoch; ein Riesenadler
Steht er vor mir mit dräuender Klaue, mit rüstigem Fittig;
Und schon zürnt' ich entgegen: Da fasste mich Pallas Athänä
Bei den goldenen Locken; ich wandte mich sträubend; mein Auge
Staunte zurück, vom Blize der göttlichen Augen getroffen.
Sieh, ich bebte nicht Dir! ich bebte der furchtbaren Göttin!
Sie verschwand; da war mir, als athmet' ich liebliche Düfte,

Läg' am blumigen Hange des Helikon, unter der Kühlung
Wehender Schatten, an Aganippo's Silbergesäusel.
Nun erwacht' ich, und zürnte nun wieder, und griff zu der Leyer;
Aber es hatte die jüngste der Musen die Leyer gestimmet,
Dass sie nicht tönte wie sonst, wie Donner, wie Stimmen der Meere,
Sondern wie Lispeln des wankenden Schilfes, wie zärtliche Klagen
Junger Nachtigallen auf blühenden Zweigen der Myrten.
Und mir kehrte die Weisheit zurück; sie pflückte den Oelzweig,
Den ich Dir reiche; sie redet durch mich; vernimm und sey weise!
Siehe, zwar kränzen uns Locken der Jugend, doch rauschet der Lorbeer
Ueber den Locken, es kühlet die Palme den Schweiss an der Stirne.
Früh betraten wir beyde den Pfad des ewigen Ruhmes,
Früh erreichten wir beyde das Ziel; auf trozenden Felsen
Stehn wir und lächeln entgegen dem Strome der kommenden Zeiten.
Hier besuchen uns oft Kronions liebliche Töchter,

Lehren uns oft die eigne Leyer zu stimmen, und bringen
Oft herab vom Olümpos die Harfe des Mäoniden.
Lass uns beyde den Harfengesang des göttlichen Greisen
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen beyde!
Freund, gehabe dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Ross' am flammenden Wagen;
Siehe, mir winkt die Mus'; ich folge der winkenden Göttin.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

„Ich folge heiligen innersten Impulsen — ich kann nicht anders“ — war die Antwort; sie konnte nicht liebenswürdiger und für beide Freunde nicht stolzer lauten, ihre Fassung nicht melodischer sein.

Stolbergs Probe fand im Deutschen Museum selbst lauten Dank und ruhmvolle Würdigung, wenn hier auch vorübergehend das Problem: Jamben oder Hexameter? zu Gunsten der ersteren nochmals gestreift worden war; zwar von Bürger in seltsamer Maskierung selbst in der Bevorwortung seiner hexametrischen Probe einer Virgilübersetzung im Märzstück 1777. Der Verfasser habe, leitete das Journal die namenlose Arbeit ein, Stolbergs und Bürgers homerische Proben und des letztern antihexametrische Abhandlung im Teutschen

Merkur gelesen und wolle sich durch eigne Versuche belehren und überzeugen, wie weit Bürger Recht oder Unrecht hätte. In Ansehung Homers schiene er Bürgers Meynung nicht abgeneigt zu sein. „„Unsere Sprache, sagt er, ist zu voll-, zu lang-, zu starktönend, um einen dem Griechischen ähnlichen Hexameter zu geben. Ueberdem liesse sich wohl die hohe reine Ursimplizität des Homer in dem deutschen Hexameter nicht beybehalten. Der deutsche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdruck, wovon Homer nichts weiss. Manche einfältige schmucklose Stelle, die im Original gefällt, würde, eben so einfältig und schmucklos in deutsche Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen. Hingegen fällt sie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametrischen, in kürzere, straffere jambische Glieder zusammengezogen werden"". — „Ausser einer homerischen Uebersetzung aber, meynte mein Mann", heisst es weiter, „möchte man den deutschen Hexameter keineswegs verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürgers Abhandlung nicht fand". Diese Anschauung war indess als eine subjektiv-persönliche mitgeteilt, während der Standpunkt des Journals sich bezeichnet fand in der siebenten Nummer des nämlichen Stückes unter der Ueberschrift: „Ueber Stolbergs Uebersezung des Homers". Diese Nummer, wie gesagt, war ein panegyrischer Willkommsgruss für Stolbergs Ilias. „Also hab' ich gesehen", begann

es, was ich nie zu hoffen wagte, was ich für unmöglich hielt, einen deutschen Homer! So nah an der Stärke, an dem Leben, an der Wahrheit, an dem Adel!

Nein, dem Genie ist nichts unmöglich!

Ich fühl's! es regt sich in unsrer Nation ihr lang verborgener Gott, der Gott der Mannheit. Das wäre Deutschlands Nationalgeist, den wir lange verkannten! — Wenn eine Nation so tief gesunken ist wie unsre, so muss fremder Geist ihr wieder den ersten Schwung geben. — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn die Dichterlinge Deutschlands einmal Homeren verstehen, werden sie schweigen (schon stottern sie, seitdem sie Shaksperes Geist geahndet!) und wenn geborne Dichter ihn in ihrer Sprache reden hören, so wird gewiss erwachen, was nun nur träumt.

Wenn seelenvolle Leser Homeren sehen, wird vergessen werden, was nun in so vielen Ohren lieblich schallt, wie W. vergessen wurde, seitdem man Shakespeare sah.

Drey Deutsche sind, denen die Nation Ehrensäulen setzen sollte: zwey männliche Dichter aus eigner Kraft, ein männlicher Philosoph aus eigner Kraft! Wenn Stolberg in der Kraft Homers sein Werk vollendet, so setzt ihn mein Herz gleich unter sie; und auch wer da steht, wird nicht sterben."

So konnte eine ehrenvollere Begrüssung dem Rivalen Bürgers nicht zu Teil werden, ihm nicht rückhaltloser der Sieg zugesprochen werden.

Schon zwei Monate später nun reichte das gleiche Journal, welches der Homerübersetzung des Grafen Stolberg diese Huldigung dargebracht hatte, seinen Lesern als sechste Nummer seines Maiheftes wiederum eine Probe einer hexametrischen Homerverdeutschung ohne irgend welche Bevorwortung unter dem Titel: Odüsseus Erzählung von dem Küklopen. Aus dem neunten Gesange der Odüssee Homers übersetzt von Johann Heinrich Voss. Die gleiche Zeitschrift hatte von dem gleichen Verfasser (Oktober 1776 S. 859—889) bereits die Uebersetzung der Apologie des Sokrates mit kritischen Scholien und (Jänner 1777): Pindaros ersten püthischen Chor; nebst einem Briefe an Herrn Hofrat Heyne gebracht; jenem Briefe, der im nächsten Jahre eine so verhängnisvolle Antwort fand. Die Entstehungsgeschichte dieses neuen Beitrags ist die des Vossischen Homer. Sie findet sich knapp geschrieben bei Herbst (S. 183 fg.), ausführlicher z. T. in Bernays' Einleitung.

Schon 1775 hatte Voss in Göttingen Blackwells durch Herder empfohlene „Untersuchung über Homers Leben und Schriften", wie wir wissen, durch Hölty angeregt, ins Deutsche übertragen. „Schon diese Arbeit (vgl. Herbst a. a. O.) gab ihm den Anlass, eine Reihe von Homerstellen, die das Original citiert, zu übersetzen, einzelne aus der Odyssee bereits so, wie er sie später in die vollständige Uebersetzung herübernahm. Freilich war es ein Anfang*). Hinkverse wie

Fand ich Ehr' und Ansehn unter den Söhnen von
Kreta

(Od. ξ, 234; Blackwell S. 24.)

zeigen eben den tastenden Anfänger. Noch verschmäht er es nicht, Ulysses und Aurora einzuführen; noch deckt sich die Verszahl in Original und Uebersetzung nicht durchweg".

Verse, wie sie in die Odüssee von 1781 ohne Aenderung herübergiengen, siehe bei Bernays.

„Der Plan, sich an das ganze Epos zu wagen, wurde zunächst durch Klopstock geweckt, der Voss aufforderte, mit ihm gemeinsam an einer Homerübertragung zu arbeiten, von der er dem jungen Freunde Fragmente vorlas. Beflügelt aber wurde der Plan nach Voss' Selbstgeständniss durch Stolbergs und Bürgers Vorgang mit der Ilias. Zwar fehlte es nicht an Einreden und Bedenken. Der gräfliche Uebersetzer der ritterlicheren Ilias fand es eben so unmöglich, den göttlichen Schweinehirten, die erdgelagerten Schweine und die ganze Titulatur des Iros zu behalten wie zu verlieren. Es ist die Antwort auf den Einwurf, wenn Voss wenige Tage darauf an Gleim schreibt, der δῖος ὑφορβός und die χαμαιευνάδας σύες schreckten ihn nicht so sehr als die erstaunliche Kunst des Verses bei der grössten Einfachheit des Ausdrucks. Er prüfte sich selbst. Die

*) Rudolf Boie an Ernestine 28. Febr. 75: Voss hat bei seiner Uebersetzung (des Blackwell) viele Verse aus dem Homer herrlich übersetzt, ich möchte wohl den ganzen Homer von ihm sehen.

Episode des Polyphemos (c. 400 Verse) und, — das eigentliche Probestück, — die acht Verse von Sisyphos Steinwälzen, die er wohl vierzehn Tage lang auf einsamen Spaziergängen mit sich herumgetragen, wurde im März 1777 vorab gedolmetscht und, nachdem Klopstock gebilligt“ ward — müssen wir hier fortfahren, denn Herbst überspringt das Zwischenglied — die „Erzählung von dem Küklopen“ Boie zum Abdruck im Museum übergeben.

Also auch dieses neue so bedeutungsvolle Fragment erschien unter der besonderen Teilnahme Klopstocks.

Die Uebersetzung umfasst das 9. Buch des Originals von V. 105: *Ἔνθεν δὲ προτέρω πλέομεν, ἀκαχήμενοι ἦτορ* bis zum Ende. Man darf nicht sagen, dass die Worttreue eine strenge ist; genau verglichen ergeben sich sogar wesentliche Differenzen; es finden sich Farbenaufträge, stilistische Eingriffe, dichotomische Paraphrasen, Verschiebungen, wie Unterdrückungen im Einzelnen. Ja man muss sagen, dass die Uebersetzung durchaus den Charakter einer Nachdichtung trägt, als eine wortgetreue Uebertragung nicht besteht. Man überzeuge sich selbst aus folgenden wenigen Belegen, welche gleichwohl das Wesen des Ganzen bezeichnen. Derartige Verschiedenheiten vom Original, wie die folgenden Proben sie enthalten, finden sich durch das gesamte Stück:

Voss Od. 116:

Vor der Bucht der Küklopenküste, nicht nahe nicht ferne,
Streckt sich ein mässiges Eiland hin, voll unzähliger Gemsen.
Denn kein menschlicher Fuss durchdringt die walddichte Wüste,
Und nie scheuchet sie dort ein spürender Jäger, der mühsam
Sich durch den Forst arbeitet und steile Felsen umklettert.

Voss Od. 152:

Als nun die Tochter des Morgens mit Rosenfingern erwachte —.

Voss Od. 252:

Fremdlinge, sagt, wer seyd ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
Geht ihr auf Handlung aus, oder schweift ihr, ohne Bestimmung,
Auf den Fluten umher, wie Räuber die Küsten umkreuzen,
Und ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu schaden?
Also donnert' er; uns zerbrach das Herz vor Entsetzen
Ueber das rauhe Gebrüll, und das scheusliche Ungeheuer,
Dennoch ermannt' ich mich, und gab ihm dieses zur Antwort:

Griechen sind wir, und kommen von Troia. Mancherley Stürme
Trieben uns über das grosse Meer von unserer Heimfahrt.
Andre Fahrten und andre Bahnen verhing uns Kronion.

Man sieht, das ist keine Uebersetzung, das ist eine Nachdichtung; eine Nachdichtung vielleicht freierer Art als die Stolbergische des 20. Gesanges der Ilias und vergleicht man den Anfang der Theomachie hier:

Also rüsteten sich bey den krummen Schiffen die Krieger
Sohn des Päleus, um dich, du unersättlicher Streiter!
Gegenüber die Troer auf abwärts hangendem Felde —

mit dem der Kyklopen-Episode bei Voss:

Also steuerten wir, mit betrübter Seele, von dannen,
Auf das Land der gesezlosen ungeheuren Küklopen,
Die, im Vertraun auf die Gnade der Götter, nicht pflanzen noch ackern —

so erweist sich Stolberg als der treuere Uebersetzer.

Aber wir wollen zugeben, dass eine treue Homerübersetzung selbst in den weiten und so sehr gefügigen Falten des deutschen Hexameters schlechthin unmöglich sei und einfach prüfen, ob Sinn und Stil der Dichtung getroffen sei und wie weit der alte Gehalt in reiner Form und gutem dichterischen Deutsch zur Anschauung komme.

Was nun die äussere Form des Vossischen

Fragmentes angeht, so ist ohne Weiteres zuzugeben, dass sie metrisch korrekter und gefälliger ist als die Stolbergische.

Aber auch hier hat Stolberg das Glück, dass sein Stoff in seiner höheren Erregtheit gerade eine minder geglättete Form weit eher vertrug als eine Episode aus der Odyssee.

Dess ohngeachtet waren diese Vossischen Hexameter keineswegs vortrefflicher als diejenigen etwa in Stolbergs poetischer Antwort auf Bürgers Bravade und es fanden sich in dem Stolbergischen Iliaden-Fragmente Verse genug vor, welche einen Vergleich mit diesen Vossischen Nachfolgern nicht zu scheuen brauchten. Ueberhaupt, makellos waren diese neuen Hexameter keineswegs und hatten Schwächen genug, man vergleiche:

S. 452, 2. u.: Auf das Land der gesezlosen ungeheuren Küklopen —

S. 463, 5. o.: Ohne gemeine Rathsversammlungen, ohne Geseze —

S. 466, 12. o.: Süss und unverfälscht, ein Göttergetränk! Auch wusste —

S. 471, 1. o.: Nun, Küklop', nun trink eins; auf Menschenfleisch ist der Wein gut!

S. 476, 10. o.: Der nur eben mit seinem Geschoss in die See hinzielte —

Verse wie diese stellten denn doch an das metrische Gefühl grausame Anforderungen. Ueber die stilistischen

Eingriffe habe ich bereits gesprochen. Es wird nicht selten die ursprüngliche Periodisierung völlig gewandelt, es werden Begriffe eingeführt, von denen das Original einmal nichts weiss und die ihm zum anderen widerstreben.

Dennoch ermannt' ich mich, und gab ihm dieses zur Antwort

heisst es statt:

v. 258: *ἀλλὰ καὶ ὥς . . . .*

und *ὥς ἔφαϑ*. v. 256 wird mit „also donnert' er" überschrieen. Sehr missglückt ist auch die Wiedergabe der Rede Polyphemos' an seinen Leithammel, wenn diese „Schmeichel- und Klagerede" des Riesen Bernays auch noch so „köstlich gelungen" dünkt (Einl. XIV). Man vergl.:

Od. 447.

Κριὲ πέπον, τί μοι ὧδε διὰ σπέος ἔσσυο μήλων
ὕστατος; οὔτι πάροςγε λελειμμένος ἔρχεαι οἰῶν,
ἀλλὰ πολὺ πρῶτος νέμεαι τέρεν' ἄνϑεα ποίης,
μακρὰ βιβὰς πρῶτος δὲ ῥοὰς ποταμῶν ἀφικάνεις.

Voss:

Süsses Böckchen, wie gehts? Du kömmst zuletzt aus der Höhle?
Ey! du pflegst mir ja sonst nicht hinter der Heerde zu bleiben!
Trabst ja so rasch voran, und pflückest zuerst auf der Weide

Blümlein und Gräschen; eilst auch zuerst in die
Wellen der Flüsse;

„Süsses Böckchen"! Total verkehrt, im Mund des „scheusslichen Ungeheuers" ganz unmöglich. „Wie gehts?" Das ist ein Einschiebsel, wie es alberner kaum ersonnen werden konnte, ist im Zusammenhang rein widersinnig; das *τί μοι ὧδε* ist völlig ohne die so notwendige Berücksichtigung geblieben. Der Uebersetzer und Bernays scheint es mit dem „wie gehts" für trefflich absolviert angesehen zu haben. Von dem „Ey" ist denn wiederum keine Spur; passt auch gar nicht in die Gemütslage des Kyklopen. So erkennt die weiten Discrepanzen jedes aufmerksame Auge selbst. Das *πολὺ πρῶτος* ist ebenfalls nicht verdeutscht; von „Blümlein und Gräschen", von „traben", von „eilen in die Wellen" keine Spur! Der Bock pflegt nur zuerst zu trinken; dass er als der Erste sich zu baden pflege, ist eine Vossische Fiktion, Vossisches Missverständnis. Vergleiche mehr:

Trachtest auch immer zuerst in den Stall zu kommen
des Abends!
Nun der lezte von allen? Ach, geht Dir etwa das
Auge
Deines Herren so nah? Der Bösewicht hat mirs entrissen,
Er samt seinem Gesindel, indem er mit Wein mich
berauschte,
Niemand! Ich meyn', er ist noch nicht dem Verderben
entronnen!

ἀπονέεσθαι ist nicht erreicht. Das „Ach" ist wiederum eine ganz falsche Schattierung; das ἦ war etwa mit „nicht wahr?" zu geben. „Er samt seinem Gesindel" ist stilistisch und sonstig schief; „samt seinen schnöden Gesellen" etwa. Das „ich meyn'" ist vielleicht besser mit „fürwahr, wahrhaftig" zu verdeutschen; u. s. f. So ergeben sich Halbheiten, Incongruenzen, Verkehrtheiten die Menge. Prüfen wir schliesslich denn das Bruchstück noch nach seiner sprachlichen Seite, rein äusserlich auf seine Diktion hin. Man redet viel von der Einfachheit der homerischen Darstellung; soweit man die Naivität der Erzählungsweise darunter versteht, mag das hingehen; wie weit die Epopöen bewussten Kunstverstand bekunden, bleibt wenigstens noch eine offene Frage. Der homerischen Sprache aber bei ihrer unendlichen Wort- und Formenfülle und ihrem unermesslichen vokalischen Reichtum „Einfachheit" zu prädicieren, bewiese ein völliges Unverständnis ihres Charakters. Von diesem Gesichtspunkte gemessen bringt es natürlich die Vossische Kopie nicht über die Bedeutung einer Bleistiftskizze einem leuchtenden Freskobilde gegenüber; man vergleiche selber:

Voss:

Hör, Küklope! Sollte dich einst von den sterblichen Menschen
Jemand fragen, wer dir dein Auge so schändlich geblendet,

Sag ihm: Odüsseus, der Sohn Laertäs, der Städtebezwinger,
Dessen Heimat Ithakä ist, der hat mich geblendet.

Aber ein ähnliches wäre ja auch das Loos der vollkommensten Uebertragung ins Deutsche geworden und das Ideal einer deutschen Homerübersetzung würde höchstens die Aehnlichkeit etwa eines Kupferstiches erreichen. Von derartigen unbilligen Anforderungen abgesehen zeigte die Vossische Probe ein gefälliges Gesicht. Die Sprache war im Allgemeinen sauber und anmutig und ihr Rhythmus behende; ihr ganzes Auftreten noch ein bescheidenes, anspruchloses; gewagte Kompositionen, dreiste Inversionen, syntaktische Insolenzen und stilistische Plumpheiten waren nicht verschuldet. Wohl aber fehlte es nicht an rohen Apokopeen und schlimmen Latinismen und mancherlei befremdenden Construktionen der Klopstockischen Schule. An Kompositen, die dem homerischen Stile zuwiderliefen, waren etwa Worte zu rügen wie: „Göttergetränk", „mir ahndete im Heldengeiste"; als poesiewidrig, fremdartig und undeutsch etwa Wendungen wie: „und besahen wundernd das Eiland; denn geil ist der Boden; nahmen selber darauf das Käsos; mit nachbohrender Faust; dass heisses Blut um den sterbenden (?) aufquoll; uns Entflohne des Todes; und flehte dem mächtigen Herrscher des Meeres". Wohl sind's schlimme Flecken, aber doch nicht zahlreiche. Ständiger kehrten Verstümmelungen der

Endungen wieder; meist galt es, in ihnen dem Gespenst des Hiatus auszuweichen, und immer hiess es:

incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim.

Dabei fand sich dennoch der „Hiatus“: „und das scheusliche Ungeheuer“ ein. Proben solcher wüsten Worthalsabschneidereien seien: „Und nachdem er seine Geschäft' in Eile verrichtet; Er streckte darauf zum gestirnten Himmel Seine Händ', und flehte; holten darauf des Küklopen Heerd' aus dem Bauche des Schiffes. Die Orthographie war die Stolbergische; ü für υ, f für φ, ae für η gesetzt; in der Pindarischen Ode war sie bereits gehandhabt worden. Aber jedenfalls war dieses neue Fragment einer Homerübersetzung ein würdiges Seitenstück zu dem 20. Gesange der Ilias des Grafen Stolberg. Soll verglichen sein, so war dieses neue metrisch accurater gearbeitet und hatte einen behenderen rhythmischen Gang; weder in Wort- noch Stil-Treue aber war jenes überboten worden und war von den Schwächen der Vossischen Arbeit dennoch frei geblieben; Albernheiten wie „Süsses Böckchen, wie gehts?“ fanden sich nicht in der Arbeit des Grafen. Mag dies Resultat befremden, so muss es sich doch einer jeden unbefangenen Prüfung alsbald ergeben. Ueber das metrische Wesen des Vossischen Fragmentes im Speziellen handelt Bernaysens Einleitung S. LV. Voss hatte ausfindig gemacht, „dass bei Homer in der Regel die Umfänge und Einschnitte des Gedankens mit den rhythmischen Gliedern des Hexameters eintrafen“. Das war freilich

nicht mehr als sehr natürlich. So wollte er von Anfang an mit der Homerischen Darstellung durchaus gleichen Schritt halten. Wer aber genau vergleicht, erkennt sehr bald, dass ihm dies nur in den alleräussersten Grenzen gelungen ist. Im Ganzen hat er es nicht weiter gebracht, als dass seine Uebersetzung nummerisch gleichviele Verse des Originals deckt. Mich dünkt, ein ungemein nichtiger Gewinn und, wurde das Streben nach derartiger arithmetischer Gleichheit zum leitenden Princip erhoben, eine krasse Verirrung! Denn wie kann man ein Gedanken-Quantum, das die Sprache Homers vermittelt, in einer gleichen Anzahl von Takten des deutschen Hexameters ausdrücken wollen, ohne die Wiedergabe auf das allermannigfachste trüben zu müssen? Ein gutes Gelingen war ja hier ein Unding; mochte es in manchen Einzelheiten glücken, im Ganzen mussten sich um so mehr Incongruenzen und Mängel ergeben. So war dieser Vossische Grundsatz von Haus aus ein verwerflicher, und seine strenge Handhabung bedeutete eher einen Rückschritt als einen Fortschritt, und seine späteren Arbeiten mussten immer tiefer unter diese erste Probe herabsinken, je pedantischer sich der Uebersetzer von diesem hohlen Prinzip gängeln liess. Das lässt sich mit Gewissheit schon hier a priori prophezeien, und den Beweis der Richtigkeit dieser Prophezeiung wird der „steinerne Homer“ uns liefern.

Von den Eigentümlichkeiten nun der oben beregten

Vossischen Orthographie datiert sich eine der interessantesten und spasshaftesten Episoden der deutschen Literaturgeschichte. Professor Heyne hatte das erwähnte Anschreiben Vossens im gleichen Journal vom 16. März 78 beantwortet (Museum Juni 1778). Eine Vossische Konjektur zu Sophokles (vgl. Museum März S. 235: Wiederhergestellter Vers im Sofokles von Johann Heinrich Voss. Oedipus auf dem Hügel, V. 1626—1649) hatte ihn erinnert an „seine alte Schuld". Die Antwort bewegt sich über Einfälle Vossens zu der Pindarischen Ode und über deren Verdeutschung. Sie ist mit vornehmer Ueberlegenheit, übrigens elegant und wohlwollend geschrieben. Schliesslich nun heisst es (S. 553): „Ich sehe, dass Sie verschiedene eingentümliche Sonderbarkeiten in die Art zu schreiben aufgenommen haben, wovon ich in die Gründe so wenig als in die Absichten eindringen kann. Eine Pindarische Ode schreckt schon an und für sich durch ihren Anblick: wie erst, wenn ich des Pindars ersten p ü t h i s c h e n Chor lese! Gewönnen wir etwas dadurch für den Wohllaut; kämen wir der ursprünglichen Aussprache Pindars dadurch näher: so lies ich mir es gefallen. Aber was wollen wir armen Leute über die weichen Töne Griechenlands, über den Wohlklang oder Uebelklang in einer todten Sprache, und zwar wie er vor allen den Veränderungen war, die die Sprache in ihrer Grammatik, Bau und Aussprache zweytausend Jahr über erlitten hatte, mit Sicherheit fest sezen? — — Dass der Griechen

υ ohngefähr wie unser ü ausgesprochen worden seyn mag, läst sich doch nicht so ganz gewis aus dem Gebrauch des kurzen u folgern, mit welchem der Römer es ausdrückt; da hingegen wieder der Grieche das kurze u durch υ giebt und es vom langen u unterscheidet, das er $o\upsilon$ schreibt: wiewohl man auch hierin keine genaue Einförmigkeit wahrnimmt. Das Einzige, was man für die Aussprache ü anführen kan, ist, dass beym Aristophanes die Stimme eines gewissen Thieres durch υ υ υ υ ausgedrückt wird. Hingegen von η getraue ich mir zuversichtlich zu behaupten, dass es nie wie ä ausgesprochen worden ist; Homär, Poät, Häros hat man nie gesagt. Da es die Römer durch ein langes e übertragen, in Heros, poeta, Homerus, so ist es wohl wahrscheinlicher, dass es ein dunkles, oder doch ein langes e war". Diese Einwände waren begründet und höflich genug. Voss hatte den Aufsatz bereits im Manuscript gelesen, und ohne Empfindlichkeit Heyne geantwortet unter Uebersendung eines Exemplars der von ihm zum Druck beförderten, inzwischen erschienenen Gesamt-Ilias Stolbergs. Heyne seinerseits hatte vom 28. Mai 78 in sehr liebenswürdiger Form gedankt. Der Brief ist abgedruckt in Herbsts Biographie 1, 321 und beginnt:

„Mein verehrtester Freund!

Es erfreuet mich sehr, dass Sie meinen Aufsatz für das Museum im rechten Lichte ansehen. Ich hätte Ihnen freilich viel Süsses und Schmeichelhaftes sagen

können; aber ich hätte dem Zwecke entgegengehandelt...... Sie irren sich, wenn Sie glauben, dass ich wider die veränderte Rechtschreibung als eine Neuerung eingenommen sei. Bewahre der Himmel! — Noch mehr, ich habe selbst meine alte Aussprache des Griechischen abgelegt und die Erasmische angenommen, bin selbst in einigen Stücken noch weiter gegangen, weil ich Grund dazu vor mir sah...... Welche Spur haben Sie vor sich, dass *η* wie ein ä, also hell, ausgesprochen worden ist? Es ist offenbar, dass *η* ein dunkel e war, das sich von ä durchaus unterschied, Heros nicht Haeros ex *ἥρως*; *Πομπηιος φηλιξ* rhetor poeta. Noch nie fiel es Jemandem ein rhätor zu sprechen. Wenn ä ae aus dem Lateinischen ins Griechische übertragen wird, nie brauchen sie *η* sondern *αι*. Eben weil *η* dunkel gesprochen wird, ging es mit der Zeit in den Laut i über.

Im N. T. *Ιησους* u. s. w. Wer spricht Jäsus? Amän, Israäl?"

Doch Voss war nicht zu überführen und nimmt die üble Orthographie in der Folge herüber in seine „Odüssee". Dann werden wir der Frage wieder begegnen und an ihrer tragikomischen Wendung und Lösung uns ergetzen.

In der Zwischenzeit war denn Stolbergs Ilias erschienen. Er hatte Voss mit dem Manuscript (Bernays Einleitung) ein wertvolles Geschenk gemacht und

dieser „wollte seine Dankbarkeit dadurch beweisen, dass er eine genaue Prüfung der Arbeit vornahm, um dann in Gemeinschaft mit Klopstock die nötigen Verbesserungen anzuraten. Aber Stolberg hasste die Feile und scheute jedes mühselige Ausarbeiten und Glätten. Was nicht im ersten Wurf gelungen war, musste ungebessert bleiben“. Im Anfang 78 ward die Ilias durch Voss zu Flensburg herausgegeben. „Mit der Stolbergschen Ilias“ schrieb ihm Heyne am 28. Mai Herbst 1, 321, „haben Sie mich auf die angenehmste Weise überrascht. Ich habe nur erst blattweise im rohen Exemplar gelesen; aber ich gestehe es, auf den Homerischen Wortstrom, den ich gefunden habe, hätte ich mir keine Rechnung gemacht; und da ich, zufolge des vorhin gedruckten Specimen die Einförmigkeit des Hexameters fürchtete, so bin ich durch die Verlegung des Ruhepunktes und Verschiedenheit des Versbaues so angenehm getäuscht worden, dass ich wirklich nun anfange, auf viel deutsche Leser zu hoffen“. Das war das Urteil des ersten Philologen der Epoche. Dass die „ganze Wielandische Nation“ (nach Wielands Ausdruck; Bernays) dem Werke Beifall entgegenjubelte, war natürlich; dort der grosse Sprachkenner, hier Klopstock, Voss und Boie und ihr Kreis — es durfte sich Stolberg seines Lorbeers freuen.

Und dennoch sollte er ihm streitig gemacht werden, von einem Rivalen, an den wohl kaum jemand gedacht hatte, und während Stolbergs Ilias noch im Erscheinen

begriffen war (Homers Ilias, verdeutscht durch Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Erster Band. Flensburg und Leipzig in Kortens Buchhandlung 1778. 320 S. Zweyter Band. 433 S. in 8), da beschenkte die Zeitgenossen mit beiden Epopöen in hexametrischer Verdeutschung der „Dichter der Noachide". Schön schreibt hier Bernays (Einl. XLIII): „Ganz unerwartet trat er auf den Plan, der würdige Nestor, der dem jüngeren Geschlechte schon als ein Abgelebter galt. In Wirklichkeit aber hatte er sich den ganzen hitzigen Eifer der Jugend bewahrt; sprach er von epischer Poesie, von Homerischen Göttern und Gleichnissen, so blitzten die alten Augen unter den langen weissen Wimpern noch schärfer als sonst hervor, und der eingefallene Greis regte sich mit der Munterkeit eines Jünglings" und belegt seine Worte mit Auszügen aus Tischbeins Briefen an seinen Bruder Heinrich und an Merck: „Der Herr Lavater und Bodmer waren in eine Hitze gekommen über den Homer. Bodmer sprang alle Augenblicke auf und focht in der Stube herum, bald war er ein Sturm leidendes Schiff, bald die Aurora, die mit ihren langen Armen und Rosenfingern den weiten Himmel malet (!), bald ein Löwe, der einen Tiger anfällt, dann eine schnell fliegende Taube, er war vielerlei, was er saget, das macht er mit dem Körper nach" und: „Ueber Bodmer muss ich mich recht wundern, ein Mann aus dem vorigen Säkulo und noch so munter und lebhaft. Wenn man mit ihm spricht,

so kömmt er noch in Eifer, als ein junger Mensch, besonders wenn man von Homer spricht". Der Titel der Bodmerischen Uebersetzungen lautete: Homers Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide. Erster Band. Zürich, bey Orell, Gessner, Füesslin und Komp. 1778. 411 S. Zweyter Band. 312 S. in 8. In ihnen münden jene schweizerischen Anläufe aus dem Jahre 55. Kurz und bündig und gründlich genug urteilt hier Gruppe (Deutsche Uebersetzungskunst S. 42). Auch er erkennt in diesem Werke den Abschluss jener Bestrebungen der „Fragmente", wie sie in Kapitel 3 von mir besprochen worden sind. „Neue Principien", sagt Gruppe, und eine veränderte Technik des Versbaues wird man wohl kaum erwarten. Der grosse Umfang der Aufgabe konnte schwerlich zu mehr Sorgfalt auffordern, als sich in den vorausgehenden Proben zeigte, und wenn man nicht nach besseren Grundsätzen verfuhr, konnte auch die längere Uebung höchstens zur Manier, aber niemals zur Meisterschaft führen". Eine lange Spanne von Jahren übrigens hatte Bodmer nötig gehabt. Er hatte sich bei aller Feurigkeit Zeit genommen. Dabei war ihm nicht gelungen, in das stillose umfängliche Gewebe nur einen poetischen Faden einzufügen. Philiströse Umschreibung des ohngefähren, durch das Sieb prosaischster Auffassung geseiten Sinnes, das war alles, die Vermessung dieser ledernen Paraphrasen nach dem hexametrischen Sechsmass die ganze Kunst. Wie das:

Gieb mir, Muse, den Mann voll weiser List zu singen,
Der so lange herumgewallt,

dem ἄνδρα μοι ἔννεπε „nachwallet", und das:

Sing, o Göttin, den Zorn des Peliden, der Unheil
und Jammer
Ueber die Griechen gebracht —

das μῆνιν ἄειδε kontrapunktiert, so stolpert alles Weitere keuchend dem Sonnenfluge des Originals und brummt mit verzweifelter Begeisterung in skabrösen Kontratönen die ionischen Melodieen nach. Da ist kein Licht, kein Klang; kein Adel, keine Traulichkeit; keine Erhabenheit, keine Holdseligkeit; keine Majestät, keine Grazie; keine Schöne, keine Süsse; da ist nur eine verzerrte Linie neben der anderen, nur ein einfarbener, nebuloser Dämmerschein. Die Schwingen des flugfrohen Hexameters sind grausam verschnitten, da ist alles entfärbt, entgeistet, entseelt.

Und dennoch fehlte es nicht an Stimmen, die dem Werke des grauen Theoretikers vor der jugendschönen Ilias des Lieblingsjüngers Klopstocks die Palme reichten. So vermochten die Nikolaiten auch hier ihre zeitweise Unzurechnungsfähigkeit in Sachen des poetischen Urteils nicht zu verleugnen und „des sieben und dreyssigsten Bandes der A l l g e m e i n e n d e u t s c h e n B i b l i o t h e k erstes Stück" entschied in der Vergleichung beider Werke zu Gunsten des Bodmerischen. Man habe oft geurteilt, hiess es (S. 131), Homer poetisch, wenigstens auch in das griechische Silbenmass zu übersetzen, sei unmög-

lich; nun habe man auf einmal zwei Uebersetzungen erhalten; beide in Homers Versart; „wie wir immer den Dichter übersetzt wünschten, nicht in fünffüssige Jamben, die unserm Ohr eine unausstehliche Monotonie sind“ ward hinzugefügt. Beide Uebersetzungen seien keine von den schlechten, beide von Männern verfertigt, die lange „mit dem griechischen Barden“ bekannt gewesen seien und den eigenen Charakter und Ton seiner Erzählung auszudrücken glücklich versucht hätten. Es heisst dann weiter: „Doch geben wir ohne Anstand der Bodmerischen Uebersetzung den Vorzug: wir finden zwar in der Stolbergischen bisweilen mehr Treue und Genauigkeit; in dieser aber, einige schwache Verse ausgenommen, weit bessere Hexameter und einen epischern, effektvolleren Ausdruck“. Die erste Differenz ist allerdings kein Wahn; aber die zweite Behauptung widerlegt sich in sich selbst: Bodmers Schreibweise ist behaglicher, zerflossener, und eben dadurch ist sie affektloser geworden, langweiliger, ohne im Uebrigen einfacher zu sein. Im Gegentheil, die Sprache ist aufgedunsen und langatmig. Damit aber war der Stil der Ilias gefehlt.

Bodmer:

Weiter machte der Schmied, der grosse sinnende Künstler
Einen verflochtenen Ball, wie Dädal vor Alters in Gnossus
Einen der Ariadne, der schöngelockten, erdacht hat;

Jüngling' und schöne Mädchen, die Händ' in die Hände geschlossen
Hüpften und tanzten, die Töchter in dünne Gasen gekleidet
Und die Jüngling' in Westen von heller Farbe; die Mädchen
Trugen Kränze von Blumen, die Jünglinge Degen von Golde,
Die an Gehängen von Silber herunterhingen. Sie traten
Erst mit geschicktem Fuss in zirkelnden Kreisen; so schnelle
Wie das Rad in der Hand des Töpfers wallet; sie öffnen
Dann die Zirkel, und hüpfen in tausend mäandrischen Krümmen.
Um den tanzenden Chor stehn Schaaren von Herren und Damen,
Die mit Vergnügen dem Tanz zusehn. Im mittelsten Raume
Giebt ein munteres Paar mit Gesang und seltsamen Sprüngen
Noch mehr Leben dem Tanz. Am äussersten Kreise des Schildes
Macht er den vollen Schwall des erdumfliessenden Meeres.
    Also wurde der Schild so stark, so prächtig vollendet.

Dann verfertigt er auch den Harnisch, röther als Feuer,
Machte den Helm von grosser Stärk', anschmiegend und prächtig,
Mit ausnehmender Kunst, und machte den Busch auf dem Helme
Von Goldfaden, das Beingewand von gezogenem Zinne.
Da Vulkan itzt alle die Stücke verfertigt hatte,
Fasst er sie auf, und bracht sie der göttlichen Mutter des Helden;
Diese fliegt mit des Sperbers Flug von dem hohen Olympus,
Hielt in der Hand die glänzenden Werke des göttlichen Künstlers.

Graf Stolberg:

Einen Reigen bildet der hinkende hochberühmte
Jenem ähnlich, welchen vordem in der grossen Knossus
Daidalos für Ariadnä erfand, die lieblich gelockte.
Sieh, es tanzten Jünglinge hier und schöne Jungfrauen
Bey den Händen sich haltend, in feinen Gewanden von Leinwand
Waren die Jungfrauen gekleidet, ein feiner schliessender Leibrock,
Welcher glänzte von Öl, bedeckte der Jünglinge Leiber.
Schöne Kränze schmückten die Jungfrauen, goldene Schwerter,

Hangend an silbernen Riemen, zierten der Jünglinge Hüften.
Kreisend liefen sie bald einher mit schwebenden Füssen,
Schnell wie die kreisende Scheib' in den drehenden Händen des Töpfers;
Bald auch liefen sie reihenweise gegen einander
Dichte Haufen des Volks umstanden den lieblichen Reigen
Hochergötzt, zween wackre Tänzer waren darunter,
Die den Gesang anstimmten, und durch die Reihen sich drehten.
Endlich bildet Häfaistos am äussersten Rande des schönen
Schildes noch die mächtigen Fluthen des Ozeanes.
Als er den grossen Schild, den starken, hatte vollendet,
Schmiedete er den Harnisch; er strahlte wie flammendes Feuer,
Und den starken Helm, Achilleus Schläfen zu schützen;
Schön und köstlich war er, umweht vom goldenen Helmbusch.
Panzerstiefeln schmiedet' er auch aus feinem Zinne.
Als Häfaistos hatte vollendet die ganze Rüstung,
Nahm er sie auf, und übergab sie der Mutter Achilleus.
Wie ein Falke flog sie vom schneebedeckten Olympos,
Ihrem Sohne überbringend die strahlenden Waffen!

Da konnte einer Entscheidung über den Wert der beiden Uebersetzungen doch kein Zweifel sein. Stolbergs Vers ist freilich ein gross Teil schwerfälliger, besonders werden oft ganz grundlose, spondeische Ausklänge, von denen er sich in der ersten Probe doch so frei gehalten hatte, zur Manier. Aber seine Sprache war bei weitem reiner, edler, einfacher, und selbst die „Panzerstiefeln aus feinem Zinn“ sind nicht ungereimter als Bodmers „Beingewand von gezogenem Zinn“.

Die neue Stolberg-Vossische Orthographie wird auch von unserem Referenten gerügt: „Eine sonderbare Orthographie der griechischen Namen, die der Graf gewählt hat!“ heisst es (S. 133 A.). „Warum sollen wir nicht die einmal angenommene römische Aussprache behalten?“ — Auch andere Stimmen erhoben das Werk Bodmers. So schrieb der Merkur im Juni 78 (S. 282), mit Vergnügen sehe man den verdienten Greis sich von neuem in die Laufbahn wagen. Wie mancher würde glauben, durch dies einzige Werk seinen Stuhl auf dem Parnass auf ewig befestigt zu haben! Die Uebersetzung läse sich an den meisten orten sehr gut, besonders wenn man die Hexameter nicht so genau mit dem Griechischen vergleiche, und der Gang derselben sei so stät wie der des Originals. Das grosse Verdienst des teutschen Dichters sei, dass er seinem Original selten einen Nebenbegriff unterschiebe, sondern, soviel möglich die sinnlichen Ideen

des alten Vaters aus seiner Patriarchenzeit wiederzugeben suche. Das Märchen des Homers sei um keine Folie brillianter geworden und das allein wäre genug und mehr als genug, um dem Uebersetzer zu verzeihen, dass er nicht — Homer selbst sei. Mehr konnte kaum gesagt werden. Der Recensent hat sich nicht genannt; Bernays weiss, dass es Merck war. Wieland selbst bemerkt gar zu der Anzeige in einer Anmerkung unter dem Schilde: experto credite! man könne mit gleich vieler Wahrheit beides sagen, dass Bodmers Verse durch Vergleichung mit dem Originale gewännen wie verlören. Bei sehr vielen sonderlich vorzüglich schönen Stellen habe er die besondere Mühe wahrgenommen, die sich Hr. B. mit glücklichem Erfolg gegeben, dem Wohlklang und Numerus des Originals nah zu kommen. Wo er zurückbleibe, liege die Schuld meistens nicht an ihm sondern an unsrer von der Griechischen wahrlich sehr verschiedenen Sprache. Aber nicht als einem kunstliebhabenden oder kunstrichterlichen Leser, sondern blos als einem alten Freunde des lieben ehrenwerten Greises möge ihm erlaubt sein, hier einen Augenblick sein Herz reden zu lassen, sich einen Augenblick in die glücklichen Tage seiner Jugend zurückzuträumen, als er in den Jahren 1753 und 54 in seinem Hause lebte und in seliger ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle die „Briefe der Abgestorbenen“ und „Abrahams Prüfung“ in eben dem Museo, an eben

dem Tische schrieb, wo Bodmer wechselsweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen liess, und schon damals (vielleicht nur als Spiel und um seine Kräfte wie an Ulyssens Bogen zu versuchen) einige Bücher der Ilias und Odyssee zu übersetzen anfieng. „Es wäre fanatisch von mir,“ führt Wieland fort, „wenn ich von tausenden, die den vortrefflichen Mann nicht kennen wie ich, — nicht bey und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterzärtlichkeit und Vatersfürsorge von ihm genossen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben seinen ganzen Charakter, seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbenes, von keiner Thorheit, keinem Laster seines Jahrhunderts angestecktes, allem Guten (das ihm allein Schön war) offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manche Jahre lang anzuschauen wie ich — erwarten oder fordern wollte, dass ihnen der unvermuthete Anblick der auf einmal vollendet hervortretenden Ilias und Odyssee, von diesem Mann, der mir einst soviel war — ein Werk von solchem Umfang, solchen unermesslichen Schwierigkeiten, von dessen ersten Anfängen ich vor mehr als 24 Jahren Augenzeuge gewesen war — diese lange Zeit über in der unscheinbaren Stille der Häuslichkeit und Abgeschiedenheit seines Urhebers immer warmgehalten und mit ächtem Homerischen Sinn und

unverwandtem Hangen an seinem alten Lieblingsdichter ausgebrütet, endlich im 80sten Jahre seines Lebens auf einmal vollendet, und, eben so still und prunklos wie sein ganzes Leben war, in die Welt hingegeben zu sehen — es wäre fanatisch, sage ich, wenn ich von Tausend andern, die nicht in meinem Falle waren, fordern wollte, dass ihnen dieser Anblick eben die innige Freude hätte machen sollen wie mir.“ Das mochte denn allerdings das verschlungenste Satz-Labyrinth sein, das er hier zu Bodmers Ehre aufgerichtet, welches er je gebaut, der tönendste Panegyrikus, den Wieland je geredet hatte. Auch Herder ehrte Bodmers Werk, zwar in einer Anmerkung der Einleitung zum zweiten Bande seiner Volkslieder (Leipzig, Weygand, 1779) S. 7: „Darf ich hier,“ heisst es, „wenn auch an unrechtem Orte, ein ziemlich verkanntes Geschenk unserer Sprache, einen Nachgesang Homers, wenn nicht von seinem Freunde und Mitsänger, so doch gewiss von seinem ehrlichen Diener, der ihm lange die Harfe getragen, rühmen: es ist die Uebersetzung Homers von B. Freilich leidet sie, wie keine Uebersetzung auf der Welt, keine Vergleichung mit dem Urgesange, wenn man indessen diesen vergisst, und sie nicht mit dem Auge liesst, sondern mit dem Ohr höret, hie und da die Fehler menschlich verzeihet, die sich bisweilen auch dem Ohr nicht verbergen und ihm sagen: „so sang wohl Homer nicht!“ — dies abgerechnet, wie man bei jedem menschlichen Werk, und bei Homers Ueber-

setzung gewiss, etwas abrechnen muss, wird man, dünkt mich, auf jeder Seite den Mann gewahr, der mit seinem Altvater viele Jahre unter einem Dache gewohnt und ihm redlich gedient hat. Die Odyssee insonderheit war ihm, so wie uns Allen näher, und ist viele Gesänge durch gar hold und vertraulich". — Das hiess denn schon ein zweifelhafteres Lob, wenn man vor Genusse des Bodmerischen Werkes den Urgesang vergessen sollte. Man sieht, diese Stimmen sind mehr Grüsse einer liebevollen warmen Pietät als Kritiken, und wird dem unten folgenden Urteile Bürgers unbedenklich zustimmen.

Aber auch Goethe achtete es, wie Bernays sagt, nicht für Raub, die harten Verse zu lesen, ja ihnen ein Citat zu entnehmen, wie Erich Schmidt es nachgewiesen hat.*) Aber auch der Stolbergischen Ilias fehlte es nicht an einem Rächer an der kühlen Recension der Allgemeinen deutschen Bibliothek. Voss selber war es, der im Museum (August 79 S. 158) für den Freund eintrat in seinem „Verhör über einen Rezensenten in der Allgemeinen deutschen Bibliothek." Zwar ist Voss' Absicht weniger hier über Bodmers und Stolbergs Ilias zu urteilen, als nur zu zeigen, dass der berlinische Rezensent nicht

---

*) Goethe citiert Bodmer während der schweizer Reise 1779 (an Frau von Stein 1, 265). Dass er 1786 während der italienischen die Odüssee **nicht** benutzt habe, geht nicht hervor, wie Scherers Aufsatz: Goethes Nausikaa (Westermann 1879, S. 744) annimmt, aus dem Umstand, dass er B. 11, 363 die Worte *σοὶ δ' ἔπι μὲν μορφὴ ἐπέων, ἔνι δὲ φρένες ἐσθλαί* mit „Sinn und Zusammenhang" giebt, wo Voss „Anmut" (später „Reiz") und edle Gesinnung" setzt.

hätte urteilen sollen. Das geschieht dann mit einiger Grobheit. Im März 1780 erschien sodann auf des Rezensenten Antwort eine: „Folge des Verhörs über einen Rezensenten“. Dieser hatte u. a. erwidert: Herr Voss sollte sich in Acht nehmen, dass er nicht in Otterndorf mehr verwildere ... Er solle fleissig über sich wachen. Wer ein Genie nach der neuen Art gewesen sei und dann Rektor in einem kleinen Städtchen werde, laufe grosse Gefahr, seinen Eigendünkel für Bewusstsein der Superiorität zu halten u. s. w. Voss erwidert im gleichen Ton und unermüdlich, auf eine neue Replik wiederum im Museum, wiederum aus „Otterndorf im Lande Hadeln“ vom 9. Sept. 80 (Nov. S. 446). Dann gab Nikolai im Museum 82 Juli eine „Erklärung über die Verhöre des Herrn Voss“. Bei dem ganzen Streit war kaum etwas heraus gekommen.

Die pietätvolle Aufnahme des Bodmerischen Homers nun darf die historische Kritik nicht beirren. Stolbergs Werk ist in der Hauptsache die gelungenste unserer Iliaden. Sie ist genial aus einem Wurf. „Es war erster kühner Wurf, 50 bis 60 Verse vor dem Frühstück, und die Weiblein hatten gelobt“ schreibt der alte Rabulist und Klopffechter Voss. Ich lobe auch. Die Ilias Fritz Stolbergs hat eine fortreissende Gewalt wie keine verdeutschte Ilias sonst und wie die Vossens nimmermehr. So hat sie mit dem Original den bedeutendsten Hauptzug gemein. Sie hat mit der Homerischen eine innerste Verwandtschaft, eine wahrhaftige

Kongenialität, welche sich aus der Altersstufe des Uebersetzers und seiner leidenschaftlichen, kraftgenialischen und doch so schwärmerisch-weichen Seele bedingt. Ich betone die Altersstufe. Ein gutes Wort über auch dieses Bedingtsein jeder dichterischen Uebersetzung hat hier Degen geschrieben a. a. O. S. 347: „Zum Uebersetzen“ sagt er „Homers so wie nach meinem Erachten zum Nachbilden eines jeden Dichters gehört unter andern auch eine gewisse Temperatur des Alters. Der noch nicht hinreichend gereifte und vielleicht zu sehr begeisterte und daher von seiner Phantasie öfters fortgerissene Jüngling ist nicht im Stande, mit Ruhe und Gelassenheit sein Original bis auf die kleinsten einzelnen Züge zu untersuchen, dessen Schönheiten genau zu studiren, seine Kopie sorgfältig zu vergleichen und, was sie doch, wenn sie gefallen soll, seyn muss, eine künstliche Nachbildung zu liefern. Der Greis hingegen kann und wird zwar nach dem Sinne des Dichters gründlich forschen, ihn finden und fassen, aber nicht fähig seyn, seiner Kopie den Geist, das Leben und die Würde und Schönheit wieder zu geben, die er in dem Originale gefunden hatte. So merkwürdig daher auch in der Geschichte unserer Literatur die Erscheinung war, dass der Greis Bodmer den Jünglingen Bürger und Stolberg gegenüber zum Kampf um den Preis einer poetischen Uebersetzung Homers auftrat, so konnte man doch, nach den von ihm schon vorher gegebenen Proben, im Voraus vermuten, dass

in Ansehung alles dessen, was zu der dichterischen Uebertragung eines Dichters gehört, der Sieg wohl nicht auf Bodmers Seite stehen möchte.“ Nun, Stolberg war den Jünglingsjahren entwachsen; er war beim Erscheinen seiner Iliade achtundzwanzig Jahre alt; reif genug somit, um dem Stoffe selbst gegenüber eine gewisse objektive Ruhe zu behaupten, jung genug, dass sich die Ilias in seinem Geiste in ihren jugendlichen Zügen wieder spiegeln konnte. Denn die Ilias hat ein Jüngling geschaffen, das ist mir ganz zweifelsohne. Nur ein hellenischer Jüngling oder doch ein jugendlicher Mann konnte so den Achilleus zeichnen; in seiner jugendlich wilden, schäumenden Leidenschaft und seinem tief elegischen Grundzug, der dem griechischen Manne so wenig eignet, den ein älterer Hellene nicht wohl derartig treffen konnte.

„Du guter alter blinder Mann“

beginnt Fr. Leopold Stolberg sein schönes Lied, aus der Anschauung und Tradition des Altertums heraus. Diese spricht nicht gegen meine Ueberzeugung, als sie sich erzeugte aus dem alltäglichen Anblick greiser, auch erblindeter Rhapsoden und Aöden. Diesen Achilleus, in dieser unmittelbaren Lebendigkeit, in so einheitlich schattierter, plastischer Gestalt, zeichnet keiner, der nicht selber das Gepräge eines Achilleus trägt, nicht selber mit jugendlicher Seele lebt; so wenig als einen Werther einer, der nicht selber noch mit vielen Wurzeln seines Seins in der Werther-Periode fusst, so wenig

als einen Siegfried einer, der nicht selbst aus dem Urstoffe einer Siegfriedsnatur zum grauen Mann erwuchs, der Rüdegeern und Hagen zeichnen konnte.

Ein griechischer Jüngling hat die Ilias erdacht und aufgeschrieben; einer, der mit urgewaltigem, jugendlich-stürmischem Genie den ganzen Gedanken-, Gestalten- und poetischen Sprach-Stoff seiner Epoche ergriffen hatte und ihn im hohen Stile seiner Zeit konzentrierte in glänzendem, bewusst umgrenzten Spiegelbilde.*) Denn nur Torheit vermag zu meinen, dass ein Homer vom Himmel falle. Diese petitio principii einmal zugegeben, welche sich aus jeder Zeile der Ilias und wie ich nochmals betone, aus ihrem jugendlich melancholischen, elegischen Grundton belegt, wer konnte fähiger sein um die Wende der 70/80er Jahre, sie in deutscher Sprache nachzusingen als ein Jüngling im Sinne des Wortes aus der Schule Klopstocks und Freundschaft Goethe's, ein Jüngling von hoher Geburt und aristokratischer Erziehung und aristokratischem Umblick, genährt mit den edelsten Sprach- und Bildungsstoffen seiner Zeit, verbündet und verbrüdert mit ihren schönsten Genien? Verknüpften sich all diesen

*) Ich darf hier ein Wort aus Herder citieren, das in meinem Sinne geht; vgl. Homer, ein Günstling der Zeit S. 254: Als ich in jungen Jahren den Homer fast völlig noch als ein Märchen las, fragte ich unbefangen, ob das derselbe Homer sei, der die Ilias und die Odyssee gedichtet. Man gab mir zur Antwort: „Allerdings! Nur war er dort jung, hier alt, dort die aufgehende, hier die untergehende Sonne!“

günstigen Voraussetzungen gute „Frühstücks", so war dies kein Schade. Ja, aus der Quelle der hohen freien Lebensstellung Stolbergs floss gerade seines Werkes Bestes, die liebenswürdige helle schnelle Einheitlichkeit. Stolberg hatte Wein zu seinen „Frühstücks"; wol durfte das arme Otterndorfer Schulmeisterlein im Alter auf diese Thatsache schmerzlich zurückschauen. Die vornehme Lebenssphäre hat Stolberg jedenfalls nicht geschadet; dem Nachsänger der Ilias frommte eine ritterliche Lebensatmosphäre gar wohl und auf die „Weiblein" der Stolbergischen Gesellschaft durfte ein Dichter wohl hören. Voss hätte die Gelegenheit auch nicht vorübergehen lassen sollen, sich in den Kreisen, die ihm der Freund erschloss, zu formen. Er hätte es, trotz des adelnden Verkehrs mit Eumäos, nötig gehabt. Stolberg hatte schöne freie Zeit. Es heisst aber etwas weit anderes, freie Stunden, allein solche, welche die Berufspflichten grossmütig frei geben, den Musen weihen zu dürfen, als ihnen sein eigentlichstes Sein und Streben opfern zu können, um sich dann in Stunden, welche die Musen selbst nicht wollen, selbstherrlich ergehen und cavalièrement erholen zu dürfen. Es heisst etwas anderes, bereits vor dem „Frühstück" den Pegasus satteln zu dürfen zu einem Ritt bei Morgenrot, als recta via aus dem „wilden Dampfe" der Schützenstube (Markus König) in die ätherischen Höhen des Olympos klimmen oder sich den Pfad auf den Helikon mit dem qualmenden Talglicht suchen zu müssen.

So sah das scheidende Jahrzehnt in jugendlicher Schöne eine deutsche Ilias; wol gelungen im Grossen, im Stil und der sprachlichen Farbe; in edler, fleckenloser, dabei schwungvoller Diktion und vollem rhythmischem Klange; nur im Einzelnen getrübt durch Misverständnisse, durch eine gewisse metrische Leichtfertigkeit und eine zu hastige Eilfertigkeit in der Herübersetzung des Kleinen und Accidentiellen; andererseits erfreute es sich einer verheissungsvollen Probe auch einer deutschen Odyssee.

So ist das Bild des Preiskampfes, den ich schildern gewollt, denn vor uns aufgerollt mit seinen wechselnden Gestalten. Wohl zeigt es uns ein erhebendes Schauspiel deutschen Mühens und Ringens, und schon nähert man sich des Kampfspiels letzter Phase. Klopstock und Goethe und Herder und Wieland schauen zu von den Tribünen, und wie der ferne Süden seinen alten Kämpen in die Schranken sendet, begrüssen ihn mit hellem Zuruf Weimar und Berlin. Gottscheds Samenkorn, wie war das so stolz zum vielastigen Baume gediehen! Aber — Bernays betont es mit Recht — in dem wichtigsten der damaligen Journale war das begeistertste Lob doch Stolberg geworden, und fürwahr, wenn auf irgend einem der wackeren Kämpfer, so schwebte über *ihm* das Zeichen der Berufung, glühte in ihm kongeniale Kraft vor all den andern Mitbewerbern seiner Zeit und der Folgezeit. Und war auch *er* selbst hinter dem *erreichbaren* Ziele zurück-

geblieben, so durfte das in seinem Wollen und Können so hoch fliegende Jahrzehnt sich mit der Erkenntnis resignieren: „Es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen", aber dennoch in stolzer Freudigkeit mit dem Abschiedsgruss zu Rüste gehen:

„Also hab' ich gesehen, was ich nie zu hoffen wagte, was ich für unmöglich hielt, einen deutschen Homer! So nah an der Stärke, an dem Leben, an der Wahrheit, an dem Adel!" *)

*) Deutsches Museum 1777 März, S. 256.

Ueber sprachliche Errungenschaften der Stolbergischen Ilias berichtet das nächste Kapitel.

Zu dem oben citierten Liede Stolbergs vgl. Erich Schmidt in der D. Rundschau a. a. O.: Ein anderer junger Dichter, Graf Fritz Stolberg, steht vor Homers Bild und singt den Barden an, ein dichtender Enkel den Ureltervater der Poesie:

Du guter alter blinder Mann
Wie ist mein Herz dir zugethan!
Nimm dieses Herzens heissen Dank
Für deinen göttlichen Gesang.

Er würde die dargebotene Strahlenhand nicht ergreifen, sondern scheu das Gewand des Hehren küssen, dann aber zu Handschlag und zu Lippenkuss ermutigt, rufen: „Trink, alter Halbgott, diesen Wein!" Und so einladend kredenzt der jugendliche Schenke seinen Kapwein, dass man es wiederum mit Augen zu sehen glaubt, wie der greise Zecher mit vollen Zügen des Olympos Lust schlürft". — Im Sonstigen aber wird auch Erich Schmidt dem Grafen nicht gerecht.

Kapitel VI.

Die achtziger Jahre.

Im Jahre 1781 bereits erschien die Stolbergische Ilias in 2. Auflage. Innerhalb dreier Jahre hatte sie mithin ihren ersten Siegeslauf vollendet und begann nun ihren zweiten, dem im Jahre 1789 ein Nachdruck (Wien 2 Bde.) und im Jahre 1793 ein dritter folgte, in welchem sie ihren ungestümen Odem verhauchte.

Aber im gleichen Jahre 1881 erschien auch schon eine neue Ilias-Uebersetzung in Leipzig; zwar die eines Ungenannten. Sie trat zu Tage zunächst in den ersten acht Gesängen: Homers Iliade, von neuem metrisch übersetzt. Erster Teil, die ersten acht Gesänge enthaltend. Leipzig bey Paul Gotthelf Kummer 1781. Der Vorbericht geht vom Mai. „Ich hatte eine Uebersetzung der Iliade in deutschen Hexametern unternommen", beginnt der Dichter, „ehe der Herr Graf Stollberg die seinige angekündigt hatte; auch ehe das Publikum wusste, dass Herr Bodmer seine vor so vielen

Jahren angefangene Verdeutschung der Werke Homers noch vollendet herausgeben würde. Die Erscheinung dieser Uebersetzungen würde mich indessen bewogen haben, mit meiner Arbeit zurück zu bleiben, wenn ich mich hätte überzeugen können, dass eine derselben alle fernere Bemühung, das alte Meisterstück der Dichtkunst unserer Nation in ihrer Sprache vorzulegen, überflüssig mache".

Verfasser will seine Uebersetzung nicht mit den bisherigen vergleichen; auch nicht sagen, worin er dieselben zu übertreffen gestrebt habe, weil er glaubte, dass sie darin übertroffen werden müssten. Seine Arbeit solle für sich selbst reden. „Nur sie soll mit den Arbeiten meiner Vorgänger, niemals aber mein Name mit ihren Namen um Dichterruhm wetteifern. — Aus mehr als einem Grunde kann und will ich nicht so geschwinde arbeiten, als der Herr Graf Stollberg wahrscheinlich gethan hat; jedoch hoffe ich auch nicht so gar lange zu zögern, als Herr Bodmer". Motive der Anonymität sind nicht genannt.

Der einzige Vorzug der Arbeit vor der Stolbergischen besteht in der höheren Korrektheit des Versbaues. Eine kaum gewandtere, aber sorgfältigere metrische Technik kennzeichnet sie. Vgl.

Il. I, 1: Stolberg: Singe, Göttin, die Wut des Päläiden Achilleus

" Ungenannter: Göttinn! singe den Zorn des Peleiden Achilles Schädlichen Zorn,

II, 1: Stolberg: Alle Götter und rüstige Kämpfer im Wagengetümmel

„ Ungenannter: Ruhig schliefen die übrigen Götter und rüstigen Krieger,

III, 1: Stolberg: Griechen und Troer waren zugleich mit den Führern geordnet,

„ Ungenannter: Als nun jede geordnete Schaar samt ihrem Gebieter

IV, 1: Stolberg: Bei Kronion waren die Götter zum Rathe versammlet

„ Ungenannter: Aber im Saale des Zeus, auf goldvertäfeltem Boden,

V, 1: Stolberg: Siehe nun gab dem Sohne des Tüdeus Diomädäs

„ Ungenannter: Pallas aber gab itzt Diomeden, dem Sohne des Tydeus,

VI, 1: Stolberg: Troer und Griechen fochten allein auf breitem Gefilde

„ Ungenannter: So verliessen die Götter den Kampf der Trojer und Griechen.

Aber auch hier ist der Unterschied kein durchgreifender und allumfassender. Uebrigens war eine Ilias nach Stolberg ein missliches Ding von vornherein. Schon Stolbergs Dichtername hatte helleren Klang natürlich als kein Name. Jener hatte die ganze Ilias gegeben, und dieser beginnt mit den ersten acht Gesängen zu einer Zeit, als jenes Werk in zweiter Auflage auflebte. Der Ungenannte fällt zurück in die

latinisierten Namensformen; also ein unbedingter Rückschritt. Schliesslich vergleichen wir noch zur Feststellung der äusserlichen Unterschiede die Verszahl der beiden Uebersetzungen mit der des Originals. Da ergeben sich in folgender Tabelle folgende Differenzen:

Buch der Ilias		Homers	Stolbergs	d. Ungenannten
I	„	611	601	613
II	„	877	862	875
III	„	461	453	455
IV	„	544	527	549
V	„	909	891	905
VI	„	529	520	535
VII	„	482	469	482
VIII	„	565	559	560

Hier ist zum 2. Buche zu bemerken, dass Stolberg die im Texte eingeklammerten Verse nicht etwa auslässt, sondern sie einschliesslich übersetzt. Die grosse Differenz zwischen ihm und dem Ungenannten erzeugt sich vielmehr aus dem eilfertigeren Gange seiner Arbeit. Darf man von Hause aus misstrauisch sein gegen eine Homerübersetzung, welche gleich viele Verse des Originals in gleich vielen deutschen verarbeitet giebt — bei der flexivischen Verschiedenheit beider Sprachen ist ohne Vergewaltigungen am Original in irgend einer Beziehung solche Kongruenz gar nicht zu erzielen — so erweckt naturgemäss die geringere Verszahl der Uebersetzung gleichen Verdacht.

In sämtlichen andern Büchern ist im Text kaum

einmal im 1. und 7. Buche ein Vers eingeklammert; also können sich hier die Diskrepanzen aus diesem Boden eben so wenig erheben. In Buch 8 endlich sind V. 73. 74., im Original eingeklammert, von Stolberg sehr wohl übersetzt; 236 ebenso; 276 ebenso; 420—424 ebenso; 528 ebensowohl; nicht aber 548 und 550—552; wohl indess 557. 558. So stellt sich das Verhältnis denn so, dass Stolberg 561 verse in 559 vv. übersetzt hat. Auch der Ungenannte hat die Interpolationen 8, 548 und 550—552 nicht übertragen.

So viel vom äusseren Verhältnis der beiden Iliaden; nun zum Inneren.

Der Ungenannte.

Buch 8, 542 fg.

Also redete Hektor; die Trojer jauchzten ihm Beyfall;
Eilten, die schwitzenden Rosse vom Joche zu lösen, und banden
Dann mit Strängen sie an, beym eignen Wagen ein jeder.
Aber aus Ilion holte man schnell die Rinder und Schafe,
Brodt und lieblichen Wein; auch Holz ward reichlich gesammelt,
Und bald trugen die Winde den Dampf vom Felde gen Himmel.
　Also blieben sie, muthig und stolz, nach Schaaren gelagert,

Sitzen, die Nacht hindurch, umflammt von häufigen Feuern.
Wie wenn neben dem leuchtenden Mond' am Himmel die Sterne
Blinken, in herrlichem Glanz, und windstill ruhet der Luftraum;
Sichtbar stehn die erhab'neren Hügel und Gipfel der Berge,
Samt den Wäldern; der unermesslich geöffnete Luftraum
Zeiget ein jedes Gestirn; dess freut sich im Herzen der Schäfer;
Also zeigten sich itzt vor Ilion, zwischen den Schiffen
Und des Xanthus Gewässer, die häufigen Feuer der Trojer.
Tausende waren der Feuer, die brannten im Felde; bey jedem
Hatten sich funfzig Krieger gelagert am Scheine der Flammen.
Neben den Wagen, versorgt mit Futter von Hafer und Gerste,
Standen die Rosse, den schönherprangenden Morgen erwartend.

Graf Stolberg:
Buch 8, v. 540 fg.

Hektor sprach's; da riefen die Troer ihm lauten Beyfall.

Und nun lösten die Streiter vom Joch die dampfenden Rosse:
Banden mit Riemen sie fest, an seinen Wagen ein jeder.
Aus der Stadt her führten sie Stier' und feiste Schafe
Eilend, und brachten das Labsal des herzerfreuenden Weines,
Brachten Brod aus den Häusern, und rafften auch Holz zusammen;
Und bald wehten den wallenden Rauch die Winde gen Himmel.
Also sassen sie stolz in ihren kriegrischen Reihen.
Während der ganzen Nacht, bei vielen lodernden Feuern.
Wie wenn um den schimmernden Mond die Sterne des Himmels
Schön erscheinen, es ruhen in heitern Lüften die Winde;
Alle Warten zeigen sich nun und die Gipfel der Berge,
Und der Forst; es öffnet sich weit der unendliche Himmel;
Alle Gestirne werden gesehn, es freut sich der Schäfer:
So viel lodernde Feuer erheben sich zwischen den Schiffen
Und den Wogen des strömenden Xantos vor Ilions Mauern.
Tausend Feuer wallen empor; es sizen bei jedem

Funfzig Männer, umglänzt vom Scheine der leuchtenden Flamme.
Bey den Wagen fressen die Rosse Gerste und Haber,
Wartend bis Aeos auf rosichtem Throne sich zeige.

Man darf dem Ungenannten nicht den Vortritt geben. Stolberg schreibt einfacher und wohllautender und poetischer. Das sieht der erste flüchtige Blick. Die Treue hält sich bei beiden die Wage. Aber durchgängig ist doch Stolberg der schlichtere, anspruchslosere. Was den Ungenannten auszeichnet, ist ein augenscheinlich prinzipielles Vermeiden der spondeischen Abklänge, welche, wie wir wissen, Stolberg bis zur unleidigen Manier anwendet und damit die metrische Wirkung seiner Iliade unleugbar beeinträchtigt.

Auch die Epitheta sind bei dem Ungenannten entweder gar keinen Fortschritt bezeichnend oder überboten und breitgetreten. Stilistische Fortbildung ist ebenfalls nicht wahrnehmbar. Dafür aber trägt das Ganze einen zwiefältigen halb prosafarbenen, halb dünnpoetischen Ton. Es fehlt die klare bestimmte einheitliche Farbe, die ohnstreitig Stolbergs Werk auszeichnet. Ich will nicht erst eine Reihe von Ausdrücken, die die Poesie des Originals entleeren und die Homerische Vortragsweise ernüchternd herabstimmen in die Sphäre seichter Prosa, herschreiben. Der deutsche Hexameter aber kann gar nicht reich genug poetisch durchtränkt und fein genug abgestimmt werden, denn sein ganzes Wesen tritt bereits der Prosaform zu nahe. Der Hexametrifex hat darum

alles aufzubieten, sein Versmass durch die Poesie des Inhalts und dessen leuchtende Fassung zu heben; diese aber ermangelt bei dem Ungenannten dichterischen Klanges und irgend welcher Vollkommenheit.

So guckt die Uebersetzung aus zwei Augen, einem prosaischen, einem poetischen. Ist das Einzelne fleissiger zur Anschauung gebracht als bei Stolberg, die Entfaltung des Wortsinns sorgsamer vollzogen, so ist sie es auch umständlicher als von diesem und somit mit geringerer Lebendigkeit; und sind die Verse bei dem Ungenannten auch in sich gegliederter und erfreuen sie sich einer reicheren Skansion, so sind sie doch nicht immer auch wohllautender und flüssiger, wenn sie sich auch nirgends soweit vergessen, dass man sie von regelrechter Prosa schlechterdings nicht unterscheiden könne, wie etwa folgender Hexameter Stolbergs (XI, 610):

Jene kamen nun ins Zelt des Näläiden.

So sehe ich die Existenzberechtigung eines Buches, welches in seinem ersten Bruchstück ein bereits zu schönem Rechte bestehendes Werk nur in notdürftigsten Aeusserlichkeiten, als in einem regelhafteren Versbau und den gemeinen Details — die sich übrigens beim Ungenannten im Ganzen auch nur sehr getrübt geben — nicht aber in der Flugkraft der Sätze und der brausenden Harmonie des Vortrags zu überbieten vermochte, nicht ein. Das Stolbergische Buch musste das Bruchstück verdunkeln, weil es aus reicheren Mitteln und

einem ungleich feineren Sprachgefühl erwachsen war und die Weihe einer grösseren Unmittelbarkeit trug. Diese Vorzüge konnten diejenigen der Arbeit des Ungenannten nicht aufwiegen; beschränkten sie sich schliesslich doch allein auf eine sorgfältigere Technik. Die Poesie der Ilias war es, die zum Wiederglanze kommen sollte in erster Linie, erst in zweiter galt es ihrer bunten Detailfülle und auch metrischer Conformität. Das Deutsche Museum begrüsste diese neue Erscheinung deshalb mit unverhohlenem Befremden; vgl. Februar 1782 S. 183: Neue Uebersetzung der Iliade. „Unser Uebersetzer sagt selbst," heisst es, „er sei kein Wetteiferer um Dichterruhm, und den würde er sich doch wohl erstritten haben, wenn er die poetische Schönheit seines Originals wo nicht erreichen, doch ihr sich hätte nähern können. Allein es scheint, als ob er sich vielmehr um pünktliche Verdolmetschung als um Darstellung des Dichterwerks bemühet, und es sich sogar zum Ruhm angerechnet habe: „dass er, so geschwinde als der Graf Stolberg weder arbeiten könne noch wolle. [Vergl. oben.] Irre ich mich, oder sagt er nur könne, um wolle sagen zu dürfen?" Er bekennt, dass des Ungenannten Verse in „Bausch und Bogen auf geraden gesunden Füssen" stehen. Aber den Gang, Tanz und Flug der poetischen Perioden vermisst er ganz, selbst da, wo es für einen, nur getreuen Uebersetzer hätte schwer sein sollen, sich von dem Original nicht hinreissen zu lassen. „Wer sieht nicht, dass er einen

Vers nach dem andern gemacht hat, wie der Pflug eine Furche nach der andern zieht?" Schliesslich lobt er die Unverzagtheit, mit welcher der Ungenannte in eine solche Laufbahn getreten sei und das edle Vertrauen in seine Kräfte „das selbst dann noch, wie Phaetons und Bellerophons Unternehmen, ruhmvoll sein würde, wenn ihn auch das Schicksal ersehen hätte, uns wie sie zu belehren.

Terret ambustus Phaeton avaras
Spes, et exemplum grave praebet ales —
Pegasus, terrenum equitem gravatus Bellerophontem."

Hiermit haben wir denn den letzten berufenen Streiter in die Ringbahn eintreten sehen. Schon ist die Entscheidung nahe, und für die Iliade ist sie bereits gefallen.

Im gleichen Jahre 1781 erschien nun Voss' Odyssee unter dem Titel: Homers Odüssee übersetzt von Johann Heinrich Voss. Hamburg, auf Kosten des Verfassers. 1781. Ueber die Entstehung und Entwicklung des Buches findet sich bei Herbst das Nähere im Anschluss an unsern obigen Auszug aus der Biographie gelegentlich der Küklopen-Episode. Herbst fährt fort: „nachdem Klopstock gebilligt, ward getrost mit dem ersten Buche angefangen. Er nennt an Müller die Odyssee interessanter als die Ilias." Dieses völlig einseitige Geschmacksurteil ist bezeichnend. Zu einer tieferen Erfassung der bei weitem glänzenderen Schönheiten der Ilias fehlten Voss

die Organe, fehlte ihm die Gewalt der Anempfindung, für ihr bunteres Gewoge das bewegliche Auge, für ihre rauschenderen Rhythmen die feurige Empfänglichkeit. Irgend welche dramatische Potenzen, dithyrambische Erregtheit und aristokratische Ritterlichkeit war nicht in Voss. „Bald war er in seinem Element. Die Arbeit folgt ihm nach Flensburg, wo er sogar, der Braut nahe, in die Küche den Arbeitstisch stellte und am Hochzeitstage, auf einem Spaziergange vom Regen in einer Hütte festgehalten, seinen Wettsteinschen Homer herauszog und Geistesfreiheit (!) genug besass, um aus der Geschichte der Nausikaa zu übersetzen." Ja, so steht es bei Herbst 1, Seite 185! Es ist eine schöne Sache um die Geistesfreiheit, aber wer am Hochzeitstage Homer übersetzt, der verdiente eine Braut von Druckerschwärze oder zeitlebens Junggesell zu bleiben, dass sich an ihm vor allen bewahrheite:

Je länger Junggesell,
Je länger in der Höll'!

„Auch die Hochzeitsreise nach Mecklenburg und der junge Ehestand in Wandsbeck brachten die Arbeit nicht in's Stocken. Im Januar 1778 stand Voss in der Mitte des elften Gesangs; im Mai im sechszehnten. Doch war er nicht ganz der Reihe nach fortgeschritten. Auf den ersten Gesang, der Anfang 1777 beendet wurde, war der sechste nebst Stücken aus dem zweiten und siebenten gefolgt. Als Voss Wandsbeck verliess, um in sein erstes Amt überzutreten, im Herbst 1778.

lag die grössere Hälfte, — die 17 ersten Gesänge, — fertig da.“ — — „Der Apparat, den Voss damals zur Hand hatte, war ein äusserst dürftiger. Ein Hamburger Prediger lieh ihm die Bornesische und die Basler Ausgabe; erst in Otterndorf kam er durch Gleims Freigebigkeit in den Besitz des Homer von Clarke.“ Das alles war nur günstig. So blieb der Uebersetzer unbefangener und unbeirrter durch Varianten u. s. w. und allein auf sich und seine Divination angewiesen. In Otterndorf (Herbst 1, 234) wurde der Bücherverkehr dann lebhafter. Doch klagt er noch am 26. November 1781 gegen Chr. Boie: „Schaff mir doch einen Eustathios, Bruder!“ An einem November-Sonntag 1778 trat er zum ersten Male wieder an die unterbrochene Arbeit. Schon Ostern 1779 war die Verdeutschung dann im Rohen vollendet, nur der sechste, siebente und neunte Gesang bedurfte noch der Feile. Im Februarheft des Teutschen Merkurs war inzwischen der 14. Gesang veröffentlicht worden (S. 97—116); von Wieland mit Wärme begrüsst; er hoffe, dass der Mann, der diesen Ulyssesbogen so kühn und kräftig gespannt, in der Folge die Ueberzeugung gewinne, für den Ruhm keiner undankbaren Nation gearbeitet zu haben. Im Uebrigen wolle er sich des Lobes enthalten, wo das Werk selbst den Meister lobe. Voss entschloss sich für den Selbstverlag. „Pränumerationsanzeigen flogen nun aus, die Collekteure wurden mobil gemacht, 119 Ries holländisches Papier in Hamburg angekauft. Das

Buch sollte in zwei Bänden mit reichem Commentar erscheinen. Aber der Erfolg blieb aus. Es schadete dem Unternehmer schon, dass es mit Klopstocks neuer Messiasausgabe, die auf gleichen Wegen vertrieben wurde, zusammentraf, mehr noch der hohe Preis (von zwei Thalern Gold bei Vorausbezahlung) in dem geldarmen Deutschland."

Bis Ende 1780 fanden sich nur 400 Pränumeranten; erst bei 1000 wollte Voss drucken lassen. Es waren die Anzeigen im Merkur (Mai 1779) und Museum (Juni) erschienen. Die Einleitung begann: „Homers Odyssee wird seit dreitausend Jahren für eines der vollkommensten Gedichte gehalten. Sie ist nicht so erhaben als seine Ilias, aber für uns unterhaltender, weil sie mehr solche Empfindungen und Schönheiten der Natur darstellt, die in jedem Zeitalter und unter jeder Himmelsgegend Eindruck machen." Die Uebersetzung solle auf feinem holländischen Schreibpapier mit neuen Lettern gedruckt erscheinen. Gegen Ende August sollten die Namen der Pränumeranten samt den Geldern eingesandt werden, Ostern 1780 sollte das Werk auf der Messe sein. „Die thätige Theilnahme der Deutschen", schreibt Bernays S. LXXXV, „schwankte zwischen zwei so verschiedenartigen Epon; sie neigte sich bald lebhafter dem vaterländischen Gedichte zu, in das man sich zwar nicht mehr mit der alten Begeisterung versenkte, das aber als ein hochragendes Nationaldenkmal um so ehrfurchtsvoller angestaunt

ward. Der Kaiser, die Königinnen von Dänemark, von Engelland, von Neapolis, gefolgt von einer grossen Anzahl deutscher Fürsten und Fürstinnen, traten an die Spitze der Subskribenten. Aber nach dem Otterndorfer Rector fragte kein Kaiser, und keine Königin des Auslandes bekümmerte sich um ihn.“ Da ward denn der Schluss der Subskription hinausgeschoben in einer Anzeige vom 15. Juli 1779 des Merkurs bis zum Februar 1780; der Commentar, wurde zugleich gemeldet, solle wenig mehr als die erforderlichen Realerklärungen umfassen. Aber die Subskribentenliste blieb trotz erneuter Aufforderung leidig leer. Endlich entschloss sich Voss zu einer Herausgabe ohne Commentar, zeigte dieses im März 1881 im Museum an und im Juni begann der Druck; 2050 Exemplare wurden abgezogen und im November war er vollendet. Es fanden sich 1240 Subskribenten; ihre Liste fand sich angeheftet an das stattliche Exemplar, das 469 Seiten Text in Oktav zu je 28 Zeilen umfasste. In Weimar hatte Wieland Pränumeranten gesammelt und die Liste am 16. April dem Dichter zugesandt. „Ich hoffe, lieber Herr und Freund,“ schrieb er, „dass ich mit meiner kleinen Liste von Pränumeranten auf Ihre Odyssee (denn ich meines Ohrs kann und will mich nun einmal nicht mehr angewöhnen Odüssee zu schreiben) nicht zu spät komme.“ Weimar. Jahrbuch III 458. Die Reihe der Subskribenten ward gebildet durch den Regierenden Herzog, die Regierende Herzogin, die verwitwete Her-

zogin, den Prinzen Constantin, die verwitwete Fr. Gräfin von Bernstorff, Hofrath Bode, Kammerherrn von Einsiedel, Fräulein Louise von Göchhausen, Baron v. Knebel, Hofrath Wieland und den Obermarschall v. Witzleben für 2 Exemplare. Goethes Name stand nicht auf ihr. Wien zeichnete sich aus durch 98, München durch 50, Magdeburg durch 34, Hamburg durch 140, Halberstadt durch 38, Amberg durch 65, Dessau durch 22, das winzige Otterndorf durch 48, Eutin durch 22, die Residenz des „besten Königs“ verewigte sich mit 16 Subskribenten, unter denen er selbst sich nicht befand, und Dresden gar mit einem; der Name dieses Biedermanns lautete: Herr A. G. Meissner. Die Landesschule Pforte hatte nicht subskribiert.

Voss dedizierte sein Werk mit einer hexametrischen Weihrede: An Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, 1780; von einer Bezugnahme auf des Freundes Vorgang findet sich nichts in ihr, wie wohl sie so nahe lag. Man lese sie jetzt bei Bernays.

Der hochgehende Ton des Gedichtes wird zum Schlusse abgemattet zu einem nichtigen Idyll. Formell ist es überhaupt ein völlig verschobenes Ding, die blendende Vision steht völlig unvermittelt zwischen dem Freunde und der Gattin; obgleich ihre Anteilnahme an dem Werke eine so innige ist. So ist der Name Stolberg dem Ganzen rein äusserlich aufgeheftet. Im Besonderen stört die überladene Diktion und das geschmacklose Allegorisieren.

So windet Homer die „schimmernden Blumen“ aller Tugenden, „erfrischt vom Thau des Himmels“ zu Kränzen, die er der jungen ionischen Sprache giebt. Diese keusche Jungfrau weiht er zur Priesterin, dass sie täglich die „sternenhellen und töneduftenden Kränze“ aus dem Getön weissage.

Das ist hohler, sinnloser Bombast.

So ist die Odyssee ein Kranz, „der Odüsseus Tugenden tönt“. Die Erkenntnis erfreut aber, dass dem andern, also dem Achilleus, ein anderer Herold gebühre. Voss hätte sie nur aufrecht halten sollen.*)

Im Sonstigen trat dieses Vorwort denn doch mit ungleich anderer Sprache auf als die bisherigen Uebersetzungen. In der That, mehr war nicht zu thun, als sich von Homer selber zur Aufgabe berufen auszu-

*) Im Uebrigen ist das Einzelne der Dedikation von dem schärfsten Satiriker der Zeit, Lichtenberg, gewürdigt worden (vgl. Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur). Da werden zuerst die 1000 Nachtigallen-Chöre lächerlich gemacht, sodann Homers Kleid aus flammendem Nordlicht: „hier fehlt“, heisst es, „nur der Gürtel aus Zodiakal-Licht“. Weiter: Homäros sagt Vossen nicht etwa, wie er es anfangen müsse, ihn gut zu übersetzen u. s. w., sondern „was er sagt, ist eine für uns sehr wichtige Neuigkeit:

Ich komme zu Dir nicht aus dem stügischen Abgrund,
Denn kein Aidäs herrscht —

Ich hätte gewiss im Hexameter fortgefahren:

Halt's Maul! das wissen wir längst schon.

Ich erwartete wirklich, Homäros würde Hr. V. auch sagen, dass die Milchstrasse eigentlich nicht aus Milch bestände“. Natürlich werden die sternenhellen, töneduftenden Kränze als „himmelschreiende Absurditäten“ gebrandmarkt u. s. w.

schreiben; mit stolzerer Zuversicht konnte nicht eingetreten werden in die Schranken, als die Worte offenbarten:

siehe, dich leitet Homäros!

ja, mit grösserer Selbstgewissheit und stärkerem Selbstgefühl seiner Vollkommenheit und mit einer dreisteren Anticipation aller Dichterehren und allen Dichterruhms ist nie ein Werk in die Welt gegangen als mit jener Rede des „Maioniden Homäros“ an den Otterndorfer Rektor:

Der Welt nicht,
Aber der Nachwelt Dank sei dir Lohn, und über den Sternen
Unter Palmen ein Sitz zur Seite deines Homäros.

Da lobe ich mir Stolberg rührend-bescheidenes: „O lieber Leser, lerne Griechisch und wirf meine Uebersetzung ins Feuer!“*) — Halten wir nunmehr,

---

*) Mit vollem Rechte höhnt hier Lichtenberg a. a. O.:

„Nun steigt gegen das Ende Hrn. V. poetische Raserey auf's höchste. Dafür, dass er die Odyssee übersetzt hat, lässt er sich über den Sternen, unter Palmen, neben dem Homäros nieder; und da sitzt er nun. Gerechter Himmel! sollte man denken, dass in irgend eines vernünftigen Menschen Kopf eine solche Idee kommen könnte. Dafür, dass er endlich eine Bildsäule des Praxiteles, nach vieler Mühe, in deutschem Gips abgegossen hat, vermuthlich mit mancher Blase darin, dafür lässt er sich neben den Praxiteles stellen und nimmt die Ehre ganz ruhig an. Ich glaube fast, sogar dieser Homäros, der sonst viel einfältiges Zeug plaudert, hat ihn zum besten gehabt. Wenn man sich so leicht unter die

trotzdem ihr der Dichter derart den Stempel der Vollkommenheit und Absolutheit aufgedrückt, in dieser Odyssee eine kritische Umschau; der echte Homer wird uns trotz der panegyrischen Schildwacht des Maioniden Homäros, denke ich, leichte Einkehr bereiten.

Prüfen wir das Werk zunächst rücksichtlich des Wortsinnes; sodann auf Farbe, Ton und Stil, endlich seinen Rhythmus und die Diktion an sich. Ich beginne mit dem Eingang.

Sage mir. Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerstörung —

Man sieht, in diesen Anfangszeilen bereits ist der Wortsinn des Originals arg geschädigt. Zunächst das prosaische „sage“ für das poetische *ἔννεπε*, wo es doch allein in einer poetischen Verdeutschung: künde, meinetwegen auch: melde, nenne heissen konnte. Sodann die Zusammenstellung mit: Thaten; wie darf in dichterischem Deutsch es heissen: „Sage mir, Muse, die Thaten!“ Dabei ist das Aergste, dass von Thaten gar nichts dasteht; gar nicht dastehen kann. Denn den **Dulder** Odysseus, den Helden in seiner interessanten Passivetät soll die Odyssee vorführen, nicht den Thaten-

---

Sterne, oder gar darüber versezen kann (aufknüpfen sollte man sagen), so sehe ich nicht ein, warum man sich nicht auch den Orden des blauen Hosenbandes geben kann, wenn man die Belagerung von Gibraltar auf Subskription herausgiebt“.

reichen; das Duldertum des Helden soll sie schildern; das aktive Heroentum des Homerischen Weltalters zeichnet die Ilias. Sodann ist des „vielgewanderten" falsch; übersetzt man *πολύτροπον* so, dann wird das *ὅς μάλα πολλὰ πλάγχθη* in seiner Bedeutung geschwächt, indem es dann nur wiederholt, was bereits gesagt ist. Voss bemerkt in einer Anmerkung, dass er in solcher Uebersetzungsweise des *πολυτρ.* von der hergebrachten abweiche. Das war nicht wohl gethan; nicht wohl gethan wenigstens an diesem Ort, wo eben das Hauptmoment seiner geistigen Wesenheit, die Verschlagenheit, die den Fern- und Uebelherumgeschlagenen schliesslich doch eben heimführt trotz Menschen und Dämonen, hell betont werden sollte, wo es galt, das Jeder-Lage-Gewachsensein des Schlauen anzuzeigen. Dabei ist: vielgewanderter ein verwegener, wagehalsiger grammatischer Sprung. Darf man vielgewanderter schreiben, so darf man auch: vielgerittener, vielgetrunkener, vielgegessener, vielgelesener schreiben von einem Mann, der viel geritten, getrunken, gegessen, gelesen hat. „nach der heiligen Troja Zerstörung —"; das steht nicht da; es steht da: nachdem er die heilige Stadt (der Landschaft) Troja's zerstört hatte; nämlich durch seine bekannte List, durch das hölzerne Pferd, zerstört hatte. Seine schliessliche Urheberschaft der Zerstörung, die Homer so scharf hier betont; ist also völlig verwischt worden. So viel von diesen 2 Zeilen! Noch aber sei gefragt, ob es statt „so weit geirrt"

nicht viel mehr „so viel, so lange geirrt“ heissen müsste? — *καὶ νόον ἔγνω* und Sitte gelernt hat — das Perfektum ist falsch, das gelernt ist falsch, das Sitte ist falsch. Es kann also gar nicht falscher übersetzt werden. In Zeile 4 steht von „unnennbaren“ Leiden gar nichts im Original und *ὃν κατὰ θυμόν* ist verschluckt. Seine Seele zu retten — ist ebenfalls unpassend verdeutscht; es durfte allein stehn „sein Leben zu retten“; das hat aber nicht in den Vers gepasst. „Zurückkunft“ für Heimkehr — *νόστον* richtet sich ebenso selbst. *ἀλλ' οὐδ' ὣς* ist nicht erreicht mit: aber — nicht; *ἱέμενός περ* wie eifrig er strebte ist auch ungeschickt.

Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben

ist unbeholfen für:

Denn sie giengen zu Grunde, denn sie verdarben sich selber durch ihren eigenen Frevel.

Das „Thoren!“ für *νήπιοι* ist grammatisch falsch; es konnte nur heissen: die Thoren. *ἤσθιον* schlachteten. warum nicht schmausten? Das „siehe“ für *αὐτὰρ* bringt ein Pathos herein, welches dem Original fern liegt. Im letzten Verse ist *θεά* verschluckt. Das sind die ersten 10 Verse der Uebersetzung, sie geben die ersten 10 Verse des Originals. Will man mir einräumen, dass, wenn sich derartige zahlreiche Mängel in dem Werke durchgängig finden, die Odyssee ein doch nur höchst relatives Stückwerk bleibt? So zufällig wie dieses Stück wähle ich die folgenden. Zunächst seien

es aus dem sechsten Gesang die Verse 127 fg.; Voss 6, 127 fg. Die ganze Stelle, ja der ganze Gesang ist einer der gelungeneren, gleichwohl reichlich getrübt durch vielartige Inkongruenzen, die beträchtlich das Ganze schädigen. z. B.

Hohe, dir fleh' ich; du seist eine Göttin, oder ein
Mädchen.

Wörtlich heisst es: ich flehe zu dir, Herrin (*ἄνασσα*) *θεός νύ τις ἦ βροτός ἐσσι·* ob du nun eine Göttin oder eine Sterbliche seiest; denn Homer kannte ja auch unsterbliche Mädchen. Das „siehe" v. 151 ist wiederum unnötig eingeschoben; in „reizender Bildung" ist *φυήν* überboten, das *ἄγχιστα ἐΐσκω*: du erscheinst mir am ähnlichsten, ist verwischt.

Ihr Herz muss ja immer von hoher
Ueberschwenglicher Wonne bei deiner Schöne
sich heben,
Wenn sie sehn, wie ein solches Gewächs zum
Reigen einhergeht.

Auch hier wieder so vielfältige Unrichtigkeiten; „ein solches Gewächs" ist ein ganz ausserordentlicher Missgriff; „überschwengliche Wonne" ist nicht Homerisch; „bei deiner Schöne" für *ἐυφροσύνῃσιν* ist daneben getroffen. Desgleichen kläglich sind die beiden folgende Verse:

Aber keiner ermisst die Wonne des seligen
Jünglings,
Der, nach grossen Geschenken, als Braut zu
Hause dich führet —

und von „Wonne“, von einem „seligen Jüngling“ und von „grossen Geschenken“ weiss das Original gar nichts. Und so irrt der Vergleich weiter in eine Unendlichkeit von Unzulänglichkeiten und Verschobenheiten, Eingriffen und Härten und grossen Freiheiten, und wahrhafte ungetrübte poetische Kongruenz wie:

Höret mich an, weissarmige Mädchen, was ich euch sage —

für:

κλῦτέ μευ, ἀμφίπολοι λευκώλενοι, ὄφρα τι εἴπω·

(v. 439) findet sich selten und verengt sich, je schärfer man zusieht auch hier, und beschränkt sich schliesslich auf wohlgelungene kleinere Formeln wie: der herrliche Dulder Odysseus für πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς. Wo es im Originale heisst v. 447:

πὰρ δ' ἄρ' Ὀδυσσῆϊ ἔθεσαν βρῶσίν τε πόσιν τε

da erweitert Voss:

Nahmen des Tranks und der Speis', und brachtens dem Fremdling am Ufer —

da von einem „nehmen“ vor dem „bringen“ und von einem „Fremdling am Ufer“ doch gar nicht die Rede ist und δηρὸν γὰρ ἐδητύος ἦεν ἄπαστος denn er war schon lange ohne Nahrung, wird metrifiziert: denn er hatte schon lange nicht Speise gekostet, wo der alte Bodmer schlicht sein: „Gierig ass er und trank als der lange nüchtern geblieben“ gegeben hatte; und wo Nausikaa einfach zu den lockigen Gespielen spricht, da lässt sie Voss erst „leise beginnen“. Man sieht, hier überall

kann von getreuem Wortsinn nicht die Rede sein. Doch schauen wir uns weiter um. Ich wähle den grossartigen elften Gesang, der uns die Schrecknisse des griechischen Orkus enthüllt, die *Νεκυία*. Statt „Seele“ war von Hause aus in den meisten Fällen hier „Schatten“ zu sagen. *ψυχή* ist hier vieldeutig bei Homer; bald heisst es Leben, bald Seele, bald Geist, bald Schatten. Das Sprachgefühl muss hier immer das Richtige diktieren. Vergl. 240 fg.

Und beschlief sie im Sand, an der Mündung des
wirbelnden Stromes —

warum „im Sand?“ Davon steht nichts im Original; das ist Vossische Fiktion; das „beschlief“ auch gar prosaisch.

Rings um die Liebenden stand, wie ein Berg, die
purpurne Woge —

Von „Liebenden“ steht auch nichts da; ist auch keineswegs im Sinne des Originals. Poseidon wird nicht erst ein längeres Liebesverhältnis entriert haben. Als sie der Gott dann anredet, findet sich von seiner „freundlichen Stimme“ wiederum nichts bei Homer.

Das sind Aufträge, die mit Homer gar nichts zu thun haben. Solche nichtsnutzige Schattierungen sind vielmehr unhomerisch, sind Homeren viel zu langweilig trotz seiner Breite in Ausführung sonstiger Minutien. *χαῖρε, γύναι, φιλότητι* freue dich, Mädchen, der Liebe — ist hier schwerverständlich im Deutschen. „Freue dich, Weib, meiner Liebe“ ist der Sinn. *περιπλομένου*

δ' ἐνιαυτοῦ τέξεις ἀγλαὰ τέκνα — du wirst im Laufe des Jahres herrliche Söhne gebären; warum im Laufe des Jahres gerade? Wenn die Zeit gekommen sein wird, nichts anderes ist der Sinn. Das folgende ist dann auch ohne sonderliches Geschick, und viel unzarter als bei Homer gegeben mit: denn nicht unfruchtbaren Samen streut ein unsterblicher Gott. „Ich, dein Geliebter," heisst es dann, „bin der Erderschüttrer Poseidon". Von „dein Geliebter" steht auch nichts bei Homer; wäre auch eine sehr kühne captatio benevolentiae des Gottes. Dann „springt" er auch nicht „in des Meeres hochwallende Woge", sondern: verschwindet vielmehr im wogenden Meere; von „hohem" Wogengange ist gar nichts bei Homer. Das sind alles schlechte Zuthaten; mögen es kleine sein, so kommt eine doch zur anderen.

Welche die schrecklichste That mit geblendeter Seele verübet —

heisst es dann von der Iokaste; es steht aber nur *μέγα ἔργον* geschrieben und „geblendet" heisst auch etwas anderes als „verblendeter" und etwas sehr anderes vor allem als *ἀϊδρείῃσι νόοιο* und das folgende leidet auf das Mannigfaltigste.

Jetzo nahte sich Chloris, die schöne Gemahlin des Näleus,
Mit unzähligen Gaben gewann er die schönste der Jungfrau'n —

im Originale steht: Und ich sah die sehr schöne Chloris,

die einst Neleus heiratete wegen ihrer Schönheit, nachdem er ihr zahllose Geschenke dargebracht. — Die Sisyphosverse hat schon W. Schlegel besprochen; Charakteristiken und Kritiken 2 S. 185. Das ἀμφοτέρῃσιν, bleibt nachzutragen, in V. 594 ist nicht veranschaulicht; πελώριον, das Voss doch sonst mit „ungeheuer“ überträgt, ist hier mit „schwer“ gegeben; von „Marmor“ ist nicht die Rede. Die Nachahmung „von der Au aufwälzend“ bemängelt schon Schlegel; ich erlaube mir hinzuzufügen, dass es im Erebos wohl eine Asfodeloswiese, aber keine Auen gab. ἰδρώς ist hier auch kein „Angstschweiss“, sondern lediglich Schweiss. Im Sonstigen vergleiche Schlegel: „In der letzten Zeile scheint Voss neben der Schnelligkeit auch noch das Getöse des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchstaben im geringsten andeutet. Dies hat ihn denn auf die höchst unglückliche Zusammensetzung D o n n e r g e p o l t e r gebracht, worin das Gepolter zu unedel, und der Donner für das Rollen des Steines viel zu hyperbolisch ist. Warum nicht wörtlich?

Wieder zur Ebne hinunter entrollt der tückische Marmor.“

Warum muss es denn auch bei Schlegel nur durchaus ein M a r m o r sein? Er fährt fort: „Der Gang des Verses wäre ganz derselbe geblieben. Gegen die beredte Bewunderung des Dionysius (περὶ συνθέσ. C. 30), der diese Zeile so ganz einzig dazu gemacht

findet, ihren Inhalt zu mahlen, liesse sich eine andere von völlig gleicher metrischer Beschaffenheit anführen, worin kein Stein hinabrollt, auch nichts ähnliches geschieht. *οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον* —

Doch wer weiss? Homer hat hier die Behendigkeit, womit seine esslustigen Helden nach den Speisen griffen, durch den Gang des Verses nachahmen wollen."

ὁ μὲν αὖτις ἔβη δόμον Ἄϊδος εἴσω: und ging zurück in Aïdäs Wohnung" klingt für dessen Behausung doch wohl zu gemütlich — „von den gestorbenen Helden des Altertums" ist ungeschickt und unpassend hier: „von Heroen, welche früher dahingegangen". Für „Geistern" in:

Aber es sammelten sich unzählige Scharen von Geistern

war das wörtliche „von Todten" vorzuziehen und vielleicht statt dessen in V. 476 *βροτῶν εἴδωλα καμόντων* statt „die Schatten gestorbener Menschen" Geister zu sagen, wenn Schatten bereits für *ψυχή* verwendet werden musste. V. 635 „tief aus der Nacht" für *ἐξ Ἄϊδος* hat keinen Grund. V. 637 ist dem *αἶψα* in V. 638 vorgegriffen, so dass es hier dann wegfällt.

Also durchschifften wir die Flut des Ozeanstromes

ist keine Uebersetzung für:

τὴν δὲ κατ' Ὠκεανὸν ποταμὸν φέρε κῦμα ῥόοιο.

Werfen wir unseren prüfenden Blick in einen anderen Gesang. — Buch XII, die Sirenenscene! V. 165 fg. Freie Nachdichtung!

Von „geflügelt“, von „entschweben“ im Original keine Spur.

Von „heiterer Bläue“, von „Glänzen“ der „stillen See“ keine Linie im Original — „senkte die Wasser“ ist schlechthin unverständlich.

„Schäumend enthüpfte die Woge den schöngeglätteten Tannen“ — was soll man sich dabei denken? Homer sagt: *λεύκαινον ὕδωρ ξεστῇς ἐλάτῃσιν.* „Aber ich schnitt aus der grossen Scheibe des Wachses kleine Kugeln“ für *τυτθά* ist ebenfalls grundlos. V. 180 und schlugen die graue Woge mit Rudern — es muss doch wohl: mit den Rudern heissen. Nun das Sirenenlied!

Komm, besungner Odüsseus, du grosser Ruhm der Achaier!

„Komm“ für *δεῦρ' ἄγ' ἰών* ist zu unbestimmt; „besungner“ für *πολύαιν'* ist zu matt. Besser, dünkt mich, sagt hier der Noachidensänger:

O Held, von göttlichem Lobe,
Komm an das Land, Ulysses —

In: Und dann ging er von hinnen, vergnügt und weiser wie vormals — ist: *ἀλλ' ὅγε τερψάμενος νεῖται καὶ πλείονα εἰδώς* getrübt und das: „Also sangen jene voll Anmut“ bleibt hilflos und klanglos dem: *ὣς φάσαν ἱεῖσαι ὄπα κάλλιμον* gegenüber.*) Dann heisst es im Original schlicht: und mein Herz wollte lauschen, und

*) Bodmer: Also sagten die Mägdchen, und lieblich tönte die Stimme.

Voss schmückt: heisses Verlangen fühlt' ich weiter zu hören. Dann schliesst bei ihm die Episode:

> Also steuerten wir den Sirenen vorüber; und leiser,
> Immer leiser, verhallte der Singenden Lied und Stimme —

aber weder von „leiser", noch „immer leiser" steht etwas im Original und statt „der Singenden" steht „der Sirenen", das viel konkretere Wort geschrieben, Voss hatte es aber anticipiert und so die Singenden auftragen müssen. Prüfen wir noch eine letzte Stelle, um uns zu überzeugen, dass Vossens gerühmte Treue im Grunde doch eine löcherige ist. Gesang XXII. V. 4 und sprach zu der freien Versammlung für *μετὰ δὲ μνηστῆρσιν ἔειπεν*; V. 8. *ἰϑύνετο πικρὸν ὀϊστόν*: traf er mit bitterm Todesgeschosse; in dem sonst so wohl gelungenen Verse:

> Jetzo wähl' ich ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen

ist das *ἄλλον* des Originals gleichwohl verschluckt. v. 11 allein von seiner Ermordung ahndet' ihm nichts; das „allein" ist völlig widersinnig und zerreisst den Stil.

> Und er sank zur Seite hinab; der Becher voll Weines
> Stürzte dahin aus der Hand des Erschossenen;

„hinab", „dahin", „voll Weines" sind unmotivierte Aufträge; hinabsinken und dahin stürzen überhaupt unpassend gewählt hier. Des „Erschossenen" steht nicht da; Homer sagt: des Getroffenen. Der wörtliche Sinn

lautet: und er sank seitwärts nieder, und der Becher entfiel der Hand des Getroffenen. — v. 438

Und dann reiniget wieder die zierlichen Sessel und Tische
Von der Erschlagenen Blute mit angefeuchteten Schwämmen.

Von „der Erschlagenen Blute“ und „angefeuchteten“ Schwämmen steht nichts im Original. v. 444 und vergessen der ungebändigten Lüste für ἐκλελάθοιντ' Ἀφροδίτης ist wiederum greller Auftrag. v. 464 παρά τε μνηστῆρσιν ἴαυον und mit den Freiern so schändliche Gräuel verübten richtet sich ebenfalls selber; andererseits ist v. 432 αἵπερ πρόσθεν ἀεικέα μηχανόωντο mit: welche bisher so viel Unarten verübten eben so wenig glücklich übertragen. Wegen „Unarten“ liess man auch damals schon keine Mägde oder wie Bodmer überträgt: Zofen hängen. Doch in diesem Sinne wäre an den meisten Zeilen auszusetzen. Man mag von diesen Aussetzungen gering denken, so hätten sie sich jedenfalls ungemein leicht vermehren lassen und an ein Werk, welches mit so hoch gespannten Ansprüchen auftrat, war der strengste Maassstab zu legen. Uebrigens habe ich mit Absicht nur gerügt, wo mit der Worttreue fast immer zugleich die stilistische geschädigt wurde. Prüfen wir die Odüssee nun weiter von diesem Gesichtspunkte, auf Farbe, Ton, Stil hin. Hier ist so viel gelobt worden, dass zu loben gar nichts mehr übrig bleibt. Doch in allgemeinster Beziehung gebe ich zu, dass die Odüssee ein leidliches

Bild des Stiles der homerischen giebt; aber ich betone, nicht mehr als ein nur leidliches. Denn die obigen Ausstellungen, die, wie gesagt, sich verhundertfältigen liessen, zeigen nur zu klar, wie häufig Voss ganz grundlos fremde Stoffe aufträgt oder die poetische Reinheit und die poetische Farbe der Odyssee gar nicht entfernt erreicht. Es ist mithin völlig rechtlos und unrichtig, wenn Bernays S. CXIII sagt: „Obgleich Voss gewissenhafte Scheu trägt, dem Original etwas Fremdes anzuheften“ — von einer solchen Gewissenhaftigkeit kann keine Rede sein. Er muss dann selber eine Anzahl von Stellen aufführen, die ihn widerlegen. Und wie lassen sie sich vermehren! Wo es heissen sollte: „O Kirke, wer sollte auf diesem Wege mich führen? Noch keiner gelangte im schwarzen Schiffe in den Hades!“

Da heisst es bei Voss:

> Kirkä, wer soll mich denn auf dieser Reise geleiten?
> Noch kein Sterblicher fuhr im schwarzen Schiffe zu Aäs.

Auf das „geleiten“ kommt es ja gar nicht an; sondern auf die „Führung“, und von „Sterblicher“ weiss das Original nicht; und „Reise“ will auch nicht passen. Weiterhin „schmückt“ sich Kirke mit dem Schleier, wo sie ihn nur „anlegt“ und schlingt einen „goldgetriebenen“ Gürtel um die Hüfte, wo nur von einem „goldenen“ geschrieben steht. Da heisst es X, 548:

Lieget nun nicht länger, vom süssen Schlummer umduftet

und v. 574:

τίς ἂν θεὸν οὐκ ἐθέλοντα
ὀφθαλμοῖσιν ἴδοι τ' ἢ ἔνθ' ἢ ἔνθα κιόντα;

wird, mich dünkt, doch ohne jede „Sorgfalt“ verdeutscht:

Denn welches Sterblichen Auge
Mag des Unsterblichen Gang, der sich verhüllet, entdecken?

Im Gesang V. v. 229 werden obige Verse, die den Anzug der Kirke schildern, in der nämlichen Beziehung von der Kalypso ausgesagt, hätten also auch, um dem epischen Stil gerecht zu werden, hier und dort bei Voss sich decken müssen. Das ist nicht der Fall. So finden sich Flecken genug, und Fehler, die den Inhalt betreffen, spielen herüber ins Stilistische. Nach Lessings Laokoon übrigens und Stolbergs Ilias war der homerische Stil kaum noch zu fehlen. So wird Vossens stilistisches Verdienst von Herbst weit überschätzt; vgl. 2, 1 S. 83: „Ton und Färbung des Originals sind überhaupt im Ganzen wunderbar getroffen; neben der Buchstabentreue die ideale Treue. Schon dadurch, dass er dem Ausdruck des Originals geradesweges zu Leibe geht, nicht umschreibend, nicht modernisierend, dass er immer genau zusieht, ob und in wie weit das Deutsche dem Griechischen nachringen kann, erreicht Voss ein ganz eigentümliches Kolorit, jenen stilvollen

Ton, in welchem seitdem Homer für uns deutsch redet." Das alles hatte bereits Stolberg gethan; man vergleiche meine folgende Zusammenstellung. Das alles war nichts neues. Hiess bei Stolberg Here „milchweissarmig", so war der Schritt winzig zu „lilienarmig" und noch kleiner zurück zu „milcharmig". Hiess bei Stolberg Achilleus „der Held mit schnellen Füssen", so lag „schnellfüssig" nahe; hiess Brisëis schon bei Stolberg die rosichte Jungfrau und das rosenwangichte Mägdlein, so war auf diesem Wege unschwer weiterzuwandeln. Alle diese Panegyriker Vossens vergessen, dass ihr Held am allerwenigsten geradewegs aus dem Himmel gekommen ist. Schon bei Stolberg war der Olympos ein schneebedeckter, war Zeus der Wolkenversammler, waren die Weiber schöngegürtet, stillten die Heroen die Begierde des Tranks und der Speise, zeigte sich die Morgenröte mit rosichtem Finger, durchflog das geflügelte Schiff den flüssigen Pfad der gleitenden Fluten; schon bei ihm war der Olympos der vielfachgespitzte, Zeus der wetterleuchtende und der fernhindonnernde, der furchtbare im Wettergewölke, war Hefästos der kunstberühmte, entlockte Apollon der Leyer melodische Töne und sangen die Chöre der Musen mit silberner Stimme. Schon bei Stolberg waren die Achäer hauptumlockte und erzgepanzerte und speergeübte und wohlgerüstete, war Thyestes der heerdenreiche, war das Meer ein unermessliches, lautaufbrausendes, heiliges, waren die Schiffe vielrudrichte, hohle, schwarze, meerdurchwallende,

schnelle, schwärzliche, war Athene die reine Tochter des Gottes mit furchtbarflammendem Schilde, die Göttin mit blauen Augen und die blauäugichte, die schöngelockte, Aphrodite die goldgelockte, zeigte sich Eos auf rosichtem Throne; waren die Troer die rossebezähmenden, und hatte Ilion hochgethürmte Mauern und war Peleus der rossetummelnde, Odysseus der edle Laertiade und erfindungsreiche, schon bei ihm hatte der Skamandros blumenvolle Gestade und war der Ida der quellenströmende, und der Xanthos schön hinwallend strudelnd; schon bei Stolberg war Ares der unersättliche und mordende und Phoibos der fernhintreffende, waltete die ämsige Schaffnerin, waren die Wagen glanzumschimmerte, flammten die Schilde und wurden die weithinschattenden Lanzen geschleudert und wogte die stürmende Feldschlacht — — schon bei Stolberg war die ganze leuchtende homerische Welt aufgelebt in ihrer Pracht. Die Literatur-Geschichte vermag es nicht laut genug zu betonen; er allein hatte schliesslich doch den Zauberschlüssel gefunden. Nur Unkenntnis oder Ungerechtigkeit darf es leugnen. Die meisten dieser Worte trugen Stolbergisches Gepräge, und nun freilich, nachdem der Prägestock graviert war, konnten andere weitermünzen. Bodmer aber war über unglückliche Versuche nicht hinausgekommen. Herbst ist hier völlig blind. „Er sagte sich,“ heisst es von Voss a. a. O. weiter, „dass das unter Gottscheds und Adelungs Dressur erstarrte Deutsch seiner Zeit den Nerv eingebüsst habe,

um der homerischen Sprache gerecht zu werden. Es mussten dem alternden Baum neue Reisser eingepfropft werden". Was soll man dazu sagen? Hatte denn Goethe die 30 Jahre umsonst gelebt? Und Klopstock? Und Wieland und Lessing? Wo hatte denn Stolberg seine Sprache her? und woher Bürgers Fragmente? „Aber auch die völlige Neuprägung," fährt Herbst fort, „von Wörtern that not, um den neuen Bedarf zu decken. — Aber freilich, in jener sprachkorrekten Zeit musste für jede Kühnheit das Bürgerrecht erst erobert werden. Was man heute natürlich findet, schien damals vielen wie ein Frevel gegen den guten Sprachton". Auch das ist schief. Die Zeit des Sturms und Dranges war an Neuerungen aller Art gewöhnt und die Stolbergische hatten sich jenes Bürgerrecht sofort erworben. Wohl aber, das waren unmittelbare Schöpfungen, Eingaben eines kräftigen Genius; alle diese Wendungen wie die ganze Stolbergische Ilias überhaupt trugen den Stempel lebensvoller Ursprünglichkeit; waren Bereicherungen der Sprache aus ihrem eigensten Geiste. Viel künstlicher gestalteten sich die Vossischen Neuschöpfungen. Deshalb haben sie in ihrer Gemachtheit auch durchaus kein allgemeines Recht errungen und die Geltung der meisten erstreckt sich nicht über die engen Grenzen der Homerübersetzung.

Denn wer redet von „segelwendenden Seilen" heute? Ja, wer liest das Wort, ohne sich erst zu sammeln, um auszusinnen, was es heissen möge?

Wer spricht von „wolkenberührenden Tannen“? von „lebenschenkender Erde“? von „heilweissagenden Worten“? von der „himmelernährten Aegyptos“? Mit welchem Rechte darf Herbst diese Erfindungen „geflügelte Worte“ nennen? „Denn auch das,“ sagt er, „ist ja ein Erzeugniss vossischer Prägung“. Das ist nicht wahr; die „geflügelten Worte“, wie die „hauptumlockten Achäer“ und die „schön gelockte“ Dämätär*) requiriere ich hiermit als Stolbergisches Eigentum; vgl. z. B. Stolberg Ilias 13, 453. Stolberg kennt ausserdem noch „fliegende Worte“ und „schnellgeflügelte“. Worte wie treffenerfahren, lanzenberühmt, mutberaubend, mühbeladen, rossberühmt, schildgewaffnet, hochherbrausend, lautrauschend, rossetummelnd, zwiefachschneidend, männervertilgend, wagenkundig, grossgeäugt, stralenversendend, listersinnend, liebeschmachtende Sehnsucht und freundlich süsse Gespräche, wohlbevölkert, vielernährende Erde, leichthineilend, uferumgürtend, blütebethauet, dichtgefüllt, jammerverbreitend, finstergelockt, hochwipflich, stralenblizend, wolgerundet, heerdebegütert, unglückstiftend, Städtezertrümmrer, Gestaderschütterer, taubenmordend, reihenermahnend, weizenbringend, rossbeschweift, purpurschimmernd, thierzerfleischend finden sich sämtlich bereits bei Stolberg (vgl. Gesang XIII—XV); Voss konnte selbständig auf so breiter Basis

*) Stolberg Ilias 14, 428; „geflügelte Worte“ übersetzt auch schon Breitinger. s. o. —

also leichtlich weiterwandeln. Aber die Zeit war an Neuschöpfungen von Worten überhaupt so reich wie keine andere*); und keine andere Epoche der Literaturgeschichte so kühn und unbefangen in ihren Neuerungen als diese der „Original-Genies“. Das Originelle liegt ja gerade auch in ihrer Sprachbelebung. Und nach dieser Seite nimmt Stolberg einen ersten Rang ein. Und welcher Art sind nun Vossens eigne Schöpfungen? Es sind Worte wie waldbewachsen (I. 246), langabwesend (253), menschentödtend (261), bräunlichgelockt (285), ruderliebend (419), zepterführend (231), Schreckenverhängniss (251), dichtgenähet (381), starkgeflochten (427), dunkelwogend (II. 105), schadenbrütend (151), Todesverhängniss (242), weithallend (288), lautbrausend (289), schöngebildet (399), gleichgezimmert (431), schönmähnicht (III. 475), künstlichgebildet, leckerbereitet, lieblichklingend, gleichvertheilt, herzerfreuend, gottbegeistert, schwerwandelndes Hornvieh (IX 46), blau- auch rothgeschnäbelte Schiffe (125), Städteverwüster (530), der Bläulichgelockte (586), schöngezimmert, schöngeglättet, schöngebordet, schöngeharnischt, schöngebildet, menschenerleuchtende Sonne, gleichberudert, weitumwanderte Erde (X), weitumschauende Gegend (!) (X 253) für περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ; schlummergebender Tod (XI 171), für τανηλεγέος θανάτοιο;

*) Vgl. z. B. Museum 1777, S. 376 fg. in einer Pindar-Uebersetzungsprobe.

blutgeschändete Mutter (!) (280); der Hochhinwandelnde (XII 133), starkgezimmerte Schiffe (305), εὐεργέα νῆα; wachsambellende Hunde (!) (XIV 29), erzdurchschimmert (?) (XV 424), männerbeherrschend (XVI 36), die segelberühmten Phaiaken (XVI 227), kräuterbewachsen (VII 128), die ämsige Schaffnerin findet sich schon bei Stolberg, bei Voss heisst sie die treue oder ehrbare (259), leidengeübt, dichtverwachsen, der ringsumschauende Sauhirt, mildegesinnt, küstenumirrende Räuber (VII 425), weitgepriesen, schlauabweichende Rede (XIII 254), wolkenberührende Felsen (XIII 196), meereinlaufende Spize (XIII 235), weitumschattende Oelbaum (XIII 346) u. s. f.

Man erkennt, die meisten dieser „Neuschöpfungen“ sind offenbar auf Täuschung berechnet, um den Schein zu erzielen, der Nachbildner habe treulich einheitliche Worte auch einheitlich wiedergegeben. Den meisten gebricht aber solche innere Einheit durchaus; sie tragen nur die Larve der Einheit. Ein Vorwurf, der auch Stolberg trifft, nur dass ihn die Muse vor jammervollen Verirrungen, wie Voss' „blutgeschändete Mutter“ hold bewahrt. So war der Gewinn nur ein Scheingewinn, denn das Volkstümliche, die Weihe des Ursprünglichen, der unmittelbaren Entstehung und Eingebung musste diesen Ausdrucksweisen gebrechen: der Erfolg war ein indirekter, wo er im Original ein urwüchsiger und selbsteigener seiner Sprache war; so hatte sich der Stil

gebrochen in eine natürliche und eine gekünstelte Hälfte, in deutsche und griechelnde Töne.

Also redete mancher der übermütigen Freier —

zählte zu jenen: zu diesen:

Welches Schicksal bezwang dich des schlummergebenden Todes? —

und die „hauerbewaffneten Eber“ und die „erdaufwühlenden Schweine“ und: „die brechenden Augen umschloss Nacht“.

Darum sagt mit schönem Rechte Jakob Grimm, der Sprachgewaltige, wie ihn Goethe preist, der allumfassende Kenner der Muttersprache in ihren Höhen und Tiefen, auf Seite 423 des 4. Bandes der kleineren Schriften: „um übersetzungen überhaupt ist es gar ein misslich ding, vollends wo wort und wendung jedes seine selbstgewachsene stelle hat, wie bei echten volksliedern stets der fall ist, wo alle kraft in einer unnachahmlichen natur und einfachheit ruht und der athem davon durch das ganze zieht, ja es trägt; da muss jede übersetzung stocken und hapern. gelingt sie wort- und stellenweise sogar glücklich und getreu, so muss daneben der gegensatz dessen, was [siehe oben!] verschroben, gewunden und aus der fuge gehoben wird, desto lästerlicher vortreten. in Vossens Homer ist einzelnes gut, einiges trefflich wiedergegeben, und so weit mussten es fleiss und studien schon bringen; allein eben so wenig konnten sie den mängeln und härten ausweichen, die mit jenen vortheilen und vorzügen ganz

folgerecht bestehen; darüber hat das ganze einen gebrochenen, unepischen ton empfangen. ausdrücke wie: der herrscher im donnergewölk Zeus oder: in des herzens geist und empfindung und viele ähnliche, waren mir lange immer unbehaglich und halb komisch vorgekommen, bis ich hernach fand: es fehle ihnen gerade das volksmässige, d. h. das, was in der innersten Sprache von lange her gelegen und gelebt haben muss, um solche redensarten mit und in ihr machen zu können. wenn man also abwägt, da, je treuer eine übertragung metrisch und wörtlich wird, sie am treuen, fliessenden inhalt desto mehr zu sündigen hat, ob man lieber dort als da fahren lassen will, so scheint es mir unbedenklich, dass Göthes sehnsucht nach einer prosaischen deutschen übersetzung Homers, die aber besser lauten muss als die Zeunische, neuliche, der Nibelungen das rechte und wahre trifft."

Kommen wir nun zu dem rhythmischen Charakter der Odüssee. Ueber ihn handelt ganz besonders eingehend Herbst. „Was sich heute so von selbst versteht," heisst es II, 1, 83, „dass Abbild und Original zunächst in der Zahl der Verse sich decken müssen, sogar diese Elementarbedingung hat Voss zuerst erfüllt. Die Stolbergs dachten nicht daran, sie auch nur aufzustellen, Klopstock hielt ihre Erfüllung für unmöglich. Voss hat nicht blos Vers um Vers, er hat sogar meist Satz um Satz übersetzt." Ich füge hinzu, er strebt sogar, das Einzelwort in den korrespondierenden Versteil zu

stellen. So tritt das Princip zu Tage, den Stoff jedes griechischen in je einem deutschen Hexameter unter thunlichster Anlehnung an seine rhythmische Individualität zu erschöpfen. Das war indessen ein höchst eitles, spielerisches Bemühen. In ganzem idealen Umfang soll eine poetische Uebersetzung ihr Urbild decken, aber nimmermehr muss sie dies auch in der gemeinen äusseren Realität. Das ist, wenn es geschieht, höchst nichtssagend und muss unweigerlich zu leidigen Inconvenienzen führen. Jede Sprache hat ihr eigenes festumschriebenes und streng bedingtes Wesen. Was in einem besonderen Raume — ich habe es schon oben ausgesprochen — die eine prosaisch oder dichterisch entwickeln und künstlerisch zu formen vermag, das gleiche Quantum kann im gleichen Rahmen mit gleicher Freiheit die andere nicht entfalten. Ich erinnere hier nur an den griechischen Dual, das Medium, den Optativ, die Passivbildung, die reichen Participalconstructionen, den absoluten Genitiv; hier überall kann die deutsche nur auf umständlicherem, auf indirektem, auf einem Umwege nachgehen. Welche unendliche gar nicht auszugleichende Differenz ersteht allein hieraus. So darf der heutige Kunstrichter jenes Vossische Unwesen nimmermehr billigen, und wird die Uebersetzungstheorie über Voss hinweg zu Wieland und Goethe zurück gehen müssen, um endlich wieder freier aufzuatmen. Doch hören wir Herbst weiter: Herbst tadelt den Klopstockischen Hexameter. Freilich, regelmässig war er

nicht und ob der regelmässige dem Pathos seiner Messiade gefrommt haben möchte, ist hier nicht die Frage. Er rühmt in diesem Lichte den Hexameter der Odüssee. „Voss zuerst,“ heisst es, „hat die männliche Cäsur im dritten Fusse für die deutsche Metrik entdeckt“ — das ist wiederum nicht wahr. Schon Zachariä war von Ramler auf sie hingewiesen worden; vgl. Zachariäs poetische Schriften V, XIV (Vorrede zum V. P. vom 1. Oktober 1761). „Den einsilbigen Abschnitt auf dem dritten Fuss halte ich mit dem Herrn Ramler allerdings für eine Schönheit“, sagt der Dichter hier. Im übrigen, allerdings, entschuldigt er seine „unharmonischen Hexameter mit dem Mangel von Regeln, die wir noch zur Zeit von unsern deutschen Hexametern aufweisen können“.

Ferner betont Herbst, dass Voss das Gesetz des Einschnittes im vierten Fusse damals noch fast ganz, die bukolische Diärese aber nach dem vierten Fusse völlig verborgen blieb. „Noch fehlt vollends,“ heisst es weiter, „die Erkenntnis der Normalform des Hexameters als derjenigen, in der zugleich eine Cäsur im dritten und im vierten Fusse beobachtet ist, und der vier Grundtypen, die sich aus diesem Gesetze ergeben“. Dessohngeachtet aber darf man urteilen, dass die rhythmische Haltung der Odüssee eine fast gefällige und anmutige ist; im Allgemeinen, denn im Besonderen giebt es zu tadeln und zu verwerfen auf jedem Blatte. Ja

es giebt ungeheuerliche *) umfängliche Stellen, die so sehr alles Vershaften ermangeln, dass sie ohne Versabteilungen kein Mensch für metrificiert halten würde. Man vergleiche XV 488: Aber dir hat doch Zeus bei dem Bösen auch Gutes verliehen, da du, nach grossen Leiden, in dieses gütigen Mannes Wohnung kamst, der dir sorgfältig zu essen und trinken reicht; denn du lebst hier ganz gemächlich. Aber ich Armer irre von Stadt zu Stadt vertrieben, Hilfe zu suchen; oder XIV 165: Ihm antwortetest du, Eumaios, Hüter der Schweine: Alter, ich werde wohl nie den Lohn der Botschaft bezahlen, noch wird Odüsseus je heimkehren! Trinke geruhig deinen Wein, und lass uns von etwas anderem reden. Hieran erinnere mich nicht, denn meine Seele durchdringt Schmerz, wenn einer Mich nur an den bessten König erinnert! Was du geschworen hast, lass gut sein; aber Odüsseus komme, wie ich es wünsche, und seine Penelopeia und Laertäs der Greis und Tälemachos göttlich an Bildung"; oder XIV 518: Also sprach er, erhub sich, und setzte neben dem Feuer ihm ein Bett, bedeckt mit Fellen von Ziegen und Schafen. Und Odüsseus legte sich hin. Da bedeckte der Sauhirt ihn mit dem grossen wollichten Mantel, womit er sich pflegte umzukleiden, wenn draussen ein schrecklicher Winterorkan blies". Wo bleibt da homerische Poesie.

*) Z. B. I, 190: Gehn u. fragen; der jetzt, wie man sagt, nicht mehr in die Stadt kommt.

wo homerische Eurhythmie! Da lobe ich mir doch lieber „lendenlahme Taumelverse“, wie sie Herbst nennt, nach dem Schema:

In den Händen die eherne, nie zerbrechliche Keule

als solche hinterlistige Prosa, die sich für Verse giebt. Aber das sind vereinzelte Flecken. Auch wüste Apokopeen wie XII 263 viele trefliche Schaf' finden sich seltener, auf sehr vielen Blättern nicht eine. Die Verse hatten alles in allem einen schönen, regelmässigen Fluss. Darin besteht neben der Behaglichkeit und der reichen Fülle der Sprache der Hauptvorzug der Odüssee. Es giebt Seiten voll rhythmischer Schönheit und poetischer Reine. Schade, dass man eben nur von Seiten, nicht vom Ganzen es aussagen darf. Denn die Diktion an sich, um nun zum letzten Punkte unserer Prüfung zu gelangen, hatte mannigfache Mängel, litt an Poesiewidrigkeiten, Flachheiten und grammatikalischen bewusst begangenen Fehlern. Schon die angeführten Stellen ergeben Belege genug; ich füge die folgenden dazu: I 173 was rühmen sich jene vor Leute? 189 lange preisen wir uns Gastfreunde; 228 Ereifern müsste die Seele jedes vernünftigen Mannes, 336 Thränend wandte sie sich zum göttlichen Sieger, 362 als sie nun oben kam mit den Jungfraun, weinte sie wieder ihren trauten Gemahl; höchst missraten ist die Rede Telemachs an die Freier v. 368 fg; XI 390 sobald er des Blutes gekostet; XIII 51 dass wir dem Vater Kronion flehn; 127 er forschte den Willen Kronions; sage mir

fragendem treulich und unverholen die Wahrheit XV 262; weil du nach schrecklicher Not mir Irrenden Ruhe gewährest 341. Ich erwähne auch der heimlichen Liebe, welche XV v. 420 das Herz der schmiegsamen Weiber ganz in die Irre führt, wenn eine die Tugend auch ehret, und des Seewilds der Amfitritä XII 96. Die Sprache trägt oft einen ganz unerträglich hausbackenen, vielmehr hausbacken-dummgemütlichen als kindlich-naiven Ton; vgl. XIII 149 fg.: jetzo will ich das schöngezimmerte Schiff der Phaiaken, das vom Geleiten kehrt, im dunkelwogenden Meere plötzlich verderben; damit sie sich scheun, und die Männerbegleitung lassen; und rings um die Stadt will ich ein hohes Gebirg ziehn. Ferner verzeichne ich Abgeschmacktheiten wie: Häufig gebiert das Vieh IXX 113, streifende Ziegen, XIV 101, und den Adler, der IXX 538 den Gänsen die Hälse bricht; Hilflosigkeiten wie IXX 209 da sie den nahen Gemahl beweinte, Unreinlichkeiten wie IXX 510 denn es nahet bereits die Stunde der lieblichen Ruhe, wem sein Leiden vergönnt, in süssem Schlummer zu ruhn und die Luftgebilde der Toten XXIV 14 und wo der Küklop auf schlief und VII 261 der hohlen Harfe Getön scholl ihnen melodisch entgegen; wie XIV 127 Geht zu meiner Königin hin und schwazet Erdichtung u. s. w. Ein Ende giebt es natürlich auch hier, aber die Fäden solcher Schwächen und grammatischen Barbarismen durchziehen die gesammte Odüssee. Wollte Voss

mit Wendungen wie „Siehe mit himmlischer Anmut umstrahlt' ihn Pallas Athänä“ neuschaffend und spracherweiternd eintreten, dann war er (abgesehen davon, dass solche „Siehe“ ganz unhomerisch blieben) in einem bösen Irrtum befangen und seine Kunst nur zu bedenklich der Gefahr ausgesetzt, zur Afterkunst zu werden. Die Orthographie schliesslich war, wie wir gesehen haben, die von Heyne gerügte, erst aber will ich die Geschichte der Odüssee selbst beschliessen, ehe ich diejenige ihrer Schreibweise zu Ende führe. Fassen wir alles hier nochmals zusammen, was ich eingehend über inhaltliche Treue, Stil, Rhythmus und Diktion der Odüssee mitgeteilt habe, so ergiebt sich ihr Wert als ein doch, meine ich, sehr bedingter. Eigentlich nach keiner Seite hatte Voss eine absolute Höhe erstiegen; die inhaltliche Treue war lädiert, mit ihr die stilistische; das Werk gaukelte zwischen pedantischer Nachformung und stellenweise sehr freischwebender Nachdichtung. Das Originelle der Wortschöpfung war Voss nicht selbständig eigen, sondern er wandelte einfach weiter auf der so schön und breit erschlossenen Bahn Stolbergs. Fritz Stolberg ist das Genie in der deutschen Homerübersetzung, ihm gebührt ihre schönste Palme. Rhythmisch aber hatte Voss ein Verdienst erworben. Sein Versbau war sorgfältig und gefällig, er hatte dem deutschen Hexameter gewisse Regeln gegeben; nicht dass sie nicht vor ihm dagewesen wären, aber er zuerst hatte sie einmal peinlicher gehandhabt. Aber,

meine ich, gerade dieses sein bestes Lob sollte zu seiner Achillesferse werden. Es ging seiner Nachbildung durch diese höhere Sorgfalt das Ferment des Ursprünglichen verlustig, seine Dichtung — wer wollte es leugnen — erhielt eine ermüdende, einschläfernde Färbung; während die Farbengebung, auch die rhythmische, Stolbergs immer wieder erfrischt und erfreut ganz wie in der Originaldichtung. Betrachtete man den Vossischen Vers in dem Herderischen Spiegel neben dem homerischen, so war es doch nur ein leeres, graues Schattengebilde; vgl. Volkslieder 2. Theil Leipzig 1779 S. 5: „Homers Vers, so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mitteilend, allem, was unter ihm wohnet, ist kein Schulen- und Kunsthexameter, sondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauch bereit lag und als gleichsam bildsamer Leim auf Götter- und Heldengestalten wartete. Unendlich und unermüdet fliesst's in sanften Fällen, in einartigen Beiwörtern und Kadenzen, wie sie das Ohr des Volkes liebt, hinunter. Diese, das Kreuz aller berühmten Uebersetzer und Heldendichter, sind die Seele seiner Harmonie, das sanfte Ruhekissen, das in jeder endenden Zeile unser Auge schliesst, und unser Haupt entschlummert, damit es in jeder neuen Zeile gestärkt zum Schauen erwache und des langen Weges nicht ermüde. Alle erhabenen Siehe! alle künstlichen Verschränkungen und Wortlabyrinthe sind dem einfachen Sänger

fremde, er ist immer hörbar und daher immer verständlich. Sein Tritt ist sanft, und die Ankunft seines Geistes, wie Ulysses Ankunft in der Heimat: nur der kann sein Vertrauter werden, der sich diese demütige Gestalt weder vorlügt noch hinwegschämet". Die Diktion schliesslich, wie Grimm es ausspricht, trug einen gebrochenen Ton; auch hier habe ich Belege gegeben; aber was schlimmer war, sie war nicht rein und nur zu oft poesielos nicht nur, sondern auch poesiewidrig; ja in manchen Einzelheiten wird man sogar, es ist so! an — Damm erinnert, wie von dem „Lieber Papa" Nausikaas und Versen wie: „Als die heilige Macht Alkinoos solches vernommen". und „Hüter der Schweine, wer ist der neulich gekommene Fremdling" für XX 191:

τίς δὲ ὅδε ξεῖνος νέον εἰλήλουθε, συβῶτα.

Doch genug. So war die Odüssee der doch nur sehr matte Abzug eines von Hause aus unnahbaren Originals. Es lag über dem Ganzen ein einfarbenes, glanzloses Dämmerlicht. Das aber ist nicht die Erscheinungssphäre der homerischen Welt, wo alles, selbst in ihren idyllischen Winkeln und Thälern, eitel Sonnenschein und goldene Klarheit; es lag ein Alltagslicht über der Copie, das zwar freundlich durch manches mit Kühnheit und Glück gebildete Neuwort verschönt, aber zugleich durch sprachliche und rhythmische Nebelflecken verhässlicht war. Was war diese ganze reiche wundervolle Fabelwelt geworden im Vossischen Dichter-

idiom? Die Schrecken des Seesturms und die Schauer des Orkus, die liebliche sonnenhelle Küstenwelt des Schwarzen- und Mittelmeers, der Glanz der meerumrauschten Zauberinseln und der strahlenden Königspaläste, alles war ja versucht worden nachzubilden in der Weise Homers, aber es war nur ein Schattenbild aus der Hand des Künstlers gegangen. Was war die Odüssee Homers geworden in dem spröden Rahmen dieser Hexameter, was ihre lichten Gestalten in diesem erkünstelten Deutsch? Was ist der Sirenensang im Prokrustesbette des Vossischen Verses und das Nachtigallenlied der 19. Rhapsodie in diesen stumpfen Takten? Lange Rubriken liessen sich aufstellen von wohlgelungenem und schlimmgefehltem; man könnte eines durch das andere für aufgewogen erklären, aber die Riesenkluft bleibt klaffen zwischen der Copie nicht nur und dem Original, sondern dieser besonderen Copie und ihrem möglichen Ideal. Denn welche Melodie, welcher Tonzauber ruht über den hexametrischen Werken Goethes und Schillers! Und einen ähnlichen hätte der Dichter nicht über eine deutsche Odüssee verbreiten können? Dann lag es an ihm, nicht an seiner Sprache; an der Begrenztheit und dem Unvermögen seiner Kraft, nicht an seinen Mitteln. Die Vossische Odüssee war nichts anderes geworden als eine blasse Kreidezeichnung des ionischen Wunderbildes; das Jahrhundert hatte nicht höheres erreicht.

Ja, wir sind am Ende; höheres vermag das Jahr-

hundert nicht zu leisten. Seine folgenden Uebersetzungen gehören weniger der auf- als der absteigenden Linie seiner Homerübertragung an; mehr der Uebersetzungsgeschichte, als sie unter der Leuchte des Absoluten keimkräftige Momente aufweisen. Es ist dann mehr das Erstarren der Homerübersetzung in steinernem Schematismus, als ein reiches Entfalten zu blühenderem Leben. Denn immer mehr verknöchert Vossens Theorie und immer mehr versickert der dünne Lebenssaft seiner Dichterader.

Dessungeachtet war die Odüssee eine Erscheinung von hoher Bedeutung für ihre Zeit. Denn diese Vossische Nachbildung war ja die erste der Odüssee von einem wahrhaften, wenn auch noch so relativem künstlerischen Werte. Bodmers Werk musste in ihrem Lichte um so kläglicher erscheinen; jenes hatte ein verschobenes und verwässertes Zerrbild, diese eine Zeichnung von immerhin sehr sicherer Linienführung gegeben; einem ahnungsvollen Erfassen der Originaldichtung ungleich lebendigeren Anstoss und festeren Anhalt. Die Vorstellung konnte nunmehr auf jedem Irrpfad des Helden mit einiger eigenen Nachhilfe leicht und genussreich heimisch werden. Noch im Februar 1781 hatte der Merkur geschrieben (S. 278): „Vater Homer verdient so sehr gekannt zu werden und ist es dabey dennoch so wenig“ und schon im August 1783 hiess es ebendort (S. 281):

Dass im Olymp, bey allen guten Tagen,
Die Götter selbst nicht ohne Plagen sind,
Kann heut zu Tage fast ein Kind
Aus dem Homer uns sagen.

Das war Vossens Verdienst. Auch war seine Uebersetzung zuverlässig; sein reales Verständnis seines Originals war in jede Zeile, jedes Wort, kann man sagen, eingedrungen. Was er gegeben hatte war fest in sich gegründet; er hatte mit Treue und hoher hermeneutischer Begabung gearbeitet, und nur seine Kunst war es, die nicht ausgereicht hatte; nur seiner Manier konnten die Bemängelungen gelten. Voss kannte sein Original wie die ersten Kenner von Fach, und das war und bleibt ein unanfechtbarer Vorzug seines Werkes, nach dieser Seite trug es — abgesehen von Halbheiten oder nichtigen Halbverständnissen — den klaren und festen Stempel der Classicität. So war das Jahrzehnt ihm dankbar und seiner Gabe herzlich froh und die Literaturgeschichte soll es bleiben; aber dabei nicht etwa alle seitherigen Erneuerungen zu Null depotenzieren und die künstlerische Relativität über der wissenschaftlichen Absolutheit zur Vollkommenheit emporschrauben dürfen. Das hat Bernays jüngst gethan in seiner Einleitung zu Cottas Neudruck der Odüssee (Stuttgart 1881) und hatte Herbst in seiner Biographie zuvor gethan.

Man darf nicht sagen, das Herbsts Buch, abgesehen von der Zähigkeit, mit welcher es Vossens Homerüber-

setzungen emporhält, Voss den Künstler und Voss den Menschen überschätze; solches thut das Werk keineswegs; ja Voss der Philolog hätte vielleicht ein helleres Lob verdient und sein „Scholiastenruhm“, welchen er sich so saure Mühe kosten liess und auf welchen er so stolz war, vielleicht eine beredtere Verkündigung. Im Ganzen aber schädigt seinen Erfolg für mich die unfreie Einseitigkeit des Verfassers in metrischen Dingen und eine horrende Ueberschätzung der antiken Einflüsse auf die nationale Kunst. Dazu sah ich mich nach der wiederholten Lektüre des weitschichtigen Buches zu der Frage gezwungen, ob ein so ganz exceptionell unliebenswürdiger Charakter und ein so problematisches Künstlertum eine derart anspruchsvolle monographische Vorführung verdient habe, solange viel freundlichere und glänzendere Erscheinungen unserer Literaturgeschichte noch in historischem Halblicht wallen.

Seinen Standpunkt der Antike gegenüber in ihrem Verhältnis zur neueren Literatur bezeichnet Herbst I,3: „Konnte der Naturalismus der Genieperiode nur an der leitenden Hand der Antike sich zu dauernden Kunstschätzen zurecht finden, so musste der eigenen Produktion die Reproduktion der klassischen Werke voraufgehen“. Warum? Goethe, Wieland, Herder, Lessing verstanden Griechisch und was dankt Schillers Drama der Antike? Der Goetz und der Fiesko sind durabler, meine ich, als die Natürliche Tochter und

kunstvollendeter als die Braut von Messina. An anderem Orte heisst es II, 1, 94: „der neue Geist der vaterländischen Literatur weckte die schlummernde Sympathie für die griechische und diese wieder belebte und reformierte die deutsche". Auch das ist nicht richtig; die „griechischen Sympathieen" schlummerten zu Vossens Zeit schon längst nicht mehr — man gedenke nur der Anakreontik und Lessings und Winkelmanns — und ihr Reformationswerk an der deutschen möchten manche wohl ungeschehen sein lassen. Da hört man weiter, dass in Italien Goethe seine poetische Wiedergeburt feiert (II, 1, 163) und in ihm sich leibhaft und wahrhaft die Ehe von Natur und Hellenentum (I 22) vollzieht; jenes jedenfalls in den Römischen Elegieen, den Inspirationen der „Römischen Triumvirn"; und dieses vermutlich in der Achilleis; doch wissen auch wir die Nichtvollendung der Nausikaa zu beklagen. Da erfährt man weiter, dass Prosaübersetzungen die rechte Werkstatt bilden, wo deutsche Prosa geübt und erzogen wird (I 181), und der Verfasser ist denn inzwischen auch Professor der Pädagogik geworden; wie mochte es anders sein? Da hört man ferner (II, 1, 94), dass Gustav Freytags Ingo ohne Homer und ohne Voss auch schwer zu denken ist — der Dichter wird es dem Biographen ob des Verdachtes, dass er so wenig griechisch gelernt, kaum Dank wissen — und dass diese famösen Ahnen für die vaterländische Kunst die Anfänge des jünsten Nationalepos bedeuten — dann be-

wahre uns der Himmel vor der Fortsetzung! Eine Aehnlichkeit zwischen Vossens Homer und den Ahnen wüsste ich freilich zu nennen, nämlich gemeinsame Manieriertheit der Diktion. Da soll weiter „gerade der unerreichte Rest, der zwischen der Odüssee und dem Original bestehen bleibt“, mit dazu gedient haben, dem ungelehrten deutschen Leser das Werk fast als ein Nationalwerk nahe zu rücken; fass' es, wer's kann. Da ist der Hexameter „der Culturvers in eminentem Sinne, das universellste aller Masse“; ja da ist er „vielleicht das populärste deutsche Mass“ geworden; er ist, „zu dem Ausdruck der ganzen Skala subjektiv lyrischer Stoffe und Stimmungen fähig“ (II I 88; deshalb auch macht Goethe seit 1802 keinen einzigen mehr. Da ist weiter der Vossische Homer „ein trautes Haus- und Volksbuch“ geworden; vermutlich, weil er sich aus Papas Schulzeit mitunter in einen äussersten Winkel des Familien-Bücherschrankes herüber gerettet hat und kein normal fundiertes Gemüt es über sich gewinnt, dieser abspannenden Verse mehr als etwa 500 hintereinander weg zu lesen. Da heisst es (II, 1, 93): „auf der von Voss gelegten Basis und von der vorbildlichen Kraft seiner Werke aus erhob sich nun der stolze Bau deutscher Uebersetzungskunst“: als ob die Uebersetzungskunst vor Voss so gar windig und hüttenhaft gewesen sei und die Grundsteine ihres „stolzen Baues“ nicht an der Schwelle des Jahrhunderts lägen; als ob die Anakreontiker mit Lessing im Urmaas oder

in Reimen nie Anakreon und Horazen nachgesungen und Vater Wieland, Garve, Goethe, Schiller, Herder „in seiner laxen Observanz“, wie Herbst den Nachdichter der Volkslieder zu kritisieren wagt, und A. W. Schlegel*) Vossens starre Principien in ihrer Uebersetzerthätigkeit nicht laut verneint hätten. Man sieht, hier überall handelt es sich keineswegs um subjektive Ansichtssachen, sondern einfach um Wahrheit und Nichtwahrheit. Doch zum Besonderen. Ich habe oben gesagt, der deutsche Hexameter sei ein vollendetes Wesen, seitdem man den Bau des antiken, ich meinte zunächst des lateinischen, überhaupt begriffen hätte, und das hatte bekanntlich bereits Ekkehard von St. Gallen. So sagt denn auch Herbst auf S. 78 (II, 1), gerade von dem vielgeschmähten Gottsched sei das Verdienst um Formung „korrekter“ Hexameter anzuerkennen. Korrektes kann sich aber unmöglich zu einem Korrekteren überhöhen. Vossens Fortschritte gegen seine Vorgänger Klopstock und Stolberg — auch auf v. Kleists metrischen Vorgang rekurriert Herbst nicht — bestehen denn auch gerade auf dieser Stufe seiner Kunst in einer reicheren Erkenntnis des Hexameters weniger, als in einer geschickteren Handhabung. Die Vindikation der Erfindung der männlichen Cäsur im 3. Fusse

---

*) So nennt Tycho Mommsen Herder u. A. W. Schlegel geradezu die Meister unserer Uebersetzungskunst κατ᾽ ἐξοχήν. cf. Schlegels Shakspere. Nachwort.

habe ich bereits abgewiesen. Wie konnte auch diese allerelementarste Bedingung des Hexameterbaus so lange sich versteckt halten. Uebrigens erkannte schon Zachariä a. a. O., wie sehr die Häufung solcher Cäsur die Dichtung monoton macht. Weiter rühmt Herbst Fortschritte in prosodischer Beziehung. „Der Klopstockische Hexameter und mit ihm sein Nachbild, der Stolbergische, bestand aus Daktylen und Trochäen; Spondeen, dies unentbehrliche Element der Kraft und des Nachdrucks, fehlten fast ganz, Voss machte eine reiche Auswahl Spondeen teils ausfindig in der Sprache, teils bildete er sie und schuf zugleich soviel neue Daktylen, dass nun Wechsel und Halt, männlicher Tritt und Stil möglich wurden".

Spondeen indess vermochte Voss unmöglich aufzufinden oder selbst zu schaffen. Deutsche Spondeen giebt es nicht. Die Tongesetze der deutschen Sprache ziehen den Accent auf eine bestimmte Silbe, gleichbetonte unmittelbar sich folgende Silben kennt die deutsche Sprache nicht. Eislauf und Eisfahrt sind Trochäen; stelle ich die Begriffe logisch gegenüber, so werden diese Worte wohl zu Jamben, aber Spondeen werden nimmer daraus. So ist auch dieser Sieg Vossens über den deutschen Spondeus nur ein chimärischer.

Kommen wir nun zu Bernays; zunächst zu dem Warum? seiner Neuausgabe.

Bereits im Jahre 1837 besorgte nach unserer

Statistik Abraham, Vossens Sohn, einen Neudruck der Odüssee, der 1843 sich wiederholte. Der Dürrschen Prachtausgabe lag ebenso die 1781er Ausgabe zu Grunde und sie liegt mir in 2ter Auflage vor mit übrigens üblen Holzschnitten. Der Odüssee- und Vossenthusiast hatte also Gelegenheit genug, wohlfeil oder mit Aufwand eines Odüsseeabdruckes habhaft zu werden; zudem besitzen so manche Bibliotheken die Originalausgabe aus Vossens des Vaters Hand. „Dennoch erlangte," schreibt nun Bernays S. V., „Vossens Jugendarbeit neuerdings weder die Verbreitung noch die Beachtung, deren sie in so hohem Maasse würdig ist. Noch immer wissen nur wenige [also trotz jener 4 (!) Neuausgaben], wie eigenartig und selbständig diese echte Form den nachfolgenden Bearbeitungen gegenübersteht". Und ein fünfter Neudruck soll da helfen können? —

Im Jahre 1814 erschien die 4. Ausgabe des Vossischen Homer; jede war als eine „stark verbesserte" aufgetreten. Unermüdlich hatte Voss geändert, nach seinem Wahne stetig zum Besseren. Man bricht also über ein 30jähriges Mühen den Stab, wenn man diese zahllosen Aenderungen schlechtweg als Verschlimmerungen verurteilt, und ein peinlicher Nachweis wäre doch wohl erst geboten, wieso verschlimmert wurde, und ob immer verschlimmert wurde. Nur dann wäre man berechtigt, über die späteren Ausgaben des Uebersetzers das deleatur auszusprechen. Diesen Nachweis aber hat Bernays den Literaturfreunden weder im

Allgemeinen noch den Vossenthusiasten — wenn es deren geben sollte — im Besonderen erbracht, sondern begnügt sich mit unzulänglichen, eigentlich sehr vagen Andeutungen. Nun aber erinnert man sich weiter, dass mit Voss die Versuche, Homer besttunlich zu verdeutschen, keineswegs still standen, und weiss, wie bis auf unsere jüngsten Tage immer neue hervorgetreten sind. Auch diesen — wie anders? — wird mit jenem Neudruck 1881 „zur Säkularfeier des Vossischen Jugendwerkes“ der Stab gebrochen. Das ist, dünkt mich, ein heikles Ding; eine sehr gewagte und verantwortungsvolle Sache, eine einhundertjährige literarische Strömung derart in dem Sande versiegen machen wollen, tabula rasa zu machen mit einem einhundertjährigen idealen und doch wohl nicht so ganz vergeblichen Mühen. So war auch hier unweigerlich doch zuvor ein peinliches Abwägen geboten, ob denn nun in der That — wer vermöchte es zu glauben? — alle späteren Odysseen unter die Odüssee zurückgesunken seien. Das mochte sehr mühsam sein, aber auch vor den Ruhm von Neuausgaben stellten den Schweiss die unsterblichen Götter. Und dann — man überlasse die Bücher doch ihrem Schicksale! Man wolle das Publikum doch nicht gar zu gönnerhaft bevormunden! Um durch eine Säkularhuldigung gefeiert zu werden, war die Odüssee ein doch viel zu relatives Ding, und begehrte man ihrer, so war sie wahrhaftig leicht genug zu finden. Man überlasse dem Publikum, über das Leben und Ableben der

Bücher selber zu entscheiden, und verschone es — wenn es auch noch so mütterlich geschieht — mit Ragouts, die einmal abgestanden sind. Ein klein wenig Tantenhaftes hat aber die Einleitung Bernaysens ohne Frage, man vergleiche nur Seite LXX u. fg., durch welche alle die zwar rührende aber völlig unbegründete Befürchtung klingt, als ob man nicht wisse, dass es schwieriger sei, eine Odüssee zu machen als sie einzuleiten. Immerhin ist Bernays von der Zunft und kennt sein Metier und hat eine helle freundliche Schreibart. Ganz über Gebühr eingenommen für seine Jubilarin ist aber auch er und wie die Herbstische Biographie mit blinder Begeisterung frohlockt:

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!

so spricht Bernays die Jubelgreisin mit den Worten heilig: „Doch keine historische Betrachtung ist nöthig, um uns die Trefflichkeit der deutschen Odyssee schätzen zu lehren. Das Gedicht selbst redet zu uns mit entzückenden Lauten und lockt und hält uns mit der Macht unvergänglicher Poesie, mit dem Zauber des Märchens und den ernsten Reizen ewiger Wahrheit.“ Nun vergegenwärtige man sich noch ein Mal den bleiernen Wiederklang des silbertönenden Eingangs bei Homer in den so total missratenen Versen bei Voss, in denen die sämmtlichen Hauptbegriffe durchaus falsch wiedergegeben sind, und führe sich ferner nochmals die „entzückenden Laute“ der Odüssee zu Gemüte, wie ich sie zu jenen Trauermärschen der vorigen Seiten com-

poniert habe, beleuchte sich die „unvergängliche Poesie“ des 1781er Werkes mit den Daten der Entstehungsgeschichte des Bernaysischen Neudrucks, und ich glaube, meine Leser werden über ihn hinweg zur Tagesordnung übergehen. Herbst lässt hier doch wenigstens mit sich reden und meint, trotz der Trefflichkeit der Odüssee seien noch Fortschritte, den Defekt zwischen ihr und dem Original zu verringern, denkbar. Ich meine es auch. Wir wollen das Beste hoffen. — —

Aber das Jahrzehnt — freilich durfte es ja nur dies sein — war glücklich einer deutschen Odyssee. So erfreut den Kunstliebhaber wohl eine Skizze nach Rubens' Daniel in der Löwengrube, da er das in England begrabene Original nicht mit Augen schauen darf. Schon im April 1782 zeigte das Buch Wieland an in seinem Journal (S. 87). „Wir gedenken,“ hiess es, „dieser Uebersetzung (welche, besag der ansehnlichen Subskriptionsliste, bekannt genug ist, um keiner weiteren Anzeige zu bedürfen) bloss als einer seltenen und merkwürdigen Erscheinung an unserm literarischen Horizont, und um dem Verfasser für das ungemeine Vergnügen, womit wir sie gelesen haben, öffentlich Dank zu sagen. Das Verdienst, so sich Herr Voss dadurch um unsre Literatur gemacht hat, ist den grossen Schwierigkeiten gleich, die er auf's glücklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, dass man sie beynahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen

Uebersetzungen Homers voraus hat, und worinn ihr allein die Italiänische des Abts Salvini an die Seite gesezt werden kann. Bey dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frey von affektierten Gräcismen, seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen u. dergl., ist überhaupt schön versificiert, und so fliessend, dass Niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiss, womit die Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. — Der Umstand, dass Herr V. Zeile für Zeile übersezt hat, wird dadurch, dass er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug, und jeder Andere, dem der Genius Homers nicht so sichtlich beygestanden hätte, würde unter einer so schweren Aufgabe erlegen seyn. — Kurz, Homer hat noch in keiner uns bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verlohren". Er sähe dem Urbild so ähnlich, dass der Unterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner Erheblichkeit sei. Das Hauptgewicht des Lobes fiel also auch hier auf den Fluss der Verse und die Treue; doch sieht man, wie schon hier Wielands wohlwollende Kritik etwas laviert und einer eingehenden Recension ausweicht.

Andere Journalstimmen liegen mir nicht vor; auch Herbst vermag keine weitern zu citieren. Noch aber führt er Schillers Privaturteil an Körner an (Brief-

wechsel I, 334) vom 20. August 88: „es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, dass ich den Ausdruck des Uebersetzers für kein Original [das Sch. freilich nicht kannte], wäre es noch so schön, missen könnte“. So steht es in Herbstens Text (II, I, 95); in den Anmerkungen aber versteckt er ein sehr wesentliches Korrelar; vgl. S. 290. o: da heisst es: „Den angeführten Worten gehn vorauf: 'ich lese jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voss' Uebersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag“. Wie findet man diese biographische Eskamotage und diese Schillerische Aeusserung über den „Kulturvers in eminentem Sinne“? Was heisst das Schillerische Diktum anders, als etwa ein: „Dies Trüffeleis ist ganz vortrefflich; die Trüffeln fortgerechnet, die ich gar nicht leiden mag?“ Und Herder? Nun, den Vers Homers, wie er ihn in den Volksliedern charakterisiert hatte, konnte er hier unmöglich wieder finden; und Goethe? Allerdings; der Vossische Homer erschliesst ihm eine neue Bahn, welche er aber, wie wir hören werden, nachmals auf das Nachdruckvollste verdammt, nachdem er sie verlassen. Auf die Odüssee, wissen wir, hatte er nicht subskribiert. Noch gilt es nun, das orthographische Kapitel der Geschichte der Odüssee zu Ende zu führen.

Trotz der Heyne'schen Briefe hatte Voss die Odüssee drucken lassen in seiner, von der bisherigen

abweichenden Orthographie der griechischen Eigennamen. Alle seine bisherigen Veröffentlichungen zur griechischen Literatur hatten sie bereits nach dieser seiner Weise geschrieben gezeigt; ausser den uns bereits bekannten ein Aufsatz, vom 26. Januar 80 datiert und im zweiten Stücke des ersten Jahrgangs des „Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Litteratur“ abgedruckt unter dem Titel (S. 297): „An Herrn Prof. Lichtenberg. Ueber den Ozean der Alten, von J. H. Voss“ und ein Uebersetzungsfragment aus der Odüssee, welches mit langen und zahlreichen Real- und Spracherörterungen im 1780er Aprilheft des Museums erschienen war unter der Aufschrift: „Ueber Ortügia. Aus dem 15. Ges. der Odüssee von Johann Heinrich Voss. Otterndorf, den 14. Februar 1780“. Erstgenannter Aufsatz „Ueber den Ozean der Alten“ war von den entsetzlichen Versen der Vossischen Uebersetzung ausgegangen:

> Dieser war jezo fern zu den Aithiopen gegangen;
> Aithiopen, die zwiefach getheilt sind, die äussersten Menschen,
> Gegen den Untergang der Sonnen und gegen den Aufgang —

hatte Beiträge zur homerischen Geographie gegeben und war am 3. April 1780 im 42. Stücke der „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften“ auf S. 346 also angezeigt worden: „Eine genauere Anzeige,

Prüfung und Auseinandersetzung erlaubt der Ort und die Absicht nicht; genug, die Abhandlung dient zur Empfehlung der angekündigten Uebersetzung der Odyssee, welche auch gelehrte Anmerkungen erhalten wird. Wir beklagen nur, dass Hr. Voss die Freunde der Litteratur durch seine sonderbare, zum Teil sogar grundlose Rechtschreibung der griechischen Namen, selbst abschreckt, ungeachtet er dieser Rechtschreibung nicht einmal treu zu bleiben wagt: denn wäre Härä (Ἥρη) richtig, so müsste ja auch Homär, Häsiod, Härodot u. s. w. geschrieben werden. Wird man nicht auch unsern Heiland Jäsus schreiben müssen? und wo ist der Erweis zu einer solchen Sonderbarkeit?" Daraufhin erschien im Septemberhefte gleichen Jahrgangs des Museums S. 235 ein Aufsatz unter folgendem Titel: „Ueber eine Rezension in den Göttingischen Anzeigen von Johann Heinrich Voss", datiert aus Otterndorf, den 6. Juli 1780, mit dem Motto aus Terenz: Hic respondere voluit, non lacessere. Obiger Passus aus den Anzeigen wird wörtlich abgedruckt. Sein Endzweck bei dem Einrücken obigen Aufsatzes über den Ozean in das Magazin und desjenigen über Ortügia ins Museum sei der gewesen, beginnt Voss, den Gelehrten Anlass zu eingehenderen Untersuchungen über beide Themata zu geben und — warum solle er es nicht gestehen? — den Kaltsinn der Gelehrten bei Beförderung der Subskription auf seine Odüssee vielleicht noch ein wenig ermuntern zu können. Das habe er seinem

Freunde, dem Herrn Hofrat Heyne, geschrieben und ihn gebeten, jene Aufsätze, sobald es seine Geschäfte erlaubten, anzuzeigen. Aber sein Freund habe nicht Zeit gehabt vermutlich und die Anzeige der Vossischen „Anmerkung“ über den Ozean einem andern überlassen, „der weder wusste, was er sagen sollte, noch was ihm geziemte, wenn er nichts zu sagen hätte“.

Hiermit war denn ein Dispüt begonnen von weiter Ausdehnung und reich an Spässen für die Unbeteiligten. Voss macht seiner Empfindlichkeit über die nicht erfolgte Anzeige seiner Aufsätze brüsk Luft und lässt bezüglich der gerügten Orthographie jenen Privatbrief Heynes vom 28. Mai 1878, worin er sein (oben von uns ebenfalls mitgeteiltes) gedrucktes Urteil über Vossens Schreibung auf dessen Darlegungen hin zurückgenommen habe, unverfroren abdrucken und begleitet ihn mit eingehenden Glossen. Hatte sich Voss in seinem Antwortschreiben auf Heynes gedruckten Brief auf das *βη βη* der Schöpse berufen und Heyne darauf privatim erwidert: „Das *Bη βη* kan nichts beweisen; denn alte Schöpse sprechen es dunkel, jüngere hell aus“, so antwortete Voss hier öffentlich: „Das heisst doch wohl Einwürfe gesucht! Die alten Schöpse blöcken also be oder vielmehr bö, die jüngeren bä: denn ö ist Heynens dunkles, und ä sein helles e. Das erste mag wohl einem Obersachsen so vorkommen; eigentlich hören wir von alten Schafen den dunkeln niedersächsischen Mittellaut boä. Aber wenn sie auch

bö anstimten: so halte es ein Anderer mit der heisern Aussprache schlaffer und eingetrockneter Kehlen; ich glaube billiger von der eigentümlichen Zierlichkeit der Schöpsensprache zu urteilen, wenn ich die Mundart der arkadischen Jugend zur Richtschnur annehme". So polemisierte Voss gegen den Privatbrief Heynes weiter, um den Recensenten der Anzeigen zu treffen; denn er wusste zur Stunde noch gar nicht, dass Heyne selbst der Recensent gewesen, und schloss mit der naiven Erklärung, dass er in seinen Anmerkungen — denn im Verse würde er nicht anders als Homäros sagen — solche bekannte Wörter, wie Homer, Hesiod oder Hesiodos, Herodot oder Herodotos deswegen teils ohne ä, teils abgekürzt gebraucht habe, weil ihm in Prosa an dem Klang nicht so viel gelegen sei, dass er darum die zärtlichen Augen und Ohren der Literaturfreunde durch eine Sonderbarkeit mehr, wenn sie auch Grund habe, abschrecken sollte. „Dies wäre ungefähr," schliesst er, „was ich bei Heinens Einwürfen gegen meine Rechtschreibung zu erinnern hätte. Jetzt ersuche ich meinen gestrengen Herrn hinter dem Schirme, mir bei Gelegenheit, wenn es der Ort und die Absicht verstattet, auch seine Gründe, wovon er in der Eile den schlechtesten ausgegriffen hat, zu offenbaren: warum er meine Rechtschreibung überhaupt als eine so sonderbare, und die mit ä als eine grundlose verurteilt".

Dieser Schluss war herausfordernd genug zu einer

Fortsetzung der tragikomischen Kontraverse. Aber ohne Vossens Rabuliersucht wäre sie kaum eingetreten und der Mann sicherlich der Fehde ferne geblieben, der nun eigentlich mit den Haaren und sehr fürwitzig hereingezogen wurde und nun kaum anders konnte als seine klassische Pritsche auf den Händelsüchtigen zu schwingen.

Im Göttingischen Magazin, Erster Jahrgang, Sechstes Stück 1780, fand sich als Nummer I: „Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond"; eine Art launiger Strafpredigt des mütterlichen Planeten an jenen, „gegeben im Krebs, den 24. Dezember 1880". In diesem Anschreiben, worin die Erde Vossens keineswegs einer Erwähnung würdig erachtete, fand sich auch folgender Passus. Der Mond werde nicht leugnen können, schalt die Erde unter anderem, dass er sich bei ihren guten Deutschen recht hinterlistiger Weise „einen Mannsnamen" erschlichen habe, und sich gegen den Gebrauch aller Völker nunmehr öffentlich von ihnen mit: „Der" titulieren lasse, ja es sogar dahin gebracht habe, die Leute glauben zu machen, unter ihnen beiden, Sonne und Mond, sei die Sonne die Frau, da es doch jedermänniglich bekannt, dass der Mond nichts sei, „als ein bloses Weib". „Schrieben Wir in einer andern Sprache an Euch," sagte die Erde, „so wollten Wir Euch dieses deutlich zeigen, da Wir aber einmal deutsch schreiben, so wollten Wir fürwahr lieber

Herr Jäsus und gebena, stehena*) schreiben, als die Monde und der Sonn". Nun, das war ein harmloser Witz, und Voss hätte ihn unbeschadet seiner Dichterfolie und seines philologischen Prestige mit urbanem Lächeln über sich ergehen lassen dürfen. So aber gab er ihm nur den Anstoss zu einem sehr rusticalen neuen Ausfall auf die Göttinger. Das Museum brachte im Maiheft 1781 als Nr. 10: „Ueber einen wizigen Einfall im Göttingischen Magazin", unterzeichnet mit: Voss. Hochfahrend beginnt das in souverainer Kürze gehende Elaborat: „Ich schreibe die griechischen Namen im Homer nach griechischer Aussprache, so weit mirs der Wohlklang im Deutschen zu erfordern scheint. Meine Gründe hat niemand widerlegt. Auch Herr Hofrat Heyne billigte diese Rechtschreibung, bis auf das η, das nach seiner Meinung nicht ä, sondern e, oder vielmehr ö, ausgesprochen ward.... Etwas ähnliches, aber nicht sehr bescheiden, verlangte ein Göttingischer Kritiker, der sich mir, als ich nachfragte, nicht zu erkennen gab. Ich widerlegte im Museum, 9. St. 1780, Herrn Heynens Gründe.... Auch hierauf ist nichts geantwortet worden. Aber im 6. St. des Gött. Magazins 1780 scherzt ein wiziger Kopf, im Namen unsrer alten Mutter [Erde], über gewisse Leute, die Herr Jäsus und gebena, stehena schreiben wolten.

*) Anspielung auf des grossen Königs unsterblichen Vorschlag, eine Regeneration der deutschen Sprache durch solche Suffixe zu versuchen.

Ein Mann, der über schöngeistrische Ignoranz, und über die unwissenden Tröpfe, die nur die Possen anderer Monatsschriften, und nicht die gründliche Gelehrsamkeit des Göttingischen Magazins verständlich finden, so richtig denkt und so artig schreibt: hätte doch eigentlich wissen sollen, wovon hier die Rede war".

Das war denn allerdings ein Herausruf in die Schranken, wie er grosssprecherischer und übermütiger nicht laut werden konnte, und mit aristophanischem Gelächter trat — Lichtenberg auf den Plan. Im dritten Stücke des zweiten Jahrgangs des Magazins erschien als Nr. VI: „Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe: oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh, eine literarische Untersuchung von dem Concipienten des Sendschreibens an den Mond". „Wäre der schaale Spott," begann der Aufsatz, „der pedantische Eigendünkel und die lächerliche Empfindlichkeit, mit einem Wort, der gänzliche Mangel an Geschmack und an Gefühl von Convenienz, wodurch sich einige der neusten Aufsätze des Herrn Rektor Voss im D. Museum auszeichnen, die Folge seines tiefen Studiums des Homer und des Hexameterbaues: so sollten die Obrigkeiten das Studium des Homer und den Hexameterbau öffentlich verbieten". Es sei unmöglich, über so ganz nichtswürdige Gegenstände ekelhafter zu schreiben als Hr. Voss. Er habe sich denn auch wirklich durch diese unerträglichen

Aufsätze so sehr in der Achtung von Männern von Geist herabgeschrieben, dass sie jetzt nichts mehr läsen, worüber oder worunter Voss stünde. Der Ton seiner Schreibweise über so nichtige Gegenstände sei ein so unpolierter, stolzer, kleinstädtischer Schulton, dass er selbst den erhabensten Gegenstand schänden könne. Da die Griechen, kommt dann der Verfasser zur Sache und zur Erklärung des Anlasses dieser seiner Aeusserungen, den Laut ihrer Schöpse durch βη βη, die Lateiner zuweilen das η durch ae ausgedrückt hätten, so habe Voss geschlossen, die Griechen hätten ihr η wie ä, oder weil die Schöpse an der Elbe bei ihm ein votum decisivum in der Sache haben müssten, wie äh ausgesprochen. Nicht sowohl nun, um jene Muthmaassung zu widerlegen, als vielmehr ihm die Thorheit seiner Rechtschreibung auf einmal fühlbar zu machen, sei Voss gefragt worden, ob er auch Hr. Jäsus und Amän statt Amen schreiben wolle — nach seiner, des Verfs. Gefühle höchst vortrefflich. Hr. V. selbst sage in der Angst, der Einwurf sei nichts werth, und finde doch für gut, sich darnach zu richten. „Er teilt nemlich, diesem nichtswürdigen Einwurf zu gefallen, seine neue Orthographie in eine esoterische und exoterische (s. o.).... Ein Beyspiel von elender, schulfüchselnder Rechthaberey, dergleichen es wenige giebt“. Er würde sein Verfahren so nennen und wenn er Kammerherr oder Minister wäre; er wähle das Wort nicht, weil Voss Rektor sei, sondern weil es unentbehrlich werde,

wenn man die Begriffe von Eigendünkel, stolzer Selbstgenügsamkeit, wichtig thuendem Anstande bei den nichtswürdigsten Kleinigkeiten ausdrücken wolle. „Also Hr. Voss will nicht Hr. Jäsus schreiben. Nun kam ich mit meinem Sendschreiben der Erde an den Mond und sagte: sie (die Erde) wolle auch nicht Hr. Jäsus schreiben. Viele verstunden die ganze Zeile nicht, und andere hielten sie für ein Compliment gegen Hrn. V. und erklärten sie dahin: Die Erde selbst wage nicht zu thun, was ihr Voss nicht thun wolle. Allein das böse Gewissen ist ein feiner Ausleger, und Hr. V., der Geschmack genug besizt, zu sehen, wo der Einwurf hinführt, und mehr bey diesem Nahmen, so geschrieben, zittert, als er gestehen darf, wirft mir mit der ihm eigenen Bescheidenheit, und noch dazu im ersten Wonnemond, den das Deutsche Museum erlebt hat, vor: ich hätte wissen müssen, das ist, ich hätte nicht gewusst, wovon die Rede gewesen wäre". Das sei die Klage; der Leser werde eine Verteidigung also verstatten; er werde kurz sein, damit nicht auch dieser Aufsatz, worinnen der Name Voss vorkommen müsse, das Schicksal derjenigen teile, worüber oder worunter er stehe.

Der Streit, sagt Lichtenberg, könne gar nicht entschieden werden. Niemand habe die Griechen sprechen gehört. Die Töne seien eher als die Zeichen; diese Dinge der Convenienz. Die Hunde bellten jetzt hau, hau, also im neuern englischen how, how, beim Shak-

spere bellten sie indessen bowgh, waugh; was werde aber aus den Wörtern blow, sow, show, overthrow, bow? Aber hätte Voss auch bewiesen, dass die Griechen ihr η wie die Hämmel prononciert hätten und man wäre in Deutschland wirklich einfältig und bardenmässig genug, so zu schreiben, so wäre dennoch weniger als nichts (Verlust) gewonnen und Spott oder Lächeln des Erbarmens. Jedenfalls wäre es billig, Hr. Voss liesse vor die Exemplare seiner Odyssee, die er für seine Gelehrten bestimmt, von Hrn. Chodowiecky irgend etwas stechen, das blöckt, mit der Unterschrift:

Sic Voss; non Vobis".

Aber das sei noch nicht alles, was sich gegen Hrn. V. einwenden lasse. Sein äh sei nicht blos ein unnützer, neuer, sondern auch ein hässlicher, unangenehmer Laut; „eben weil es der Schöpsenlaut ist, und das ist vermutlich die Ursache mit, dass man ihn trotz des Erasmus wieder vergessen hat". Hier habe, schliesst Lichtenberg, Hr. V. seine Erklärung. Wenn ihm ihr Ton nicht gefalle, so müsse er bedenken, dass pedantischer Eigendünkel und Stolz eben so vogelfrei sei, als Irrtum mit Bescheidenheit sanfte Zurechtweisung verdiene. Vielleicht habe Voss, der streitbare Mann, hier also wieder eine erwünschte Gelegenheit, sich um eine Staffel herunterzuschreiben: „Ich werde ihm nie ernstlich antworten, ich wollte lieber — — o ich wollte fast lieber Hr. Jäsus schreiben. Aber

das will ich thun, wenn es mir zu nah gelegt wird, ich will hingehen und recta den Mond verklagen".

Hierauf nun schrieb sich Voss wieder eine Staffel herunter, wiederum im Museum im „März oder Lenzmond" 1782 in einer: „Verteidigung gegen Herrn Prof. Lichtenberg", datiert von Otterndorf, den 21. Dezember 1781, unter dem Motto gehend aus Quintilian: Nimium risus pretium est, si probitatis impendio constat. Hier erfahren wir zunächst zur Sache: dass Voss zuvor Heyne um die Erlaubnis angegangen sei, jene seine Einwürfe bekannt machen zu dürfen, dessen Erklärung aber kurz dahin gelautet habe: Voss könne thun, was er wolle. Inzwischen auch war diesem kund geworden, dass der Recensent der Anzeigen Heyne selbst gewesen sei. Voss teilt nun seinen Lesern Lichtenbergs witzigste und schärfste Wendungen zunächst mit und fügt hinzu, dass im Anfange des September bezügliches Stück des G. Mag. ihm per Post zugegangen sei, und zwar sei die Lichtenbergische Abhandlung über Beh Beh und Bäh Bäh mit eingelegtem Papiere versehen gewesen und auf dem Titelblatt habe von fremder Hand das Motto gestanden: „Wer viel plaudert, macht sich feindselig; und wär sich viel Gewalts anmasst, dem wird man gram. Jäsus Sirach XX, 8. Von Freunden der Wahrheit". Voss, der natürlich Lichtenberg nicht mit seinen eigenen Waffen unsterblichen Witzes zu Leibe kann, bricht denn wieder mit Eifer Lanzen für seine Orthographie. Allerdings werden Versuche angestrengt, ihm es auch

an Witze nachzuthun. „Ich kann nicht leugnen,“ heisst es, „dass es possierlich genug sei, sich den Fall zu denken, dass die Griechen die Göttin der Jugend mit dem jammernden Tone der alten Hämmel Hähbäh angeblöckt haben. Eben so possierlich, als wenn nach tausend Jahren, nachdem jemand den Laut des italienischen au mit der Bezeichnung des Hundegebells in einem alten italienischen Schriftsteller bewiesen hätte, ein zweiter Lichtenberg diesen Beweis durch den schnurrigen Einfal zu entkräften suchte: Also hätte Petrarka seine Schöne wie ein alter Köter: Lauaura! angebellt. Aber Hr. L. wird mir dagegen auch einräumen, dass dieser Wiz auf attische Feinheit nicht sonderliche Ansprüche habe, sondern höchstens wol nur als ein Schwank oder Jux (wie sie's nennen) der Musensöhne in dem edlen Leinathen so mitlaufen könne. Und auch das nicht einmal. Denn ein braver fideler Pursch erlaubt sich keine Lügen. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Hrn. Lichtenbergs Verstande sich so weit vergessen konnte. Denn wenn er aus Unwissenheit auch glaubte, der Schluss aus βη auf ä sei meine Erfindung; wo habe ich denn für dieses ä den dunkeln Ton der alten Schöpse und ihr langgezogenes wehklagendes Geblöck verlangt? Ich habe Mus. 1780. Sept. S. 244 so bestimmt als möglich gesagt, dass ich den Ton meine, womit man das französische est und mais, und S. 249, womit man den statt denjenigen ausspricht“. Ja, das ist ja eben

der Schöpsenlaut! Ich habe gerade in diesen Tagen*) die Ausdrucksmittel der alten und jungen Schöpse, der Lämmer und Mutterschafe, der Hammel und Böcke der Samswegener Weideflur mit hingebender Musse beobachtet und muss feststellen, dass ihre phonetische Aeusserungsfähigkeit durchaus an das französische mais gerade gebunden blieb; es ergaben sich wohl Differenzen in der Stimmlage und Tonfülle, aber das Idiom blieb das gleiche; es fanden sich wol gemütliche und musikalische Abschattungen und wechselnde Cadencen, überhaupt eine reiche Manigfaltigkeit der Tonstufen, aber das Substrat der Töne selbst blieb das französische mais. So kommt Voss über den Schöpsenlaut nicht hinaus, wie sehr er wider den Stachel löke. Im Uebrigen bewegt sich Vossens Erwiderung in peinlicher Weitschweifigkeit.

Das Geheimnis der Wirkung in derlei Polemik, straffe Kürze und schneidige Prägnanz, kennt er nicht, und man wird müde, diesen mühseligen Glossen zu Lichtenbergs sprühenden Witzen Gehör zu geben, und freut sich, wenn Vossens Verteidigungsschrift bei den Worten zu Ende kommt: Er habe die Nacht darauf, als Lichtenbergs Geschenk mit der Post gekommen sei, einen Traum gehabt. Ein blauäugichtes Mädchen von göttlicher Schönheit sei ihm erschienen und habe ihn in der Sprache Homers angeredet, die ihm zwar mit

*) März 81.

nie gehörter Anmut aber doch nicht unverständlich getönt. „Sie nante sich Athänä, mit einem sehr lieblichen Laute, der unserem ä in Mädchen nicht unähnlich war, ermahnte mich, kalt und mit strenger Wahrheit zu antworten, und verschwand mit diesen Worten:

Σὺ δὲ θάρσει τόνδε γ' ἄεθλον·
οὔτις Φαιήκων τόνγ' ἵξεται, οὐδ' ὑπερήσει".

Die Odüssee brachte damals diese Verse in der wenig geglückten Fassung:

In diesem Kampfe sei sicher!
Kein Phaiake wird dich erreichen, oder besiegen.

Vossens Gründe hatten nicht überzeugen können. Die leichte Form Lichtenbergs musste den Eindruck seiner formlosen Impertinenzen noch erhöhen, und für alle Fälle blieben die Lacher auf jener Seite. Das stolze Bewusstsein seiner Kunst, wie es sich zum Schlusse hin Ausdruck gab, hatte ebenfalls nichts gewinnendes, so wenig wie der ganze klopffechterische Ton seiner „Verteidigung", die weniger eine solche als ein Ausfall war. Der Phäake Lichtenberg antwortete dann dem Athänä-Geweihten von neuem in seiner Zeitschrift (Dritter Jahrgang, Erstes Stück 1782) auf 71 Seiten unter der Aufschrift: „Ueber Hrn. Vossens Verteidigung gegen mich im $\frac{\text{März}}{\text{Lenzmonat}}$ des deutschen Museums 1782. Von Prof. Lichtenberg mit dem Motto:

To bäh or not to bäh, that is the Question.

Der Schreiber begann: Ich hatte dem Mond, wenn

mir Hr. Voss antworten würde, mit einer Klage gedroht, weil ich damals überzeugt war, und es noch jetzt bin, dass man den Einflüssen dieses wässerigten Gestirns einzig und allein den orthographischen Pips zuzuschreiben habe, womit einige unserer Landsleute neuerlich befallen worden sind. Die Antwort ist nun erschienen; allein ob sich gleich die Symptome der orthographischen Influenze darin hier und da deutlich genug zeigen, so ist doch der Mond an dem grössten Teil derselben entschuldigt. Darunter verstehe ich hauptsächlich die netten Verdrehungen meiner Worte, und des ganzen Standes der Sache; Hrn. Vossens Sprache, die sich hier und da mit Rohrsperlingischer Mässigung ergiesst; und dann die Beschuldigungen, womit er mich überhäuft, welches alles sicherlich Ausbrüche seines eignen edlen und demütigen Herzens und grossen Geistes sind". Ich kann nur einige Punkte des Aufsatzes hier herausheben.... „Ferner sagte ich: ich glaubte, dass das ä in den angeführten Wörtern vielleicht blos deswegen unangenehm klänge, weil es der Schöpsenlaut sey. Hierauf antwortete Hr. V. mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, also müste Laura unangenehm klingen, weil einen das au an das Bellen eines alten Köters erinnern könte.*) Sehr passend. Wie aber wenn Petrarch seine Laura Hau-Wau genannt hätte, so wie Hr. V. seine Hebe Häbä; da möchte denn doch der alte Köter die Erinnerung an ihn ein wenig aus dem Schlaf gebellt haben. Allein ist denn

das Bellen eines alten Köters so unangenehm? Nicht dass ich wüste. Ueberdas sind die Hunde kluge, grosmütige und treue Tiere, von denen sogar manche menschliche Seele voll Bauernstolzes lernen könnte*) und solte. Sie verehren und verteidigen z. B. den Lehrer, der ihnen das apportiren beygebracht hat, und beissen ihn sicherlich nicht, selbst wenn er ihnen etwa unversehens einmal auf den Schwanz tritt; aber die Schöhpse, das sind erbärmliche Schöpse"…. So hiess es denn, dünkt mich, doch trotz Athänäs Prophezeihung: „Phäaken über Dir!" Doch man höre weiter…. „Wenn ich aus dem, was Hr. V. von dem Reitz der Neuheit in Wörtern und der Polüsüllabilität der Nahmen sagt, folgern wolte, dass er ehestens statt Zeus: Brontontonbombastomenos setzen würde, so wäre die Folgerung nicht so kindisch als die seinige aus meinem Behaupten und meinen Grundsätzen. Denn Zeus, man mag nun lesen Zeus oder Zefs, ist ein so einfältiges Wort für den Gott der Götter, dass die Spanier ein majestätischeres für eine Lichtputze haben, die heisst, glaube ich, Despavillodēra. Gewiss jedermann, dem beyde Wörter unbekannt wären, würde denken, Zefs wäre die Lichtputze, denn es steckt wirklich etwas vom schnellen abschneutzen in dem Wort…. Und was soll denn nun der Vorwurf, dass ich von anderer Leute

*) Lichtenbergs Orthographie ist, wie man sieht, nicht consequent.

Erfindungen manches wisse, hier? So viel ich weiss, besteht der grösste Theil unserer Gelehrsamkeit in der Kenntniss von anderer Leute Erfindungen, und so gar die Kenntniss von anderer Leute Narrenspossen hat manchem Manne einen Nahmen gemacht, der sie nicht einmal für Narrenspossen hielt. Orthographische Welterlöser können wir doch fürwahr nicht alle seyn.... Er nennt meine Bewunderung von Garricks Spiel karikaturmässig. Die bezüglichen Briefe haben, wie ich höre, dem D. Museum mehr Aufnahme verschafft, als alles, womit Hr. V. diese Schrift seit jeher beklext hat. Allein dass sie Hr. V. missfallen haben, geht mir über alles Lob, denn sein Kopf kann so unmöglich die Idee von einem Mann wie Garrick fassen, als Otterndorf die Stadt London.... Hr. Voss kam etwa im Jahr 1772 nach Göttingen, um zu studiren. Ich glaube ziemlich hilflos. Er fand hier seinen jezigen Schwager, den Justitzrath Boie zu Meldorf. Sie wurden bald Freunde, weil der eine immer Oden recitirte, die der andere vielleicht nicht ungern hörte. Boie war mit dem Heynischen Hause vorher bekannt, weil er, wirklich, wie ich glaube, ein guter Mann ist, der aber aus Phlegma und Misverstand, wie es häufig in der Welt geschieht, mehr Schaden thun kann, als oft die Falschheit selbst. Boie meldete Hrn. V. bey Herrn Hofr. H. an, und zwar unter der wirklich herrlichen Rubrik: als einen Bauerjungen, der Verse machen könne. Das war recht schön, und ist fast das beste,

was ich noch von Boie'n gehört habe. Er bat für ihn um einen Freytisch. Hr. Hofr. H. verschaffte ihm diesen und Hr. V. wurde zwey Jahre hier auf dieses Mannes Vorwort gefüttert, und genoss dabey dessen Unterricht.... Als Hr. V. Göttingen verliess, und sich zu setzen trachtete, versah ihn Hr. Hofr. H. mit Zeugnissen, wo ich nicht irre, noch bis nach Otterndorf hin, und dieses macht Hrn. V. Ehre, denn er bedurfte wirklich des defensiven Zeugnisses eines solchen Mannes, der ihn näher kannte, wenn es auch blos gewesen wäre, den Eindruck auszuglätten, den sein Pasquill auf die Franzosen und seine übrigen poetischen Trompeterstückchen in dem Boie'schen Musenalmanach auf einige Leser gemacht hatten: das konnten Jugendfehler seyn, und wer hat die nicht? Allein kaum war Hr. V. weg, so liess er einiges ins D. Museum einrücken, wovon er eine umständlichere Anzeige in den hiesigen Zeitungen erwartete oder verlangte, als einem Journal bey Anzeigung eines andern verstattet ist. Dieses that Hr. Hofr. Heyne nicht, wovon er wohl Hrn. V. die Ursachen angezeigt haben wird. Als indessen einmal gesagt wurde: es wäre Schade, dass er die Homerischen Nahmen so verstelle, so entbrannte sein Zorn, und was that er? Er vertheidigte sich nicht etwa bescheiden, wie der Tadel war; nicht wie ein Schüler gegen seinen Lehrer; nicht wie der ehemals Dürftige gegen den Mann, auf dessen Vorwort er war gefüttert worden; nicht wie gegen den Mann, der ihn väterlich mit

Zeugnissen versehen, die in allen Hauptstädten von Europa respectirt worden wären: sondern er liess einen Privatbrief des Hrn. Hofr. H. drucken, ohne zu bedenken, dass dieses allein schon jedem rechtschaffenen Menschen unmöglich ist; aber was noch mehr ist, er fügte diesem Brief Noten bey, worin kein Mensch den aurigam ac pellionen leicht verkennen wird, und that das alles mit einem Eifer und einer Rabulisten-Suade, als gälte es seinen Hals, als wäre die Frage: To be or not to be? Da es am Ende doch nichts weiter ist, als: to bäh or not to bäh. Hätte man Hrn. V. die grösste Entdeckung dieses Jahrhunderts streitig gemacht, so war sein Ton noch immer gegen einen solchen Mann ungezogen, aber bey diesem nichtswürdigsten aller Plunder, bey einer Erfindung, dergleichen der Physiker alle Tage macht, wenn er einen papiernen Stöpsel hinsteckt, wo ein Kork gesteckt hatte, so zu schreiben! Es ist überhaupt so etwas eignes in allem, was der Mann sagt, wenn er lehren oder witzig seyn will, das leichter empfunden als erklärt wird, und das sind noch die besten Stellen, denn an vielen Orten ist es eben so leicht zu erklären, als su empfinden. Es ist nicht feiner Witz, nicht Spott, nicht angenommene drolligte Satyr-Laune, sondern ein rohes, polterndes, bauernstolzes Betragen, abwechselnd mit den plattesten Einfällen, die sich kaum die Bedienten untereinander erlauben“. Doch ich schliesse hiermit ab. Inmitten dieses Streites war denn die Odüssee erschienen, in

der Schreibweise der Stolbergischen Ilias. Prüfen wir den Verlauf der ganzen Angelegenheit, so wäre freilich die ganze Frage besser nicht derart zur Verhandlung gelangt. Wie die Griechen ihr *H* ausgesprochen haben — wir wissen es heute noch nicht und werden es nie erfahren. Dass sie das Zusammenklingen mit dem Schöpsenlaute abgehalten haben sollte, es ä auszusprechen, lässt sich sehr bezweifeln. Dass ihnen je eine solche Aehnlichkeit bewusst geworden sei, ist so wenig anzunehmen, als wir bei dem Worte Kätchen an Käse zu denken pflegen. Ob also Voss nicht doch schliesslich Recht hatte, steht dahin; wohl aber mochte es Thorheit sein, gegen die Tradition der Jahrhunderte ankämpfen zu wollen; so wurde er mit Recht auf die Consequenz z. B. in Jesus hingewiesen. Ferner aber hatte Voss guten Grund, auf Heyne's Anzeige ärgerlich zu werden. So kündet man kein Buch an, das einer Empfehlung so dringend bedurfte, als damals gerade die Odüssee, die überdies für Voss eine Lebensfrage bildete, deren Erscheinen oder Nichterscheinen für seinen Namen schliesslich doch die Frage: Sein oder Nichtsein? bedeutete. Die Art freilich, wie er diesen Fehler Heynes zu einer schreierischen literärischen Fehde breit spann, das plumpe Herausfordern der Gegner und der Ton, in welchem er den Streit führte, richteten sich selbst, und hart genug wurde er gestraft, als seine Sache nun nicht Heyne, sondern der gefürchtetste Satiriker der Zeit aburteilte. Seine

Pritschenschläge sollten Vossens Freude über die günstige Aufnahme der Uebersetzung nun bitterlich vergällen, und die Zeitgenossen ergetzte auf das ergreifende Schauspiel der Heimfahrt des Odysseus nun auch ein Satyrspiel, und es blieb nicht ohne heiteren Wiederhall. So brachte der Mercur im Oktober des Jahres einen Aufsatz unter dem Motto aus Seneka: Inde Vobis ira-est, quod exigua magna aestimatis, überschrieben: „Einziges Mittel, die gelehrten Partheien auseinander zu bringen, wovon die eine lieber Hebe als Häbä und die andre lieber Häbä als Hebe sagt". Als dieses Mittel wurde der Vorschlag bezeichnet, die griechischen Götter und Helden weder griechisch noch lateinisch auszusprechen, sondern ihnen allen deutsche Namen zu geben. Das würde so gar schwer nicht sein. In einem Schärzgetichte Filip Zesens, welcher Mann der Gottsched seiner Zeit gewesen zu sein schiene, diesen aber in der Puristerey noch sehr weit hinter sich lasse, sei die Bahn bereits bezeichnet. Da finde sich denn für Venus die Verdeutschung: Lustinne, Schönminne, Libinne, Lachmund; für Jupiter: Donnermann; Pallos: Kluginne; für Neptunus: Schwüm-marth oder Wasser-reich; für Vulcanus: Hinkmann, Gluthfang; für Diana: Weidinne, Jagt-dinne; für Echo: Schallinne. Der Einsender beklagt, dass Zesen nicht alle griechischen und lateinischen Götter und Helden so zu teutsch gemacht habe, „dann wäre doch auf einmal der fürchterlichen Fehde ein Ende gemacht, wo beide

Partheien blutigen Schweiss schwitzen, dem Christlichen Theil des Publikums die Haut schauert und dem Unchristlichen das Zwergfell dröhnt". Bald genug indess giengen die Gelehrten über das ä in Vossens Häbä und das ü seiner Odüssee — zur Tagesordnung über in der hergebrachten Schreibart, und Voss selber folgte im kreisenden Laufe der Zeiten, aber dennoch erschien sein Gesamt-Homer wiederum in einem besonderen orthographischen Kleide.

Hiermit schliessen wir denn auch das orthographische Zwischen- und Nachspiel der Vossischen Odyssee vom Jahre 1781 und fahren fort in unsrer Geschichte.

„Mit Furcht und Zittern", hatte Bürger am 6. Januar 1777 (Weinhold, H. Chr. Boie S. 202 fg.) an Boie geschrieben, „nahm ich das Novemberstück in die Hände — — aber ich kleinmütiger! habe zu meiner stolzen Beruhigung gefunden, dass ich mehr Kraft besitze, als ich mir selber zugetraut hätte. So gut als man in Hexametern übersetzen kann, hat Stolberg mehrenteils übersetzt". Im März erschien denn sein Aeneiden-Fragment — in Hexametern, und am 25. Oktober 1779 vertraute er Boie, dass er so gut als fest entschlossen sei, den Homer liegen zu lassen: „die Jamben machen mir allzuviel Schwierigkeiten, und am Ende würde ich für alle meine Mühe mit Undank belohnt. Wollte ich mir selbst aufs Maul schlagen und

noch den Hexameter ergreifen, so dächte ich, solte es Stolbergen und Bodmern nicht wol bekommen. Allein das verbietet mir der Stolz". Aber dennoch übermochten den Stolz mächtigere Impulse, von neuem in die Ringbahn einzutreten, und in dem ersten Stück des ersten Bandes des Göckingischen „Journals von und für Deutschland" veröffentlichte er im Jahre 1784 die ersten 4 Gesänge der Ilias in Hexametern (S. 48 fg.). „Auch ich stand und stehe", sagt der Wackere, „noch immer vor dem Ziele, welches ganz noch kein Schütze getroffen hat,

Ob ichs treffen kann und Apollon mir Ehre verleihet".

Er bekennt, er hätte die Waffen verändern müssen. In seinen Jamben wäre nie Homers Ilias zu Stande gekommen. Doch bereue er Zeit und Mühe nicht, welche ihn die jambischen Versuche gekostet hätten. Er wisse, wie sehr ihn diese athletische Anstrengung gestärkt habe. „Das lange beharrliche, und dennoch oft vergebliche Durchwühlen des ganzen Sprachschatzes musste mir notwendig eine genauere Kenntnis desselben erwerben, als ich sonst jemals erlangt haben würde". Man dürfe ihm aber nicht den Dünkel beimessen, dass er glaube, seine Vorgänger niedergearbeitet zu haben. Die Stolbergische wie die Arbeit des Ungenannten hätten viel eigentümliche angeborne Schönheit und Stärke, dass sie ihres blühenden Daseins und wäre er noch so reich, niemand berauben könne. Stolberg würde freilich mehr erreicht haben, wenn „der Fleiss

seinen hohen, mit zu raschem Ungestüm fortstrebenden poetischen Genius mehr im Zaume gehalten hätte. Er flog, im Ganzen genommen, ziemlich die Richtung der homerischen Bahn, sah aber nicht immer scharf genug vor sich hin auf Gleis und Fussstapfen“. Vom Ungenannten heisst es: „er würde mehr geleistet haben, wenn er besser auf Homerheit Acht gehabt hätte und nicht öfters eine so phraseologische — oder wie soll ich mich deutlich genug ausdrücken? — nicht eine, in so wort- und silbenreichen Redensarten sich ergiessende Sprache führte. Nichts aber ist dem homerischen und überhaupt allem poetischen Ausdrucke mehr entgegen, als die aus stillschweigendem Uebereinkommen entsprungenen sogenannten Sprachredensarten. Alles das sind flatternde Troddeln an dem goldenen Schwerte Apollons, welche den Schwung und den schärfern Einhieb hemmen“. Im Uebrigen nimmt er diese Uebersetzung gegen die Kritik des D. Museums in Schutz, über die des nun verewigten Bodmer aber will er rücklings den Mantel der Liebe werfen. Gegen die übergrosse Pietät und Rücksicht oder die Ueberschätzung, mit welcher man diesen Homer Bodmers aufgenommen, mag Bürger eifern, wenn er sagt: „der muss dem alten *θειος αοιδος ·λαοισι τετιμενος*, dem göttlichen Sänger, welchen die Völker verehren, auch nicht einen einzigen Ton richtig abgelauscht haben, welcher sich überreden kann, ihn in dieser Uebersetzung wieder zu hören“. Die Unmöglichkeit einer höchst getreuen höchsthomer-

ischen Verdeutschung des Originals, die gleichsam auf der Grenze des non plus ultra der deutsche Wiederhall des griechischen Originales wäre, wird von Bürger eingeräumt, doch ist es sein Hoffen, als der getreueste Uebersetzer auf dem Plane zu erscheinen: „Denn unverwandt und bis zum Schmerze habe ich die Augen auf den Punkt gerichtet: dem Homer an Geist und Leib auch das kleinste nicht zu geben oder zu nehmen“.

Diese nunmehr also hexametrische Sprache Bürgers litt ebenfalls an Uebertrumpfungen des Originals, an forcierten, volkstümelnden Wendungen, denen jedes homerische Maass gebrach. Es fehlte ihr und ihrem Verse an Anmut und Haltung; sie gieng durchaus im schreierischen Tone der Genieperiode, der einem deutschen Homer so gar nicht frommt. Es fehlte dichterische Reinheit, formelle Abklärung und Harmonie, fehlte das Gepräge einer stilsichern Kunst, die feinere Rundung und Feile. Dort aber, wo sich solche Ausstellungen begründen, ist keine Treue.

Die häufigen Hui! und Kriegsheld, Künder für Herold, Huldinn sind Wendungen, die neben vielen ähnlichen der Uebersetzer Homers aus unserer „alten Ritter- und Heldensprache“ zu entlehnen minder für erlaubt als angezeigt hielt; vgl. seine Anmerkung zu III, 21; seine Absicht sei keineswegs, sich durch gewaltsame Grimassen auszuzeichnen und ausgestorbene Worte wieder aufzuwecken und in Umlauf zu bringen. Indess dem Homerübersetzer, freilich auch nur ihm,

müssten sie nachgesehen sein. In gleichem Sinne verteidigt er sein: farrenäugig, vgl. Anm. zu I, 551. Damit berührt er einen sehr difficilen Punkt. Was die schlechte Kongruenz der Wortbilder angeht, so deckt ja unser: ochsenäugig das βοῶπις schlechterdings; aber es fragt sich, ob der Vorstellung, welche der Deutsche mit dem Worte verbindet, dem dichterischen Begriffe entspricht, welchen im Griechen sein βοῶπις erweckte. Das ist nicht der Fall. Unser ochsenäugig, „wenn βοῶπις nun auch einmal Homers Wort ist", ist nun einmal nicht gleichbedeutend mit einem etwaigen: glanzäugig, gross-, klugäugig, wie das Wort solches dem Homer unzweifelhaft es war. Man sieht, diese Dinge lassen sich sehr gut auf sicherem logischen Gebiete entscheiden. Uebersetzt man βοῶπις als Beiwort der Here mit: farrenäugig, so muss man γλαυκῶπις als Beiwort der Athene mit: eulenäugig geben. Beide, βοῶπις wie γλαυκῶπις, sind im homerischen Idiom sehr kostbare poetische epitheta ornantia; ochsenäugig und eulenäugig sind weit entfernt im Deutschen es zu sein; ja sie sind geradezu ein Widerspiel alles Schönen und Edlen, was der Deutsche von Frauenaugen auszusagen vermag. Nein, nicht den photographischen Abdruck des fremden Wortes soll der poetische Dolmetsch geben, sondern das vollbedeutende, gleichedle Dichterwort soll er auffinden oder bilden; dazu wird er denn oftmals gerade weit anderswo sein Material zu suchen haben, als in den Ausdruckssphären, denen das Original seinen

Wortstoff entnahm. Uns ist das Ochsenauge gross und glänzend, aber immer eben ein Ochsenauge mit klotzendem „stierenden“ Ausdruck. Dass die übrigen Worte, auf welche Bürgers apologetische Anmerkungen Bezug nehmen, ebensowenig die korrespondierenden homerischen wiedergeben, Begriffe wie „Hui“ und „Huldim“ und Epitheta wie „schenkelschnell“ teils im homerischen Idiom nicht exsistieren, teils sehr grob nachgebildet sind, erkennt sich alsbald. Dass Bürger hier so weit fehlen konnte, erklärt sich allein aus seiner komischen Anschauung, dass die Welt der Ilias und diejenige der Ritter- und Räuberromane der Geniezeit einigermaassen koncentrische Kreise seien. Er hatte so rührend sich Mühe gegeben, den „Ton“ Homers zu treffen, so wacker nach Homerheit gerungen! So sagt er z. B. unter Bezugnahme auf sein verfehltes „farrenäugig“: „Nur Umschreibungen etwa durch das Wörtlein mit, mit grossen rollenden Augen*) u. a. muss mir auch kein Mann, vor welchem ich Ehrfurcht habe, zumuten wollen, weil ich mich gar zu sehr überzeugt fühle, dass das ganz wider Homers Ton ist“. Auch hier liesse sich einwenden. Selbst Voss hatte γλαυκῶπις gelegentlich (z. B. XXI 2): die Göttin mit blauen Augen übersetzt. Es ist eben ein Vorzug der deutschen Sprache, auch so epithetische Bezeichnungen zu formen; wenn in ihrem Schatze für Begriffe, die sie vielleicht

*) So hatte Stolberg übersetzt; der Ungenannte: grossäugig.

nie gekannt, nun die konformen Mittel fehlten, warum sollte sie von diesem ihrem schönen Rechte zu paraphrasieren nicht lieber natürlichen Gebrauch machen, als neue Bildungen erkünsteln? Dem Idiom, in welchem übertragen werden soll, ist das gleiche heilige Recht einzuräumen, wie jenem, aus dem übertragen wird. Eine Kritik der Bürgerischen Arbeit folgte unmittelbar im gleichen Journal, im 5. Stück S. 557, und die Geschichte freut sich ihres Lobes. Fr. A. Wolf gab (anonym) das Referat. Sein vorausgenommenes Resultat — die in Aussicht gestellte Fortsetzung ist nicht erschienen — lautete, dass mancher, der die Bürgerischen Proben noch nicht gesehen hätte, sich kaum vorstellen können würde, dass man den Homer so treu — den Ausdruck in seinem weitesten Umfang genommen — übersetzen könne. Nun, grosse Philologen sind nicht immer auch grosse Kunstrichter. Auch auf „farrenäugig" kommt Wolf zu reden. Er entscheidet so: „Entweder man will die farrenäugige Here nicht hineinlassen; nun so muss man auch auf einen deutschen Homer Verzicht thun: denn eine treue und im Geist Homers gemachte Uebersetzung von ihm kann ihrer nicht entbehren: oder, man muss sie nehmen, wie sie ist. Und zu dem letzteren wird man sich bequemen müssen, so hart auch die Bedingung ist, wenn man einen deutschen Homer haben will: Der Uebersetzer dürfe den Homer nicht aus dem Homer vertreiben". Damit war der Knoten nur zerhauen, nicht

gelöst. In solchen Accidentien ist Homer nicht zu suchen. Ein „deutscher Homer“ heisst meines Erachtens eine deutsche Dichtung, in welcher der poetische Stoff der griechischen sich wiederspiegelt, ohne Zuthat und Abzug, freilich! aber doch auch ohne alles das, was dem Wesen deutscher Sprache und deutscher Poesie und deutschem Gefühle zuwiderläuft. Die Worte „farrenäugige Here“ erwecken eine unpoetische Vorstellung, bilden einen hölzernen Begriff. Schlegels Shakspere und Herders Volkslieder bleiben hier helle Leuchten für des poetischen Uebersetzers Thun und Lassen, und auch Wielands Uebersetzungen. Dort lasse man die goldene Praxis zu sich reden, die Theorie kann auch hier zwar klärlich überall demonstrieren, aber dem sicheren Fluge solcher Vorbilder gegenüber bleibt alles ihr Docieren doch nur ein stöhnendes Nachhinken.

Bürgers neues Scheitern (vor 13 Jahren hatte er die jambische Bahn begonnen) beweist seine Unfertigkeit und Unfähigkeit zum Homerübersetzer denn wiederum. Unsere Volkssprache und jene altertümelnden Wendungen hatten nichts gemein mit der homerischen Kunstsprache, die doch eben eine Kunstsprache bleibt, wie viel sie mit der Sprache des Alltagsverkehrs des homerischen Weltalters auch gemein gehabt haben soll. Wer seine Kopie mit derart deutsch-altertümelnden Tönen versehen zu müssen wähnte, dem war ein ideales Verständnis, ja nicht einmal ein korrektes des Originals

auch jetzt noch nicht aufgegangen und wenn Fr. A. Wolf hier so hoch erheben konnte — das eigentliche, was er aussetzte, waren philologische Ungenauigkeiten u. s. w. — dann wusste er wenig von deutscher Sprache und Poesie. Weitere Veröffentlichungen aus Bürgers Ilias blieben aus. Karl Weinhold teilt mit auf S. 203 fg. seines Boie: „Im April d. J. (1784) schrieb er Boien, dass das Manuskript des ganzen zum Aushange grösstenteils fertig sei, aber wol noch ein Jahr bis zum Druck verstreichen würde: „denn es ist hier auf aut vincere aut mori angesehen“. Die Vossische Ilias lockte ihn heraus, aber auch hier gieng sein augenblicklicher Wille über die beharrliche Arbeit, für welche er nicht angelegt war. Was fertig geworden ist (5. Gesang v. 1—698. 20. Gesang v. 1—291, 22. Gesang v. 215—244. 23. Gesang v. 1—105) ist 1823 im 4. Bande der Werke zuerst herausgegeben worden“.

Im Jahre darauf trat denn auch der Ungenannte wieder in die Schranken. Bereits die Recension im Museum hatte ihn zu einer Gegenwehr herausgerufen und im Oktober 1782 hatte er im gleichen Journal die meisten ihrer Einwände gegen seine Arbeit für „ungegründet oder doch ganz geringfügig“ erklärt. Besonders rügte er die Parteilichkeit jener Kritik, die er im Einzelnen begründeten Anlass findet zu rektificieren, im Allgemeinen aber doch nicht widerlegen kann. Er [illegible]llen aus Stolberg heran, um zu belegen, wie [illegible]t besser gemacht habe; es würde ihm

nicht schwer sein, schreibt er, von allen den Fehlern, wovon Recensent, wie er sage, viele Beispiele aus seiner Uebersetzung anführen könnte, so viel mehrere, als er wirklich könne, aus der Gr. Stolbergischen anzuführen — aber den Beweis seines Zurückbleibens hinter ihm, wie ich ihn oben gegeben habe, vermag er nicht umzustürzen. Vornehm wird sodann das zweideutige Schlusskompliment abgewiesen. „Meine Unverzagtheit," sagt der Ungenannte, „wäre thörichte Verwegenheit, und das Vertrauen auf meine Kräfte eine weder edle noch rühmliche Präsumtion, wenn es so wenig Grund hätte, als er, nach allen seinen vorhergehenden Aeusserungen und nach der weissagenden Bedrohung mit Phaetons und Bellerophons Schicksal zu glauben scheinet". Uebrigens habe er für den Herrn Grafen Stolberg alle Hochachtung, die man seinem Stande und seinen Verdiensten schuldig sei, und wünsche er, durch fernere Zudringlichkeiten seiner Freunde nicht genötigt zu werden zu neuen unliebsamen Erörterungen.

Vom Oktober 84 datierte dann der Vorbericht zu dem zweiten Teile der Uebersetzung des Ungenannten, „die mittleren acht Gesänge enthaltend", der im Jahre 85 auf dem Markt erschien. Die einleitenden Worte weisen auf obige Replik im Museum hin; sie sei nicht unbeantwortet geblieben, aber er habe dem Sprecher das letzte Worte gelassen. Im Uebrigen werde dieser zweite Teil zeugen, wie er von wirklich unterrichtenden Erinnerungen gerne Notiz nehme und

sie gerne sich zu Nutz mache. Dass Herr Bürger sich auch noch entschlossen habe zu einer hexametrischen Uebersetzung, sei eine unerwartete aber angenehme Erscheinung gewesen. Mit vielem Vergnügen habe er seine Ankündigung und die ersten Gesänge gelesen. In ersterer gedenke er seiner Mitschützen nach dem Ziele auf eine sehr edle und unparteiische Weise und gestehe sowohl der Stolbergischen als seiner Uebersetzung die Stärke zu, sich neben der seinigen zu erhalten. Mehr könnten sie nicht verlangen. Im Sonstigen bitte er Herrn Bürger bezüglich des Hinweises auf seine so wort- und sylbenreichen Redensarten, sich deutlicher zu erklären, überhaupt mehr Erläuterung und Beweis zu geben. Sonst dächte er, ein Paar Troddeln am Gefässe des goldenen Schwerts Apollons (die Klinge werde man ja nicht damit behängen) dürften den Schwung und Einhieb gar nicht hemmen; „hingen ihrer doch hundert am Schilde der Pallas". Auch sein beständiges Augenmerk sei wahrhaftig auf Homerheit gewesen, zugleich aber auch darauf, für die gesamte deutsche gebildete Leserwelt allgemein verständlich, hell und deutlich zu reproducieren, was ein seit Jahrtausenden so berühmter Dichter geschrieben habe. So empfiehlt er diesen zweiten Teil der Einsicht und Unparteilichkeit der Kunstrichter, und bereits ein Jahr später, im August 86 übergiebt er „die letzten acht Gesänge" dem Druck (Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer 1787). Da sein Lauf in dieser Bahn nun

vollendet sei, sagt er, so erwarte er mit Gelassenheit, ob er sich, wo nicht ein günstiges Urteil der Kampfrichter, doch wenigstens einigen Beifall der Zuschauer damit verdient haben werde, und er bitte nur, weil erhebliche Ursachen ihn hinderten, das Visier aufzuheben, um die Erlaubnis, eben so unbekannt aus den Schranken wieder abzutreten, als er in dieselben eingegangen sei. Damit verliess der ritterliche Kämpe die Arena. Ein Zufall enthüllte ihn demnächst als einen Herrn von Wobeser.

Unsere obigen Beobachtungen wiederholen sich. Was Bürger nachmals rügte, hatten auch wir ja zuvor gefunden: der Ungenannte schrieb zu breit. Das that er auch hier. Die Länge der verwandten Zeit konnte seinem Werk gegenüber der raschen Einheitlichkeit des Stolbergischen kaum heilsam werden. Eine deutsche Ilias erfordert schnellen Abguss, nicht langwieriges Nachformen. Der Versbau ist korrekt, doch ohne Eleganz und Grazie; die Cäsuren sind peinlich gehandhabt, doch dienen sie durchgängig in der Dichtung des Ungenannten eher dazu, den freien Strom der Verse aufzuhalten, als ihren Lauf zu lenken in anmutvollen Bahnen, ihn hier zu dämmen, um ihn dort unaufhaltsamer dahinrauschen zu lassen. Sie geben ihm eine mehr trockene Regelhaftigkeit als eine freie gesetzmässige Harmonie.

Die Sprache trägt minder den gebrochenen ungewissen Ton des ersten Bändchens. Sie schillert zwar

immer noch hier und da metrisch-prosaisch, aber im Ganzen ist die Diktion reiner, poetischer und flüssiger geworden; jedoch der Stempel irgendwelcher dichterischen Vollkommenheit, klassischer Adel gebricht ihr nach wie zuvor. Es ist die gleiche Unzulänglichkeit des Talentes, welche sich hier wie dort offenbart; vgl. XVIII v. 52.

Es werden die Namen noch immer hartnäckig latinisiert. Das von Bürger indes bemängelte Troddelwerk ist gemindert. Eher erweist sich die Sprache jetzt zu schwunglos und einfarbig. Aber ein freundliches Abbild der antiken Dichtung vermag die Ilias des Ungenannten dennoch zu geben. Die stärkeren Züge sind mit sorgfältiger Treue nachgezogen, wenn auch das feinere poetische Kolorit verfehlt ist; die stilistische Färbung im Grossen und Allgemeinen ist getroffen, das Einzelne aber für sich betrachtet giebt sich zu stumpf und grau. Vor Allem fehlt es dieser Iliade an dem feurigen Odem der Stolbergischen. Sie ist zu langatmig. Auch fehlt ihr der lautere poetische Glanz dieser sowohl wie der Dichtung Homers. Es fehlt der Diktion an Klangfülle und immer auch an rhythmischer Klarheit und durchaus an melodischem Reiz. So zeichnet die schnellfertige Ilias Stolbergs ein ungleich konkreteres und farbenhelleres, ja farbenreicheres Bild. Jener arbeitet wohl sorgfältiger die Minutien aus, aber mit ärmeren und weniger ursprünglichen, minder reinen und klaren Farbenstoffen. Sie giebt sich mehr aus

der reproduktiven Vorstellung heraus, als sie nachdichtet in der augenblicklichen Anschauung. So fehlt ihr das Ferment des Unmittelbaren und Unwillkürlichen, welches die Stolbergische Ilias siegreich über die deutschen Iliaden alle hebt.

Sie hatte mit der Odüssee seines Freundes ein Werk ausmachen sollen. „Es freut mich," schreibt er an Voss am 6. Januar 1878 aus Kopenhagen, „dass unser Homer nun ein Werk ausmachen soll. Ich dächte, wir geben ihm zween Titel:

Erst: Homers Werke übersetzt durch St. und V. Dann: Ilias übersetzt durch St., Odüssee übersetzt durch V."

Ein höheres Verdienst als durch die Neuausgabe der Odüssee allein hätte sich Bernays erworben, hätte er diese frühe Absicht nun nach hundert Jahren verwirklicht und in einer Schale einen Neudruck beider Werke veranlasst, die in ihrer Geschichte so enge zusammengehören und in ihrem absoluten Werte so völlig gleichbedeutend, in ihrem relativen so gar wenig verschieden sind.

Kapitel VII.

Ein steinerner Homer.

Johann Heinrich Voss war auf dem Lorbeer, welchen ihm die Odüssee gebracht, nicht eingeschlafen. Es war sein Streben geblieben, sein Werk zu immer höherer Vollendung zu führen. Eine gemeinsame Ueberarbeitung der Ilias hatte Stolberg abgelehnt; Voss hatte auch dieses Werk der Nation in schönerer Vollkommenheit darbringen wollen und eine selbständige Uebersetzung geschaffen. Beide Epopöen, die überarbeitete Odüssee und die Ilias, erschienen im Jahr 1793 unter dem Titel: Homers Werke von Johann Heinrich Voss. Vier Bände. Altona bei J. F. Hammerich. Das Format war das der Odüssee. Die Orthographie indessen hatte sich gewandelt. Voss war zurückgekehrt zu dem y und gab das η nun mit e; Odyssee, Chryses, Hebe, Thebe. Dafür indessen hatte er lateinische Lettern gewählt und die Substantiven mit Ausnahme der Eigennamen klein geschrieben. Reformatorische

Bestrebungen nach dieser Seite waren im Museum vorausgegangen. Rezensionen folgten zögernd, zunächst im Merkur durch Wieland. Bereits in den Freitag-Abenden des Winters 1794 auf 95, an welchen Goethe Vorlesungen aus der neuen Ilias gehalten, hatte Wieland bedeutsame Ausstellungen laut werden lassen. Hatte man von anderen Seiten bei dieser Gelegenheit (vgl. K. A. Böttigers liter. Zust. und Zeitgen. I. S. 81 fg.) in dem „Ehrvergessener“ und „Hoheit blickend“ für κυνῶπα und βοῶπις das stark Sinnliche durch abstraktere Vorstellungen entnervt gefunden, das „sie walleten vorwärts“ bemängelt im natürlichen Hinblick auf die Phidias'sche Verkörperung des Momentes, den Nachdruck des Originals überhaupt in mehreren Stellen merklich geschwächt gefunden, und hatte Goethe, im Sonstigen mehr über die Homerische Poesie selbst diskurrierend, das oftmalige „traun“ gerügt, so hatte Wieland (am 7. November) mit Unwillen darauf hingewiesen, wie Voss so oft die natürlichste Art der Uebersetzung nur darum verworfen habe, um nicht einerlei mit seinem Vorgänger Stolberg zu sagen. Ihn hatte weiter das Vossische „jener sagt's“ für ὣς ἔφατ' geärgert, da dies in Relation zu „dieser“ stehen müsste; worauf hin denn Goethe, um Wielands Ohr zu schonen, die bezüglichen Stellen mit: „also sprach er“ gab. Er hatte weiter das willkürliche Umspringen des Uebersetzers mit den Homerischen Konjunktionen getadelt. Voss habe selten das

ἐπεί gesetzt, wo es im Griechischen stehe. Auch die Auflösung des Adjektivs als Beiwort in ein neues Substantiv, z. B. ἄνθεσιν εἰαρίνοισιν in Blumen des Frühlings war missfällig angesehen worden, Wieland hatte lenzische Blumen dafür gewollt. Stolberg war zu mehreren Malen der Vorzug gegeben worden. So war weiter in jenen denkwürdigen Stunden, in welchen die schönen Geister Weimars die neue Vossische Leistung würdigten, nicht erschöpftes und verkünsteltes gemissbilligt werden; z. B. Weichling für δύσπαρι. Man schlägt vor für Stolbergs: unglückseliger Paris: verhasster, verderblicher Paris; mit „Unglücks-Paris“ wäre das Rätsel vielleicht gelöst. Wiederholt aber, wie gesagt, lobt man im Vergleiche den Grafen. Vom 12. April nun 1795 datiert der Merkur (May 95 S. 105) den ersten seiner „Briefe über die Vossische Uebersetzung des Homers“. Der Briefsteller schreibt an seinen Korrespondenten, er schäme sich im Namen der Nation der unbegreiflichen Gleichgültigkeit, mit welcher dieser längst erschienene Vossische Homer aufgenommen worden sei. Noch nirgends sei seiner Erwähnung geschehen. Was für ein grösseres Geschenk hätte Voss, der mit allgemein anerkannten Talenten einen so seltenen Grad philologischer Gelehrsamkeit verbinde, seiner Nation machen können als eine meisterhafte Uebersetzung Homers? Er brenne vor Verlangen mit eignen Augen zu sehen, wie einer seiner Lieblinge unter den deutschen Dichtern seinen Liebling unter den Dichterwerken über-

tragen habe. Der Korrespondent solle ihm unverzüglich ein Exemplar übersenden. Dieser eilt denn, des Freundes Wunsch zu gewähren, und bittet um die Mitteilung seiner Resultate einer Vergleichung des Geleisteten mit dem Originale. Diese erfolgt nach einiger Zeit im Dezemberhefte, S. 400. Doch bittet der Referent, keine ausführlichere Beurteilung zu erwarten; eine solche müsse behörigeren Richtern überlassen bleiben, besonders der Allgem. Litt. Zeitung, welche hoffentlich nicht länger zögern werde, von dem Dasein beregten Werkes nach Verdienst Notiz zu nehmen. Er selber nun sei zunächst durch die Nachricht überrascht worden, dass kaum 10 Verse der von ihm so hoch geschätzten Odüssee unverändert geblieben seien. So habe er bei seiner Prüfung denn ebenso oft in die alte Odyssee wie den Text geblickt und das Resultat gewonnen, dass die neue Uebersetzung sich nicht nur genauer und wörtlicher an den Ausdruck des Dichters anschmiege, sondern auch seinen Rhythmus und so zu sagen seinen Gang und den Auftritt seiner Füsse besser hören lasse. Dafür aber sei ihm im ganzen etwas fremdes uud undeutsches in Sprache und Wortstellung aufgefallen, womit er sich nicht versöhnen könne. Diese Thatsache wird dann illustriert. Die Uebersetzung sei eine ganz neue geworden. Auch habe er gehofft, Herr Voss würde sich der gar zu ängstlich gewissenhaften Nachbildung gewisser Homerischer Beiwörter überheben, die seines Erachtens zu dem hohen

Vorzug des ionischen Sängers sehr wenig beitrügen (?); das seien Notbehelfe der Improvisation gewesen (?); seien Versfüllsel (?). Die Stimmung nun, welche er von der umgeschmolzenen Odyssee zur Vossischen Iliade mitgebracht, sei nichts weniger als geschickt gewesen, ihn dem Stil und der Manier, worin sie gearbeitet sei, zum voraus günstig zu machen. Einzelheiten werden namhaft gemacht, z. B. das: jener sprachs; die hellumschienten Achäer, der treffende Phöbos, die häufigen Aktiv-Partizipien, die zahlreichen solözistischen Redensarten seien ihm so stark aufgefallen, dass er sich ernstlich habe zusammennehmen müssen, um fortzufahren. Indessen der schöne wogende Fluss der Verse habe ihn, sobald er laut zu lesen fortgefahren, versöhnt und er habe sich gefreut, dass seine Sprache nunmehr durch Heinrich Voss eine unmodernisierte ächte, zu gleicher Zeit Homers Worte, Geist, Stil und Versart mit beispielloser Treue darstellende Kopie der Ilias besitze. Voss habe offenbar hauptsächlich die höchste Gleichförmigkeit mit der homerischen Versifikation zu erreichen gesucht. Das sei für ihn der Hauptzweck gewesen ebenso sehr wie gewissenhafte Treue in allem übrigen. Diesem sei Voss entschlossen gewesen in Kollisionsfällen alles andre, nur nicht den Homer selbst aufzuopfern. Das habe zu Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache geführt, welche ihm unter zehn Lesern kaum einer verzeihen würde. Missfällige Wortstellungen hätten dem Korrespondenten

den vollen Genuss nur zu häufig verbittert. Dabei seien übrigens oft genug Spondeen, wo Homer Daktylen, Daktylen, wo Homer Spondeen habe, untergelaufen. Ferner habe Voss durch Wunderlichkeiten aller Hand die besten Eindrücke getrübt; z. B. durch das häufige solcher, e, es. Auch hier schreibt Wieland: allzu grosse Treue wird oft wahre Untreue (S. 422). Der solözistische Gebrauch des Genitivs in Wendungen wie: er sprengt dunkles Weines; des Weines trinken; eilendes Schwungs entstieg sie der Flut; Helene langes Gewandes und dergl. wird urgiert. Doch an den Hexametern sei unendlich mehr zu loben als zu tadeln; überhaupt seien ihm diese mikrologischen Kritteleien an einem sonst so vortrefflichen Werke herzlich leid und schmerze ihn, dass jene Flecken nur allzu wahrscheinlich die leidige Wirkung haben würden, das Prognostikon zu erfüllen, das sich Voss in jener Epistel an Stolberg vor der Odüssee selber gestellt habe: „der Welt nicht, aber der Nachwelt Dank sei dein Lohn!“ Das war denn freilich kein erfreuliches Echo dieses Prognostikons für den Uebersetzer. Noch ein Brief folgte, mit W. unterzeichnet, welcher im Grunde mit anderen Worten und Belegen das Gesagte nur schonungsvoller wiederholte. So viel gab Wieland zur Kritik des Vossischen Werkes. Es folgte in der Jenenserin August Wilhelm Schlegel; seine Rezension befindet sich auf Seite 474 fg. des 96er Jahrgangs der Allgemeinen Literatur-Zeitung datiert vom 22.

August und fasst ca. 43 Spalten. Ich stehe nicht an, sie für nahezu klassisch zu erklären und kann hier unmöglich einer eingehenderen Inhaltsangabe entraten. Schlegel beginnt nach einer geistvollen Einleitung mit der Prüfung der Richtigkeit in Ansehung des Wortverstandes. Nur einige freilich gewichtige Zweifel erhebt er hier. So findet er die homerischen derben Aeusserungen gesunder roher Kraft, die durch mancherlei gesellige Einverständnisse noch nicht gefesselt, aber für die edelste sittliche Bildung empfänglich ist, zu sehr gemildert, wo Bürger der Gefahr zu übertreiben ausgesetzt war. In diesem Sinne wird die „hoheitblickende Here“ moniert. Es wird gefragt, ob dem Dichter nicht etwas Fremdes geliehen werde, übertrage man *γυναικῶν θηλυτεράων* durch zartgebildete, zartgeschaffene Weiber. Dafür habe der Uebersetzer bei der nach unseren Sitten zwar nicht anständigen, aber an sich züchtigen Weise, wie Homer von der Liebe beider Geschlechter rede, sich meist geschickt durchgeholfen. Nur Il. II 515 und sank in geheimer Umarmung und Il. III 446 durchbebt von süssem Verlangen wird bemängelt. Unsere unsinnliche Seelenlehre bei den homerischen Kinderbegriffen und einfältigen Vorstellungsarten von dem menschlichen Seelenleben beim Uebersetzen solcher Stellen nicht zu entfernen, sei zwar sehr schwer, aber nicht unübersteiglich. So hätte Voss statt der so häufig bei ihm vorkommenden Herz und Geist öfter für jenes Brust, für dieses Mut, Sinn, Gemüt, Seele

brauchen müssen. Wendungen wie: die Stürme des Herzens bezwingen, den Geist aushauchen, und ihn verliess sein Geist, denkend des Vaters Bild, dass dem Gedächtnis nichts entfällt seien zu verwerfen. Noch misslungener sei: in des Herzens Geist und Empfindung für *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*. So viel giebt Schlegel zur Wahrheit der Vossischen Uebersetzung von Seiten des Inhalts. „Wir müssen nun betrachten," fährt er fort, „inwiefern sie die poetische Form, den Styl, den Ton, die Farbe der Darstellung der homerischen Gesänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigste ist, weil es sich über das Ganze erstreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es ist schon oben bemerkt worden, dass sich hierbei nicht alles durch Gründe entscheiden lässt; die feineren Unterschiede der Eindrücke, sowohl dem Grade als der Art nach, hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann sein besonderes Gefühl zum allgemeinen Maassstabe erheben, weil jeder sich mit gleichem Rechte auf die Leitung des seinigen beruft. Viele Leser könnten erklären, Vossens Homer sei nicht der ihrige, und es blieb immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als sie, da ihn unstreitig wenige so tief und anhaltend wie er studiert haben. Indessen würde es misslich um die ganze Poesie aussehen, wenn es gar keine zuverlässig erkennbaren, im Wesen der Sache

selbst gegründeten Beschaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobei eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweite Sprachverwirrung einreisst, so wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltsamen, das Bescheidene mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünstelten und Steifen vertauscht wird". So seien unbegreiflich pompöse Aufträge wie: er wandelte düster wie Nachtgraun; des Meeres Empörung; wölkender Staub; von des Feuerorkans Wut; rotfunkelnder Nektar; wie sausen gedrängt die Orkane; rings mit Orkanen im Kampf u. s. w. Nach dergleichen Beispielen möchte man doch wohl genötigt sein, von Klopstocks Ausspruche, „Homer könne nun, wenn er unterginge, aus dem Verdeutscher wieder vergriecht werden" (grammat. Gespräche S. 349) etwas abzurechnen. Doch könne man immerhin beträchtliche Stücke in einem fortlesen, ohne auf so starke Störungen zu treffen. Einige Stellen werden sodann im Zusammenhange ausgehoben, „um das Urteil darüber durch Vergleichung teils mit Bürgers Weise zu übersetzen, teils mit Vossens eigner früheren Arbeit zu schärfen". „Man sieht," heisst es dann, „dass Bürger schon sehr viel geleistet hat. Zeile vor Zeile neben der Vossischen Uebersetzung mit dem Original zusammengehalten, verliert die seinige, weil sie sich besonders in der Stellung der Redeteile viel weiter von jenem entfernt". Hingegen gebe sie im Ganzen ge-

nommen den Eindruck vielleicht vollkommener wieder und ein gewisses Etwas darin spreche einen bekannter und herzlicher an. Bürgers Wortfolge sei eben so leicht und kunstlos wie jene im Griechischen. Vossens Ueberlegenheit im Versbau falle in die Augen; allein Bürgers Hexameter sei bis auf einige prosodische Versehen keineswegs verwerflich und man entdecke an ihm weit weniger Spuren einer mühsamen Entstehung. In Ansehung der gelehrten Auslegung stehe Voss natürlich höher. Sonst aber habe Bürger zum Homer-Uebersetzer „einen vorzüglichen Beruf“ gehabt. Hier liegt eine Schwäche der Rezension. Bürgers Vorgang wird überschätzt, derjenige Stolbergs sträflich ignoriert. Bei der Vergleichung nur einiger Stellen aus der älteren und neueren Vossischen Odyssee, fährt Schlegel fort, werde sich vielleicht ein ähnliches Verhältnis offenbaren, wie zwischen den zusammengehaltenen Ilias-Proben. Jede beliebig herausgegriffene Stelle dürfe für das Ganze giltig sein. Danach habe die neue Odyssee teils gewonnen, teils verloren. Der Beweis wird mit philologischer Genauigkeit erbracht. Bei dieser „umständlichen Zergliederung“ aber sei das Vossische Werk immer nur als eine Dollmetschung des Griechischen, nicht als eine Uebertragung ins Deutsche betrachtet worden. „Dieses doppelte Verhältnis,“ fährt der Rezensent fort, „liege schon im Begriff einer Uebersetzung: eine Sprache muss dabei völlig an die Stelle der andern treten, so dass ausser ihren

Regeln auch dasjenige Uebliche, was sich durch keine allgemeinen Vorschriften bestimmen lässt, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verschiedenheit der Sprachen bleibt alles poetische Uebersetzen, wo es nicht bloss auf den Sinn im Ganzen, sondern auf die feinsten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommene Annäherung". Offenbar müssten alle Freiheiten, die einem Originaldichter gestattet würden, einem übersetzenden Dichter, dessen Lage weit ungünstiger sei, in vollstem Maass zu statten kommen. Aber gleich ausgemacht sei, dass es für jede Sprache gewisse durch ursprüngliche Beschaffenheit oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her festgesetzte Grenzen gäbe, die man nicht überschreiten dürfe, ohne sich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, dass man eigentlich keine gültige als solche anerkannte Sprache, sondern ein selbsterfundenes Rotwelsch rede. „Keine Notwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutsch, unentstellt von Gräcismen unmöglich, so würde es besser sein, ganz Verzicht darauf zu thun". — So geht er denn über zu den „Freiheiten", die sich Voss mit der Sprache erlaubt habe. Sie beständen in neu abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern oder in Wortfügungen und Wortstellungen.

Schlegel erklärt sich auch hier wieder gegen jede Abweichung vom Original; gerade auch in den Beiwörtern. Mit Recht aber habe der Uebersetzer dort,

wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verschiedenen Beiwörten wechsele, sich der gleichen Freiheit bedient. Auch dadurch sei nichts verloren gegangen, dass er solche, deren buchstäbliche Uebersetzung schwierig oder unangenehm gewesen wäre, durch einfachere, die ein ähnliches Bild gäben, ersetzt haben; z. B. ἐΰθρονον Ἠῶ die goldene Frühe. Dagegen liebe Voss überhaupt die Zusammensetzungen so sehr, dass er sie oft auch da gebrauche, wo Homer ganz einfache bescheiden schmückende Beiwörter habe; aus dem gestirnten Himmel Il. IV, 44 werde ein sternumleuchteter, aus langen Spiessen Il. IV, 533 würden langschaftige, aus einem *μέγας σῦς* ein borstenumstarrt Schwein u. s. w. u. s. w. Ja man finde häufig dreifach zusammengesetzte Wörter, wie das weitaufrauschende Meer, die hellaustönende Stimme, die holdanlächelnde Kypris, der schönhinwallende Xanthos u. s. w. Zum Glück sei die Komposition nicht echt und zerfalle von selbst wieder in ihre Bestandteile. Doch seien dem Referenten neben einigen hart gegen die Euphonie verstossendenden Zusammensetzungen wie schwarzschauernd u. s. w. nur wenig neue Zusammensetzungen aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liege wie die unnahbaren Hände, der wohlanlandbare Hafen. Die mit um zusammengesetzten Beiwörter bekämen leicht ein allzukünstliches Ansehen; Voss liebe sie vorzüglich; vgl. der schwarzumwölkte Kronion, der helmumflatterte Hektor u. s. w. Letzteres enthalte überdies eine Un-

richtigkeit; nicht der Helm flattere, sondern der Helmbusch. Es sei richtig bemerkt worden, dass es nicht homerischer Ton sei, die Beiwörter in Umschreibungen aufzulösen. Doch nicht überall lasse es sich meiden. So setze Voss für ῥοδοδάκτυλος Ἠώς Eos mit Rosenfingern. Mit Recht fragt Schlegel, ob es nicht mit den Rosenfingern heissen müsse, damit man es als fortdauernde Beschaffenheit auf das Substantivum, nicht als Zustand auf das Verb beziehe. Der absolute Genitiv: Helena, die herrliche, langes Gewandes wird auch hier gerügt, wie die übrigen analogen Wendungen als: Rosse gehobenes Hufes u. s. w. So viel sagt Schlegel von den Beiwörtern. Er geht über zu den neu abgeleiteten. Unter ihnen seien die häufigsten die mit ent geschaffenen. In der That ist die aufgestellte Reihe ohne Ende; Bildungen wie entschallen, entfunkeln, enttauchen, entbeben, enttaumeln, enthauen, entlodern, entrudern, entzittern werden wie billig verworfen. In gleicher Weise werden Missbräuche in Bildungen mit um urgiert; z. B. Il. XVI, 548 die Troer umschlug schwerlastender Kummer; Il. XVII, 161 die Helme von Mühlsteinen umprallt. Es folgen Darlegungen von Verstössen wider die Grammatik. Ihre Zahl ist gross. Es wird nachgewiesen, wie Voss geradezu mit vandalischer Roheit eingreift in die Sprachgesetze; vgl. welchen er das Blut vergoss, statt deren Blut er vergoss; Il. XVII 202, 203: Du zeuchst die unsterbliche Wehr an, Sein des erhabenen Mannes; gestrengt für angestrengt

zurück hingeben u. s. w. Der unzählige Gebrauch von jener, jene, jenes ohne doppeltes Subjekt wird auch hier getadelt; das heisse die Sprache geradezu auf den Kopf stellen. Das schlimmste Unheil aber richteten in der ganzen Uebersetzung von einem Ende bis zum andern unstreitig Vossens Grundsätze über die deutsche Wortstellung an. Grundsätze seien es, denn sie giengen mit Folge und Gleichförmigkeit durch sein ganzes Werk, so dass man sagen könne: es sei Methode in seiner Undeutschheit. „Er hat sich überall“ — und damit spricht Schlegel die inhaltschwerste Anklage gegen das Werk aus — „an die Griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nah wie möglich (diess wäre sehr zu loben), sondern so nah, wie es in unsrer Sprache unmöglich ist. Es kann oft eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Wirkung thun, wenn in verschiedenen Sprachen dasselbe geschieht, und fast in keinem Punkte unterscheiden sich die beiden alten klassischen Sprachen wesentlicher und auffallender von den neuern insgesamt als in der Wortfolge“. — „Es giebt Sätze,“ heisst es weiter unten, „die man im Deutschen gerade so viel mal umkehren kann, als sie Wörter enthalten; allein sie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn und die Stellung der übrigen Redeteile bis auf den vorangeschickten bleibt dabei nach einer beharrlichen Regel bestimmt. Eben so verhält es sich mit der Inversion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt.

Voss hingegen erlaubt sich Umstellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo sie nichts an der Bedeutung ändern; auch keinen Nachdruck haben sollen und können, und grade so herauskommen, als ob man im Französischen nach der deutschen Ordnung sagen wollte: j'ai à la campagne été, für: j'ai été à la campagne.“ Ungern verweilt sodann der Rezensent „bei dem traurigen Geschäfte, zu zeigen, auf welche Irrwege eine derartige Verachtung der Sprachgesetze oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muster ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen konnte“; welcher dann bei dieser Gelegenheit weit über seine traurige Begrenztheit und sein disharmonisches Künstlertum erhoben wird auf Grund seiner Originalwerke sowohl als der 1781er Odyssee. Nach dieser panegyrischen Ausschweifung geht die Rezension dann zu dem letzten Prüfungsobjekte über, zum Versbau. Rez. gesteht, dass er die hier bewiesene Kunst nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreisen könne, in der Ueberzeugung, dass sie nächst jenen Irrtümern über den Bau der Sprache am meisten beigetragen habe, uns um den ächten Homer zu bringen. Voss habe sich nicht nur den homerischen Hexameter überhaupt zum Muster vorgestellt, so weit die Verschiedenheit der Deutschen und Griechischen Metrik es erlaubte, sondern auch den Gang einzelner Verse, die jedesmaligen Verhältnisse der rhythmischen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verse in den

andern und die dadurch bestimmte Stellung der Einschnitte nachzumachen gesucht, und auch in der That erstaunlich genau nachgemacht. Aber bei aller Aehnlichkeit des Vossischen Versbaues mit dem Homerischen im einzelnen, die besonders in Absicht auf die Glieder der rhythmischen Periode bewundernswürdig gross sei, habe sich ein Zug von Unähnlichkeit über das Ganze gebreitet. „Man vermisst den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunstlose Leichtigkeit der Ionischen Muse“. Man sehe aus Vossens Art zu übersetzen, dass er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des Griechischen Verses und im Klange der Silben zu finden geglaubt: er habe ihn, und zwar nicht selten, verstärkt, zu übertragen gesucht. Schlegel zweifelt durchaus an beabsichtigter Tonmalerei bei Homer. Mag seiner Anschauung von der Entstehung und Vortragsweise der Epopöen, mit jener Winckelmann-Lessingisch-Herderischen Ueberzeugung auseinandergehend, der Hauptgrund beizumessen bleiben, so stellt er jedenfalls höchst glücklich dem Sihyphos-Verse:

αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής

gegenüber:

οἱ δ' ἐπ' ὀνείαϑ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον.

Im Uebrigen aber bewundert Schlegel den Vossischen Vers. Als Musterstück zieht er aus Il. VI, 466—475; eine Reihe von Hexametern, welche das Unfreie der Vossischen Kunst, ihre anmutlose kalte Rhythmik und

das Krampfhafte seines Stiles so sehr zur Schau tragen wie alle übrigen. Es folgt noch ein zärtlicher Rückblick des Rezensenten auf die Luise, dann schliesst er mit der Mahnung an den Uebersetzer, dass er sich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leisten vornehmen und sich überhaupt lieber den Geist des Sängers, als seine Kunst zum beständigen Augenmerk machen wolle.

So war denn auch diese Rezension, vorzüglich disponiert und ausgeführt, mit grosser Höflichkeit und Anerkennung geschrieben, aber ihr Lob doch ein ähnlich bedingtes wie das Wielandische. Es lässt sich beiden eigentlich nichts hinzufügen, will man nicht etwa nur angedeutetem oder einfach als Resultat gegebenem weiter nachgehen oder eine ausführlichere Begründung geben. Als den grössten Vorzug dieser Vossischen Uebersetzung sahen wir beide Male die Treue hingestellt; Voss hatte einen Schlüssel gegeben, mit Hülfe dessen man sich unschwer bei einem gewissen Quantum von griechischen Kenntnissen in das Selbststudium Homers einführen konnte. In dieser Eigenschaft hat sich das Buch behauptet. Als deutsches Dichterwerk war es von Hause aus tot geboren und ist als deutsches Dichterwerk tot geblieben; seine gesamte Popularität, die Herbst so hoch zu preisen weiss, beschränkt sich auf die Gymnasial- und Realklassen und hartnäckige Autodidakten. Der Vossische Homer bei seinem deutschwidrigen und im Grunde so

völlig poesiewidrigen Gepräge ist nie ein Volksbuch gewesen. Dazu fehlte ihm alles, was zu einem solchen zunächst erforderlich bleibt, das Natürliche. Herbst sagt in seinem Buche, indem er über die Schlegel'sche Rezension viel zu geringschätzig und flüchtig hinweggeht, der Rezensent habe im nochmaligen Abdruck seiner Kritik in den „Charakteristiken und Kritiken" (Königsberg 1801, II. 97 fg.) mehrfach seine Rügen in der Jenenserin widerrufen. In der That fügt er dort auf S. 192 eine Anmerkung hinzu. Manche Freiheiten, sagt er, die er damals für unstatthaft ausgegeben, müssten ihm nun unentbehrlich erscheinen. Aber seine Meinung. dass der 93er Vossische Homer eine fehlerhafte Künstlichkeit zur Schau trage, hält er durchaus aufrecht und meint, dass bei einer neuen Ausgabe des deutschen Homer die ganze Erwartung der Kenner darauf gerichtet sein müsse, ob das Werk in allem, was den Geist und Ton, die Naivetät und Einfalt des alten Sängers betreffe, gewonnen habe, ob es durch höhere Kunst wiederum kunstloser erscheine, oder eine fehlerhafte Künstlichkeit in gleichem Grade oder gar verstärkt zur Schau trage. Letzteres sollte eintreffen und derselbe grosse Kritiker spricht nachmals das Vernichtungsurteil über die Vossischen Uebersetzungen mit den Worten aus, er habe das deutsche Volk mit einem steinernen Homer, einem ledernen Aristophanes und einem hölzernen Shakspere beglückt.*)

*) Fr. Perthes' Leben III 270.

An Verspottung hat es dem Vossischen Uebersetzungstreiben überhaupt nicht gefehlt. Ein langes Pasquill ist erhalten, das sich lediglich über den 93er Homer ergiesst. Tieck und Varnhagens Buch „Die Versuche und Hindernisse Karls“ (I. Teil 1808) verfolgen gleichfalls die Vossische Manier mit mancherlei ergetzlicher Satire. Vgl. auch Böttiger Lit. Zustde. u. Zeitgen. I. 238, 22. Jan. 99: „Wieland liest eine Stelle aus einer der ersten Fabeln der Metamorphosen nach der Vossischen Uebersetzung, die ihm ihr Bewunderer Falk dazu geliehen hat. Er findet auch hier alle Unarten und Härten des Vossischen Hexameters und gerät darüber in seiner Art in einen gewaltigen Eifer. Es sei abscheulich, dass ein solcher eigensinniger, bocksbeiniger, mit Hamburger Rindfleisch gestopfter Querkopf durchaus der deutschen Sprache seine Gesetze aufdringen wolle, die nie Gesetze werden könnten“. — Also ein „steinerner Homer!“ Ja, in der That, die homerische Welt in ihrer bunten Lebendigkeit und harmonischen Bewegung, mit ihren Klängen und Farben war in diesen eckigen, gehackten, grauen Hexametern zu Steine geworden. Der Glanz der Schilderung war gebrochen, die Musik der Rede klappte thönern nach, die elastischen Bindemittel im Grossen wie im Kleinen waren zu plumpen und gewaltsamen Verkettungen und Schachtelungen geworden. Verzweifelte Wortverstümmelungen raubten dem Ganzen einen den Odem; das Schwerste, was je in deutscher Sprache im Namen des Hiatus-

Phantoms begangen worden, hatte hier Voss gesündigt, wie in seinen anderen Poesieen.*)

Ich habe oben gesagt, die Vossische Odüssee gleiche einer Kreidezeichnung nach dem homerischen Original. War doch Zug für Zug wenigstens bestmöglich treu kopiert bei aller Machtlosigkeit dem Kolorit und dem feineren stilistischen Gewebe gegenüber. Diese Kreidezeichnung hatte er nachmals korrigieren wollen in dem löblichen, wenn auch selbstverständlichen Bestreben, eine wahrhaftige Homerheit zu Stande zu bringen, zugleich aber in dem dünkelhaften Wahne, die Treue zu einer totalen Konformität im Grossen wie im Besonderen erheben zu können, übersehend, dass er hiebei von Anfang bis zu Ende seiner Sprache unterthan und verhaftet bleiben müsse, um nur die erste und allereinfachste Voraussetzung des Gelingens zu erfüllen, diejenige grammatischer Korrektheit, ungesuchter Natürlichkeit und einer einzig durch diese bedingten leichten Allverständlichkeit. Auf solchem Wege hatte er denn eine feinere und reichere Erkenntnis des homerischen Versbaues gewonnen, hatte er den griechischen Hexameter erkannt in allen Spielarten seines künstlerischen Typus: denn als die gefällige Form improvisatorischer

*) Als ein haarsträubendes Exempel solcher Worthalsabschneiderei vergl. man in seinem „Friedensreigen" den Ausgang:

Es belohnt, o Wais',
Und o Witw' und o Greis,
Es belohnt die Gemein' euch mit Kost und Preis.

Vorträge wie August Wilhelm Schlegeln war er ihm nicht erschienen. Diese Erkenntnis war übrigens, wenn man einmal die Augen aufthat, ein kinderleichtes Ding, und, wie oben gesagt, hatte er schliesslich eigentlich allein das Gesetz gefunden, dass sich der Hexameter Homers die weibliche Cäsur im vierten Fusse versagt. Aber selbst das ist weniger ein Gesetz als eine Gewohnheit, die ihre Abweichungen hat, und man darf nur sagen: die weibliche Cäsur im vierten Fusse ist viel seltener als die männliche. Der zweite Fund, den er gethan, ist die bukolische Cäsur resp. die Diärese zwischen dem vierten und fünften Fusse, der man fast auf jeder Seite des Originals begegnet, wie übrigens der gleichen Erscheinung fast ebenso oft zwischen dem ersten und zweiten Fusse. Der Ruhm dieser, man sieht, einigermaassen billigen Errungenschaften gebührt Vossen; und zwar beschränkt er sich m. Er. allein darauf, jenes Verbot gefunden zu haben. Denn jene Diärese handhaben zu dürfen, dies musste dem Hexameter-Künstler ja an und für sich erlaubt erscheinen, und die Gliederung des Versstoffes ihn auf diese Möglichkeit von selbst hinleiten. Die bisher angestrebte Worttreue dehnte sich nun also aus auch auf Treue des Versbaues im Einzelnen und es konstruierte sich das Prinzip der Kongruenz eines jeden deutschen Hexameters mit der korrespondierenden homerischen Zeile hinsichtlich der Cäsuren, den periodischen Zeichen, der

Verspausen und womöglich auch der speziellen Taktarten.

Ein eitles Spiel! — Warum soll dem deutschen Hexameter, der in einem so total andersartigen Sprachelemente schwimmt, verboten sein, was dem griechischen in dem seinigen nicht gebührte? Und warum die Sprache in die spanischen Stiefel einer derart eigensinnigen Observanz schnüren, deren Erfolge, mochten sie auch, was schlechthin unmöglich war, von einer schönen natürlichen Freiheit getragen sein, dennoch dem des Originals Unkundigen, wie überhaupt dem unbefangenen Leser und dem naiven Genusse völlig gleichgiltig und unbewusst bleiben mussten. Und waren anders die griechische und deutsche Sprache nicht viel zu sehr ausser verwandtschaftlicher Beziehung, dass man dieser zumuten durfte, innerhalb des gleichen Verses, ja Verssegmentes ein gleiches Stoffquantum nachzubilden unter womöglicher Bewahrung des gleichen Rhythmus und der gleichen Silbenzahl und Silbenaccente? Ist mit diesem einen logischen Hebel nicht dies ganze Unwesen in die Luft zu schnellen? Lässt sich nicht von einem Jeden, der nur glauben mag, dass jene Prinzipien in der That des Uebersetzers Steuer bildeten, apriorisch beweisen, dass sein Werk unter so närrischer Flagge in der That an der Küste der Verschrobenheit landen musste? Und so ist es geschehen.

Die Kreidezeichnung, die ehemals nicht etwa meisterhaft, aber doch gedeihlich gelungen scheinen

den klassischen Rezensionen
s schmerzhaft ins Gesicht.
äusseren Erfolg, so sind Stol-
omerübersetzer fast vergessen,
ch einführen sollen oder wollen
derland, die Vossische Ueber-
beehren. Das ist keine Frage:
zung hat den äusseren Sieg
mehr oder minder Ehrfurcht
schaftliche Kritik*) Bernaysens
rich Schmidt sogar freundwillig
f das Kleinod hingewiesen —
ennende Worte sind bei dieser
uch für den Vossischen Gesamt-
oss lebt, und seine Vorkämpfer sind
n Zweifel. Heil ihm, wohl uns!! —
naht dem Geschichtsschreiber dieser
uliches Gleichnis, das in konkretem
lauf dieser reproduktiven Strömungen
: das hässliche, hartnäckige Kamel
n wohl sicherer zum Ziele, als das

undschau. 1881. Aug. — Anzeiger VIII, 52.
Lit. Zeitung 1881. Nr. 22. — Literaturbl. für
omanische Philologie 1881 Nr. 6. —

durfte, ist hier von innen heraus und von aussen hinein verderbt und verkünstelt und verzerrt worden. Aus jeder Zeile grinst hohnlachend Mephisto, der teuflische Mentor der halben Talente, die stets das Gute wollen und stets das Böse schaffen, und Homer ist hier übersetzt worden,. wie man ihn sich etwa von Wagner, Fausts Faumulus, interpretiert denken mag. Das graue erkünstelte Wort hält den blühenden Geist Homers in klammernder Umarmung und über den goldenen Inhalt lagert sich in eintönigen Schichten die rostfahle Form. In seinem 93er Homer gesellt sich Voss zu den berüchtigsten Manieristen der deutschen Literaturgeschichte. Dreistere Eigenmächtigkeiten gegen die Muttersprache hat sich unter unsern Dichtern nicht ein Einziger erlaubt. Und was war damit errungen? Gegen die Odüssee kaum ein Fortschritt in der Worttreue; denn den metrischen erachte ich gleich Null; und gegen die Ilias Stolbergs? Es ist wahr und natürlich, dass der Philologe Voss die Besonderheiten exakter reproduciert, aber er thut es auch um so viel mehr pedantischer, und von jenen krassen Vergewaltigungen gegen die Sprache, von der ganzen infamen Manieriertheit des Vossischen Idioms zeigt Stolberg keine Spur; in seinen Neuschöpfungen aber ist er bei weitem genialer, denn allen drückt er den Stempel schöner Natürlichkeit und reiner deutscher Poesie auf; da klingt nirgends ein falscher, fremder Ton, sie alle sind beseelt vom deutschen

Sprachgeist selbst, nicht krampfhaft abgezwungen der vielgeduldigen Sprachmöglichkeit.

So giebt sich der 93er Vossische Homer als ein so vielseitig verderbter, dass Pietät allein zögern darf, ihn für arg oder total misslungen zu erklären, und der geistvollste Kritiker des neuen Jahrhunderts, dem beschieden worden war, in der Jenenserin das Buch einzuführen, hatte zu jenem Worte ein hohes Recht, das über diese Darbringung Vossens in einem Atem mit seinem Aristophanes und Shakspere den Stab brach. Es ist kein Grund vorhanden, jenes Klopstockische Diktum für halbe Malice zu halten, dass, wenn Homer jetzt verloren gienge, er nun aus Vossens Uebersetzung ins Griechische retrovertiert werden könne, und so zählt es zu dem Kleinsten, was der Grosse hat laut werden lassen. Denn allein in sprachlicher Beziehung schon klingt von dem Ausdruck Homers bei Voss nicht eine Schwingung nach. Da ist erklärlicherweise überall nur das graue Substrat des kahlen Sinnes nachgeformt und abgesehen von einigen — immer aber Dank Stolbergs Vorgang! — besser gelungenen Beiwörtern nirgends die künstlerische Erscheinungsweise glücklich reproduciert, sei es in Klang und Stimmung, in Schmelz und Duft, in Licht und Schatten, in Reichtum und Lebensfülle, in plastischer Schöne und Reiz der Harmonieen. Da ist überall Vossische Verlegenheit und Verschrobenheit, Vossischer Dünkel und Vossische Armut,

Vossisches widrig Gemecker und nirgends Homers Poesie. —

Das also war das Ende! das Ende eines hundertjährigen Mühens, das Resultat eines Preiskampfes zum Teil vorzüglicher Gelehrter und entschiedener, gottgeweihter Dichter; grössere hatten dem Wettspiel zugeschaut, mit froher Gespanntheit und freudigem Zuruf. Unbedingt als die berufensten Kämpen waren Bürger, Stolberg und Voss auf dem Plan erschienen. In schöner Höhe hatten Bürger und Stolberg dahingestrebt mit mutigem Fittig, mit dädaleischer Urkraft. Höher hatte sich Voss erheben wollen und das griechische Idiom war ihm vor all den anderen erschlossen, aber gerade er — ich bleibe im Bilde, das den zuschauenden Preisrichtern so geläufig wurde — sollte ein phaetontisches Fiasko machen —

Ikarus, Ikarus,
Jammer genug!

schon in den Augen der Zeit, wir haben es gelesen, nicht erst in den späten Blättern der Chronik jener Kämpfe.

Oder nehme ich ein anderes ebenfalls der zeitgenössischen Kritik sich unmittelbar ergebendes Bild: Bürger und Stolberg schossen nach dem Ziele, das „noch kein Schütze“ vor ihnen getroffen, und blieben mehr oder minder ab vom Schwarzen; da spannte Voss den Bogen von neuem, unzweifelhaft mit der Selbstgewissheit des Odysseus, und die Sehne sprang:

die Enden flogen ihm in den klassischen Rezensionen Wielands und Schlegels schmerzhaft ins Gesicht. Freilich, prüft man den äusseren Erfolg, so sind Stolberg und Bürger als Homerübersetzer fast vergessen, während tausende, die sich einführen sollen oder wollen in das homerische Wunderland, die Vossische Uebersetzung immer aufs neue beehren. Das ist keine Frage: Die Vossische Uebersetzung hat den äusseren Sieg behauptet, und mit mehr oder minder Ehrfurcht hat die moderne wissenschaftliche Kritik*) Bernaysens Neudruck begrüsst, Erich Schmidt sogar freundwillig zu zweien Malen auf das Kleinod hingewiesen — und ein Paar anerkennende Worte sind bei dieser Gelegenheit immer auch für den Vossischen Gesamt-Homer abgefallen. Voss lebt, und seine Vorkämpfer sind vergessen. Da ist kein Zweifel. Heil ihm, wohl uns!! —

Doch auch hier naht dem Geschichtsschreiber dieser Prozesse ein anschauliches Gleichnis, das in konkretem Bilde über den Verlauf dieser reproduktiven Strömungen zu trösten vermag: das hässliche, hartnäckige Kamel gelangt jezuweilen wohl sicherer zum Ziele, als das edle Berberross.

*) Deutsche Rundschau. 1881. Aug. — Anzeiger VIII, 52. 1881. — Deutsche Lit. Zeitung 1881. Nr. 22. — Literaturbl. für germanische und romanische Philologie 1881 Nr. 6. —

Schluss.

Also war es schliesslich doch die hexametrische Versifikation gewesen, welche das Gelingen des deutschen Homers noch in der letzten Stunde unmöglich werden liess. Das Instrument, welches Gottsched erfunden, es hatte dem Uebersetzer zweischneidig in die Hand geschnitten. Die homerische Skansion in ihrem Silbenfall taktmässig nachzubilden, war das letzte und höchste Ziel des Jahrhunderts gewesen, und die Zeilen, welche in dieser Tendenz konstruiert worden, waren nur zu oft zu unwillkürlichen Spottversen auf den deutschen Sechsfüssler geworden und zu Insulten gegen die deutsche Sprache.

Troja's söhn' izt drängten die freudigen krieger Achaia's,
Dass von der leiche hinweg sie entzitterten; aber auch keinen
Mordet' ein speer der Troer, wie heftiges muts sie auch strebten.

Doch sie zogen den todten; allein nur wenig entfernt ihm
Sollten die Danaer sein: denn sogleich hatt' alle gewendet
Ajas, ...

Klang es nicht in der That wie ein grimmer Hohn auf deutsche und homerische Poesie zugleich? Das künstlerische Medium, durch welches man einen deutschen Homer zur Erscheinung zu rufen gedachte, hatte abscheulich getrogen; es hatte getrogen auch dort, wo der Vossische Hexameter in der That unübertrefflich zu nennen war, sowohl an sich als im Vergleiche mit dem Original, denn was sind Verse wie:

Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt —

trotz ihrer vollendeten Schönheit gegenüber dem Lautschmuck und den vollen Kadenzen des Originals? Es fehlt ihnen der äussere musikalische Reiz, sie geben doch nur den wenn auch noch so poesiereinen Text ohne den eigentümlichen Klangzauber des Originals. Dazu kommt, dass dessen jedesmalige Skansion von Hause aus klar und deutlich sich offenbart und das hexametrische Rahmenwerk sich unmittelbar in das Gemüt des Lesers überträgt. Nicht so beim deutschen Hexameter, dessen Gefüge viel willkürlichere Differenzierungen und Schattierungen des Rhythmus und der Accentuation zulässt, so dass sich der metrische Rahmen, wie es bei jeder anderen deutschen Versart durchaus

der Fall, nicht als ausnahmslose Norm und zuverlässige Direktive übermitteln kann. Und in dieser Bestimmtheit ihrer Versgesetze beruht nun einmal eine Hauptwesenheit der deutschen Dichtkunst und das Hauptmoment ihrer musikalischen Wirkung und Verständlichkeit. Mit dem Versrahmen, der sich im Gehör des Geniessenden bildet, diktiert sich die Betonungsart der Einzelsilbe. Der deutsche Hexameter aber hat zu vielfältige Möglichkeiten der Füllung seines Schemas, als dass eine durchgängige Durchsichtigkeit des jedesmaligen metrischen Prinzipes erreicht werden könnte, ohne welche eine unmittelbare metrische Wirkung doch unmöglich ist. Die antiken Sprachen haben ja auch Accentuationsfreiheiten genug; da giebt es im Lateinischen syllabae ancipites genug, und der griechische Vers nimmt μοι und σοι bald als Länge bald als Kürze. Dazu kommen die Positionsregeln. Aber die Gesetze der alten Sprache für ihre Quantitätsverhältnisse sind doch ungleich normiertere. Nur unter ganz bestimmten und sofort evidenten Bedingungen wird dort eine Kürze lang und eine Länge kurz. Im Deutschen aber ist der Dichter an irgend welche Voraussetzungen, um Kürzen lang oder Längen kurz zu brauchen, gar nicht gebunden. Pyrrhichius, Spondeus, Trochäus rinnen hier völlig in einander. Und wo im griechischen Hexameter über die Quantitätsverhältnisse gar kein Zweifel auftauchen kann, da wird im Deutschen ihr Verständnis sehr erschwert und der Dichter wird der Tyrann der Sprache

und des Lesers; während in specifisch trochäischen, jambischen oder daktylischen Dichtungen das Accentgesetz sich spielend vermittelt. Wenn es im Griechischen heisst: *ἡ μὲν ἄρ' ὣς εἰποῦσ' ἀπέβη*, so lässt die Skansion keinen Zweifel; beginnt hingegen ein deutscher Hexameter etwa:

Sie aber gieng

so weiss niemand, ob er zu lesen zu habe:

— — — —
Sie aber gieng

oder: — ◡ ◡ —
Sie aber gieng.

Das ist ein missliches und durch nichts abzustellendes Ding. So diskrepiert der klassische und der deutsche Hexameter durchaus; dort schöne gesetzmässige Harmonie, hier eitel Willkür; dort unmittelbare Verständlichkeit und unverzügliches Anklingen der Tonart; dort unmittelbare Empfängnis des metrischen Rahmens, hier höchst mittelbare Oktroyierung der jedesmaligen rhythmischen Spielart und der üblen Licenzen der Silbenmessung.

Aber das ist es nicht allein. Der deutsche Hexameter ist viel zu kunstlos, um an sich als poetische Kunstform bestehen zu können, wie ja überhaupt der deutsche Vers ohne eine andere durch den Reim ihm verbundene Hälfte ein künstlerisches Halbding bleibt. Den Jambus z. B., wie oben jesagt, trägt der Odem der dramatischen Rede, und seine Wirkung stützt

die ihn begleitende Aktion. Zu epischen Dichtungen bleibt sein schmuckarmes Gefüge unzulänglich; reimlose jambische Dichtungen ausserhalb der Komöde ermüden die Sinne.

Der Hexameter unserer Bücher, abgesehen vom Distichon, das sich strophischer Bildung nähert, ist ein viel zu wohlfeiles schnellfertiges Geschöpf. Der antike ist ja bei weitem kunstvoller gerichtet und schwieriger gefügt und gegliedert; in seinem syntaktischen Parallelismus und seinem symmetrischen Organismus, in seinem ganzen inneren und äusseren Bau. Und just aus dieser feineren architektonischen Gestaltung erwuchs sein künstlerischer Effekt, wie sich eines gleichen der deutsche Hexameter nie wird rühmen können. Denn die moderne deutsche Wortfolge darf sich ja derartiger Freiheiten in der Wortstellung, aus welcher die Antike die besten Wirkungen ihrer Verskünste ableitete, nie bedienen. Ja selbst die Licenzen des antiken Hexameters in der Füllung der Versfussräume ist im Deutschen eine so eng beschnittene, weil daktylisch bedingte. Ja, daktylisch bedingte! So wird man in den effektvolleren unserer hexametrischen Dichtungen den Daktylus immer vorherrschend finden, und wo vermeintliche Spondeen sich finden, wird das deutsche normale Ohr immerdar einen unliebsamen Defekt im Rhythmus verspüren, und wären die Spondeen noch so schwer und noch so langatmig. Das erklärt sich daraus, dass das daktylische Grundschema des Hexameters dem deutschen Bewusst-

sein unauslöschlich vorschwebt und wo dieses nicht erfüllt ist, sein ästhetisches Empfinden mit der Lücke nicht versöhnt werden kann. Das deutsche Ohr ist eben an periodischen Gleichtakt und Gleichklang gewöhnt und alles unbestimmt ungebundene wird es beirren und nicht zu naivem ungeschmälerten Genusse gelangen lassen; ganz, wie z. B. Goethes Lyrik dort, wo sie ohne metrische Strenge auftritt, ihrer musikalischen Nebenwirkung und somit ihrer Vollwirkung verlustig geht. Unser rhythmisches Empfinden ist eben an feste, klare rhythmische Gliederung gebunden.

Man sage nicht, dass durchgängige Daktylen im deutschen Hexameter das Gefühl der Eintönigkeit erzeugen würden. Dieses zu bannen bleibt ja noch immer den verschiedenen Cäsuren überlassen. Aber freilich deutsche Dichtungen in Hexametern werden ein solches Gefühl der Monotonie für alle Fälle erzeugen. Unser ästhetisches Ohr erheischt einmal strophische Tongruppen, wie unser musikalisches die endliche und womöglich periodische Melodie. Der deutsche Hexameter ist ein so armes Ding; immer die gleiche Fusszahl, denn die katalektischen sind unzurechnungsfähige Embryonen; immer derselbe mannweibliche Ausgang, derselbe massive Anklang mit Ausschluss jeden Auftakts; das alles ohne irgend ein äusseres musikalisches Bindemittel als das dehnbarste Zahlgesetz. Er ist deshalb so kläglich grau, der deutsche Hexameter; ermangelt der Arme doch des üppigen Schmucks der

griechischen Diphthongen und des klaren, hellen, vollen Klangs der lateinischen Vokale. Wo diese in der antiken Litteratur zur schönsten gewichtigen und reizvollen Geltung gelangen, da muss sich der deutsche Hexameter mit seinen unaufhörlichen e's begnügen, ob sie nun tief- oder hochbetont oder unbetont, ob tonlos oder stumm seien oder wie die Nomenklatur lauten möge, die um so reicher zu werden scheint, je mehr das heruntergekommene e in sich ärmer wird. Alle Zeilen bleiben unselbständige Selbständigkeiten ohne jede architektonische Bindung in sich und für einander: das äussere Wesen der deutschen Poesie aber bildet sich aus Bestandteilen, die eines ohne das andere nichtig sind, die sich gegenseitig tragen müssen.

Das alles nun, seine äussere Ungebundenheit an ein zweites, die Unmöglichkeit einer inneren kunstvolleren Sammlung und Verschränkung, die laxe Bedingtheit seiner Raumfüllung durch konstante Konventionen der Silbenmessung machen den Hexameter zur leichtesten Versform der deutschen Poesie, die schon frühe, schon vor Haller und Hagedorn empfunden und bespöttelt wurde. In einer Sprache, die sich des Apo in Apotheker bald pyrrhichiisch und bald spondeisch bedienen darf, wie sie es bei Goethe thut*),

*) Vgl. Hermann und Dorothea:
Es kommt auch der Nachbar Apotheker mit ihm
und:
Die Apotheke zum Engel sowie der goldene Löwe.

kann der Hexameterbau wahrhaftig nicht schwierig sein; ja unter so unendlichen Licenzen vermag überhaupt ein echtes Kunstwerk nicht zu entstehen, das einmal nur in Erfüllung strenger, unumgänglicher Gesetze gedeiht. Denn jedes Kunstwerk ist an ideale Normen gekettet; je laxer diese beobachtet werden und je mehr sie sich lockern, um so tiefer sinkt die Kunst. Wird nun das quantitierende Gesetz der Antike in unser accentuierendes übersetzt, so heisst dies nicht viel weniger, als die poetischen Kunstformen der klassischen Sprachen auflösen in rhythmische deutsche Prosa, strengste harmonische Gesetzmässigkeit mit einer regellosen Regelhaftigkeit, Wesen mit Schein zu vertauschen. Und so hört denn der Hexameter für die deutsche Sprache schlechthin auf, eine Kunstform zu sein; er sinkt in ihr herab zu einem höchst schmiegsamen, schwanken Maasse, nach welchem man dichterische Prosa verrechnet, ohne sie zu Poesie erheben zu können. Denn Poesie ist Kunst; eine Kunst ohne Gesetzmässigkeit existiert nicht; im deutschen Hexameter regiert aber nur der leere Schatten einer solchen. Selbst die hexametrischen Dichtungen Goethes sind in diesem Lichte unleidige Zwittergebilde. Sie haben eine deutsche Seele, an eine Substanz gebunden, die nicht dichterisch und nicht prosaisch ist; einen deutschen Geist in einem Leibe, der nicht deutsch und nicht griechisch, weder antik noch modern ist. Das tragende Element tritt hier in ebenso weite Diskrepanz

von dem Getragenen als der Vossische Homer von seinem Urbild: wie bei Goethe der deutsche Stoff der antiken Form widerstrebt, so bäumt sich bei Voss die Form gegen die antike Materie: es fehlt der ideale Zusammenklang, welchen Mangel die Relativität seines sprachlichen Materials noch fühlbarer macht bis zur Unerträglichkeit. Bei ihm ist ein zweizüngelndes Griechisch-Deutsch entstanden, und wenn bei Goethe wenigstens das reine deutsche Dichteridiom gewahrt blieb, so schaute es doch mit einem fremden schielenden Auge in die deutsche Welt, das ihm selber erst für operiert galt, nachdem ein „klassischer Philologe“ sein schönes Epos in lateinische Hexameter transponiert hatte. Die Gesetze übrigens, die Voss zu guter Letzt für einen wahrhaft klassischen Hexameterbau noch aufgespürt hatte, sind von der Folgezeit, Geibeln etwa abgesehen, ersichtlich völlig ignoriert worden. Das waren elendigliche Schulfuschereien, nach deren Begründet- oder Unbegründetsein vor dem Herbstischen Buche kein Hahn krähte.

Aber das hexametrische Irrlicht, freilich, hat auch ohne bukolische Diärese und die famöse weibliche Cäsur im vierten Fusse weitergeflackert bis in die Tagespoesie unseres Jahrzehnts hinein. Denn wie anders soll man eine poetische Form bezeichnen, welche, nicht aus dem nationalen Boden erwachsen und ohne die erforderlichen Wurzelfasern des Keimes völlig ausser Stande, sich in dem nationalen Boden zu festigen,

dennoch über den heimischen Gründen so hartnäckig ein Jahrhundert lang ihr Wesen trieb, ja ein glänzendes Dasein so lange behauptete im Frühling wie im Messias und sich immer wieder verjüngte in neuen deutschen Homeren und endlich sich verewigte in Goethes Epen, freilich auch gerade in seiner Meisterhand in der Achilleis ihre Impotenz erwies.

Goethe selbst, es ist bekannt, hat den Bann des Trugwesens dann zuerst gebrochen, bald und doch auch spät genug. Seit 1802 hat er niemals wieder einen Hexameter gemacht.

Das ist, dass wir keine Hexameter machen sollen — lautet dann seine Erkenntnis und:

Lasst die Reime lieblich fliessen,
Lasst mich des Gesangs geniessen
Und des Blicks, der mich versteht —

und Phorkyas ruft dem Chor die vernichtenden Worte zu:

Höret allerliebste Klänge,
Macht euch schnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge,
Lasst es hin! es ist vorbei.

Niemand will euch mehr verstehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muss von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll. —

„Niemand will euch mehr verstehen", ihr kalten klanglosen antiken Metren; aus dem Herzen auch muss

dem aus dem Herzen quellenden Gehalte die Form geboren werden! —

Und durch dieses Medium des deutschen Hexameters glaubte man mit dem Homer ringen zu können! Tragisches Bemühen! Wahrhaftig, der homerische Vers hat ein Recht, diesem seinem fleisch- und blut- und gelenklosen Zerrbild die Worte zuzurufen, mit welchen die troischen Jungfrauen ihrem Entsetzen vor der gespensterhaften Phorkyas Ausdruck geben:

Wagest du, Scheusal,
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?

Ist doch unsere deutsche Sprache in ihrer phonetischen Gesunkenheit überhaupt völlig unfähig, mit der in stolzer Jugendkraft und Jugendfülle blühenden Homers sich zu messen, und dieser fernere Grund verknüpft sich jener dargelegten weiten Differenz der metrischen Instrumente, um die Epopöen Homers als schlechthin unübersetzbar zu erkennen.

Die Unübersetzbarkeit Homers hat das vorige Jahrhundert bereits mehrfach ausgesprochen und eingehend darzulegen versucht; letzteres in einer besonderen Abhandlung von N. G. Leske: Homeri versionem Germanicam non esse probandam. Lipsiae 1772. Sie fördert freilich nur zu Tage, was auf der Hand liegt. und zum Teil Wahrnehmungen, die von allen und jeden Uebersetzungen gelten. So weist Leske z. B. auf die

Unmöglichkeit hin, die Feinheit und Mannigfaltigkeit der griechischen so reichen und vielgestaltigen Partikeln und die durch sie erzeugten unübersehbaren Mittel unendlicher Schattierungen nachzuahmen. Er erkennt richtig die Unnachahmlichkeit der homerischen Tonmalerei, deren Tendenz Schlegel freilich sehr in Frage zieht, bleibt aber sonst einfachen Problemen der Fortbildung und Weiterentwickelung unsrer Sprache gegenüber pedantisch benommen. Auch weiss er nicht, dass bei der ganzen Lage ihres sprachlichen Handwerksmaterials unserer Dichtkunst durch geistige, stilistische Farbenabstimmungen zu erstreben obliegt, was sie durch sinnliche Klangeffekte und metrische Tonwirkungen zu erzeugen nicht vermag. Jedenfalls aber behauptet das, was Leske von der Unnachahmlichkeit der homerischen Diktion und ihren tonmalerischen Kräften sagt, volle Geltung für immer. Erinnern wir uns, was hier Lessing aussprach. Diese musikalische Detailmalerei des homerischen Stiles musste sich ja jedem aufthun, der je in die Epopöen eindrang und sie sich stellenweise laut zum Gehöre führte. Das Vorhandensein tonmalerischer Effekte bei Homer ist unbedenklich zuzugeben; die Frage kann hier nur sein, ob bewusste oder unbewusste Tonmalerei. Das Altertum und die Humanisten bereits hatten diesen Stil Homers erkannt. Der grosse Krieg hatte freilich die jungen Pflanzungen zerstört und es war zu Winkelmanns Zeit, mit Justis eminentem Buche zu reden, beinahe

bis zur Eklipse der griechischen Studien gekommen. Das Lateinische prädominierte. Ein erster Schimmer griechischer Einfalt und Schönheit zeigte sich sodann in wundersam vermodernisierter Strahlenbrechung in Frankreich wieder. Ich erinnere an den Telemach, an Racine. Dann aber beklagt Voltaire wieder, dass die schönste Sprache der Welt in Frankreich vernachlässigt werde. In Deutschland singt man dann seit Beginn des Jahrhunderts nach Anakreon. Gottsched und die Schweizer verarbeiten bereits Homer. Dann ist es Winkelmann zuerst, dessen ästhetische Sinne sich an der musikalischen Kleinmalerei Homers berauschen und der über die figürliche Malerei seiner poetischen Bilder und Vergleiche, von der musikalischen Malerei seiner Silben und Rhythmen freilich mehr blendende als lehrreiche Worte sagt. Es folgen Lessing und Herder. Auch in allen ihren Aeusserungen bildet die homerische Klangmalerei einen hellen Kernpunkt. Man vergleiche in Winkelmanns Kollektaneen (bei Justi S. I, 149): „Im Homer ist alles gemalt und zur Malerei erdichtet und geschaffen. Zwei Verse machen den Druck, die Geschwindigkeit, die verminderte Kraft im Eindringen. die Langsamkeit im Durchfahren und den gesamten Fortgang des Pfeils, den Pandarus auf Menelaus abschoss, sinnlicher durch den Klang, als durch die Worte selbst. Man glaubt den Pfeil wahrhaftig abgedrückt, durch die Luft fahren und in den Schild des Menelaus eindringen zu sehen“. Mittel solcher Malerei waren

die „Wahl und Zusammensetzung der Buchstaben, welche der Sprache sanften Fluss gab, den Klang der Worte mannigfaltig machte und zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben erleichterte. Wegen des Ueberflusses der Vokale konnte die griechische Sprache, besonders in dem sanften und musikalischen Dialekt Ioniens durch den Klang und die Folge der Worte aufeinander die Gestalt oder das Wesen der Sache selbst ausdrücken“. Man halte daneben, was Lessing über die Schilderung Il. I, 43 fg. im Laokoon XIII sagt: „Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache zu übertragen“, und weiterhin Aussprüche Herders. Die eine wesentliche Stelle befindet sich im Dritten kritischen Wäldchen, dessen fünfzehnte Nummer des analytischen Inhaltes also skizziert wird: „Ob Homer für uns Deutsche übersetzt werden solle. Das Fortschreitende seiner Manier und die beständig zirkelnden und wiederkommenden Züge in seinen Bildern sind kaum übersetzbar“ (vgl. Werke XX, S. 100 fg.). Herder knüpft an einige Homerstellen im Laokoon an. Nur indirekt und nach einzelnen Zügen seien sie vorgestellt. Aber sie enthielten noch in dieser Vorstellung so viel Leben, dass er an der Uebersetzung Homers durch einen Originalgeist in der deutschen Sprache nicht verzweifle. Er freilich lese Homer in griechischer Sprache. Aber insgeheim lese ihn doch jeder in seiner Muttersprache:

„insgeheim übersetzt ihn sich die Seele des Lesers, wo sie kann, selbst wenn sie ihn griechisch hört. Ich sinnlicher Leser, ich kann mir ohne diese geheime Gedankenübersetzung sogar kein wahrhaftig nutzbares und lebendiges Lesen Homers denken. — Ein anderes ist, sagt Winkelmann, Homer verstehen, ein anderes, sich denselben erklären können, und dies geschieht in meiner Seele nicht anders als durch eine geheime Uebersetzung, durch eine schnelle Umwandlung in meine Denkart und Sprache". „Uebersetze du dir den Horaz selbst, zwei-, dreimal mit immer frischen Gemütskräften", heisst es anderswo (VIII, 86); „die beste Uebersetzung bleibt doch immer die in unsrer Seele". — Unsere Muttersprache, fährt er dann oben fort, sei in Betracht, die Uebersetzerin Homers zu werden, weit über die französische und englische hinaus: „sie allein kann vielleicht einen Mittelweg zwischen Umschreibung und Schulversion finden". Nun kommt er zurück auf die Laokoonstellen, in welchen Lessing das Problem der Uebersetzbarkeit Homers berührt. Herder knüpft an die von Lessing betonte Unfähigkeit unsrer Sprache an, drei Beiwörter, wie die homerischen, zu einem Hauptwort zu fügen. Homer z. B. sage: runde Räder, eherne, achtspeichichte. So würden wir der natürlichen Ordnung des Denkens gemäss erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vorteil habe unsere Sprache nicht. Im Hinblick auf diese Erscheinung bemerkt Herder: „bei Homer fällt gleichsam

Zug nach Zug auseinander; er schreitet mit jedem Beiworte weiter; von keiner Verschränkung, von einer künstlichen Suspension des Sinnes weiss er nicht“. In diesem Fortschreitenden bestehe Homers Manier. Diese könne von keiner neueren Sprache nachgeahmt werden. Jenen Vorteil kenne keine neuere Sprache. So müsse Homer in einer Uebersetzung seine Manier, das Wesen seiner Poesie, das mit jedem Zuge Fortschreitende verlieren; „er wird prosaisiert werden, prosaisiert nicht in den Farben, in den Figuren seiner Bilder, sondern in der Art ihrer Stellung, in Komposition und Manier, und da, denke ich, hat er mehr verloren als durch jedes Andere! Ein solcher Verlust geht die Art des Ausdrucks in seinem ganzen Werke durch; er ist der grösste, denn er hindert den Gang seiner Muse“. Also aus der syntaktischen Gruppierung Homers wird seine dichterische Unverdeutschbarkeit gefolgert; bereits die alleräusserlichste Technik Homers ist bei der Differenz der elementaren und konstitutiven Mittel unnachahmlich. Zwar das Lessingische Beispiel ist unglücklich gewählt, denn jene kleine Leistung, einem Hauptwort drei Beiwörter zu gesellen, so oder so, hat unsere klassische Dichtersprache spielend vollbracht, vgl. Hermann und Dorothea. — So sei es denn, fährt Herder fort im Anschluss an Lessings Auslassung, nicht nur unmöglich, jene musikalischen Malereien in eine andere Sprache zu übertragen, sondern auch dem Fortschreitenden des Bildes, das mit jedem Zuge weiter tritt, in eine neuere

Sprache Fuss vor Fuss nachzufolgen. Aber noch eine Schwierigkeit sei zu betonen; noch eine Eigenheit, die er Homers Sprache abgemerkt habe und die von unseren Sprachen noch weiter abgehe. „Sie ist ein gewisses Wiederkommen auf einen Hauptzug, der schon da war und jetzt das Band sein soll, um das Bild weiter zu führen und die auseinander fallenden Züge zu einem Ganzen zu verknüpfen". So rolle das Bild des zürnenden, bogenbewehrten, pfeilumklirrten Gottes (Il. I) zirkelnd weiter. Der Gott, der Bogen, der Pfeil, die Wirkung desselben, alles ist vor Augen, kein Zug verloren, keine Farbe mit einem vorbeifliegenden Worte weggestorben; „er weckte jede zu rechter Zeit wiederholend wieder auf: das Bild rollt zirkelnd weiter". „So machen es nicht unsre poetischen Schilderer: sie malen mit jedem Worte und mit jedem Worte ist auch die Farbe weg, der Zug verschwunden; am Ende haben wir nur eben das Letzte, nichts mehr". Der Gedanke wird nochmals variiert: „Jedes Bild Homers ist eine musikalische Malerei; der gegebene Ton zittert noch eine Weile in unserm Ohre; will er ersterben, so tönt dieselbe Seite, der vorige Ton kommt verstärkt wieder; alle vereinigen sich zum Vollstimmigen des Bildes". Eine absolute Unübersetzbarkeit spricht aber weder Lessing noch Herder aus. Letzterer sagt vielmehr: „indessen bringen mich auch diese Schwierigkeiten noch nicht zur Verzweiflung. Auch hier wird das Genie Rat finden: es wird zerstücken und wiederholen —

sterben lassen und wieder vor's Auge bringen und dem Homer wenigstens nacheifern". Und dieses, sagt er an anderem Orte später, dürfe, wenn eine der gebildeten Sprachen Europas, die deutsche Sprache. Sie könne und dürfe der griechischen in jenem Fortschreiten der Bilder und ihrer Züge nachstreben, sie könne es aber dennoch nie erreichen (Homer, ein Günstling der Zeit VII, 261. A.). Also Unerreichbarkeit des Zieles heisst es bei Herder wie bei Lessing, nicht schlechthinige Unübersetzbarkeit. Freilich, jene Unerreichbarkeit heisst denn doch eben nichts anderes als Unübersetzbarkeit des Urbildes in idealem Sinne; und die Uebersetzbarkeit in jedem beliebigen armen Sinne wird ja keiner leugnen wollen. Uebersetzbarkeit bedeutet hier eben die Möglichkeit, in deutscher Dichtersprache ein conformes Bild des griechischen Werkes zu schaffen, und diese war es, welche Lessing und Herder verneinten. Ihr Hauptgrund war die Unfähigkeit der deutschen Sprache, sich der Syntax der homerischen anzunähern und ihre musikalischen Malereien nachzuahmen. „Tonspiele können nicht übersetzt werden", heisst es im 8. Kapitel des zweiten Bandes des Godwi, und die homerische Poesie ist wie keine zweite der Welt gebunden an solche Tonspiele. — Ja, es ist wahr, die Sprache Goethes und Schillers bleibt der Homers machtlos gegenüber. Wie aber? Diese unsere Dichtersprache, welche doch wahrhaftig die Mittel besitzt, jede Schwingung der grossen und kleinen Welt an-

und ausklingen zu lassen, hätte die Macht nicht zu ergreifender Vollwirkung einen alten Dichter in ihren Lauten zum Worte zu rufen? — Freilich wohl! Unsere herrliche Sprache kennt kein Gebiet des Gedankens und der Gefühle und wäre es noch so schönheitsprächtig und durchtränkt von allen sinnlichen Ton- und Farbenreizen, und wäre es noch so ätherisch und seine Substanz spekulativ entkörpert und transcendent vergeistigt, das sie nicht ihrem Scepter zwingen könnte. Wohl hat sie die Zauberkraft, alle Gedankenwelten unter ihre Herrschaft zu bannen, aber ihr Machtruf wird sich immer mehr geistigen als sinnlichen Nachdruck geben können. Sie wird alle ihre Grossthaten mehr mit innerlichen und gemütlichen Mitteln als mit äusserlichen vollbringen; sie wird immer mehr psychisch als physisch, mehr mittelbar auf die Sinne wirken, mehr durch seelische Affektionen als phonetische onomatopoetische und musikalische Effekte, mehr durch die Rückwirkungen des Vernommenen als bereits durch die Einwirkungen des Lautenden, mehr durch den Sprachgeist selbst als durch seine klingende Substanz wirken. Die Receptivität des Hörenden wird immer minder durch absolut phonetische und elementare als durch relativ geistige und essentielle Potenzen, minder durch die Tonspiele der Laute und Takte als durch ihre geistigen Accente bewegt werden.

Und so kann sich denn der sinnliche Klangzauber des griechischen Homers nie in einem deutschen äussern;

und wollte man zum reichsten, prangendsten Reimgewande greifen, so würde wiederum die gerühmte Einfalt sich überklingen und jene Selbständigkeit des Hexameters vernichtet werden.

So muss sich — da er anders unersetzbar bleibt — jener sinnliche Zauber des griechischen Homer im Deutschen verflüchtigen.

Ja, an diese sinnlichen Reize ist aber ein grösster und schönster Teil seiner ästhetischen Wirkung gekettet; an diese süssen, vollen, gewaltigen Harmonieen seiner Laute. Wo bleibt Homer, wo diese sich entfärben und verhallen? Ganz abgesehen davon, dass des griechischen Hexameters kunstreiche Technik die deutsche Sprache nicht annähernd nur herüberholen kann, dass der Widerstreit des Wort- und Taktaccentes im antiken Vers uns ein verschlossenes Rätsel bleibt.

An die rhythmische Musik und die Tonspiele seines Verses und seiner Sprache bleibt ein Hauptzauber der homerischen Poesie gebunden. Nehmt ihr die Lautfülle ihrer Sprache und die Melodie ihres Hexameters und ihr nehmt ihr das Leben; nehmt ihren Palästen die wunderklaren Linien, ihrem Meere sein Rauschen, ihren Landschaften Licht und Schatten, Luft und Wind, ihren redefrohen Götter- und Menschengestalten den Zauber ihres Wortes, nehmt ihr der goldenen homerischen Welt ihren Glanz und ihre Sonne.

So lasst Homer Homer denn bleiben.

Oder wolltet ihr immer wieder an der heiligen Flamme der deutschen Poesie die Herostratosfackel entzünden, den schönen Wunderbau in Asche zu legen? Und das haben sie immer wieder gethan, die trockenen Versemänner; nicht zu ihrem Ruhme, denn einer hat den Andern immer wieder grimm auf die Zehen getreten, nicht zur Wonne und zum Heile ihrer Muttersprache, in welcher doch geschrieben steht:

Eines schickt sich nicht für alle.

So ruft es endlich euren immer noch mit kindischen Zungen hellenisierenden Poeten zu:

Eurer Götter alt Gemenge
Lasst es hin. Es ist vorbei!

Er sei vorbei, der stelzbeinige Faschingszug der antiken Metren, in der deutschen Poesie! Doch in dem Elemente der alten Sprachen soll uns der Hexameter immerdar ein so vielbewundertes Kunstgebilde bleiben, als wir in seinem modernen Ableger eine peinliche Karikatur oder einen hilflosen Schatten beklagen und verurteilen.

Ende.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.